3 1761 08149776 0

BR
300
V5
J9·1

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.

Luther

auf

der Reichstag zu Worms 1521.

Von

D. Th. Kolde,
ord. Professor an der Universität Erlangen.

Halle a. S.

An unsere Mitglieder!

Wir bitten unsern Schatzmeister dem Buchhändler Herrn Max Niemeyer in Halle

1. alle noch rückständigen Beiträge einzusenden,
2. alle in dem Mitgliederverzeichniß gefundenen Fehler sowie etwa stattfindende Wohnungsveränderungen anzuzeigen.

Solchen Mitgliedern, welche in ihren Kreisen ferner für unsern Verein wirken wollen, stehen zu diesem Behuf Satzungen in jeder gewünschten Anzahl zu Gebote. Sehr erwünscht erscheint uns eine festere Organisation des Vereins, und es haben sich bereits zu diesem Zwecke Zweigvereine und Pflegeschaften bilden lassen. Diejenigen, welche an ihrem Platze dergleichen ins Leben zu rufen beabsichtigen, wollen ihre Vorschläge an unsern Schatzmeister richten.

Der Vorstand.

Zur Nachricht.

Als nächste Vereinspublikationen sind in Aussicht genommen folgende Schriften:

Ueber Kunst, Künstler und die Reformation;

Ueber Spanische Reformationsbewegungen;

sodann eine Schrift zu

Zwinglis 400jährigem Geburtstage.

In Vorbereitung ist eine Ausgabe von

Luthers Schrift: **„An den christlichen Adel“**, mit erläuterndem Commentar.

Angemeldet ist außerdem eine Schrift

über den Gegner der Reformation, Herzog Heinrich von Braunschweig

und eine

über Luthers pommerschen Freund Petrus Suave.

Luther

und der

Reichstag zu Worms.

1521.

Von

D. Th. Kolde,
ordentl. Professor an der Universität Erlangen.

Zweite Auflage.

Halle 1883.
Verein für Reformationsgeschichte.

BR
300
V5
J9.1

Drei Jahre waren verflossen, seit Luthers Thesen über den Wert der Ablässe ins Land gegangen. Was war nicht alles seitdem geschehen! Nur um sich selbst darüber klar zu werden, was die Ablässe zu bedeuten hätten, und was die Kirche darüber gelehrt haben wollte, um dann seine beunruhigte Gemeinde belehren zu können, hatte er seine berühmten fünfundneunzig Sätze aufgestellt. Es ist bekannt, welches große Aufsehen sie machten. Manche vor ihm hatten viel schärfer und entschiedener sich darüber ausgelassen, aber ihre Stimmen waren verhallt, oder man hatte sie unterdrückt, weil niemand sich ihrer annahm.

Jetzt war das anders. Je mehr die große Menge der Gläubigen unter dem Drucke der Not in den letzten Jahrzehnten nach jedem Strohhalm gegriffen, nach jeder neuen Bürgschaft der Seligkeit oder doch der dermaleinstigen Befreiung aus dem Fegefeuer, die doch immer zweifelhaft blieb, um so mehr mußte sie beunruhigt werden, als ein Mann, der als frommer und gelehrter Theologe und zudem als ein Bettelmönch bekannt war, seine Zweifel an der üblichen Ablaßpraxis laut werden ließ, und bald die ganze Universität Wittenberg ihm beistimmte. Außerdem gab es, dank dem Treiben der Humanisten, des zügellosen, kampfeslustigen Geschlechtes junger Gelehrten, die an Sprache und Gedanken der alten Klassiker sich erbauten, breite Schichten der Bevölkerung, die den Gegenstand, um den es sich handelte, zunächst zwar belächelten, aber den Streit der verhaßten Mönche unter einander nicht ungern sahen.

Gleichwohl wäre es möglich gewesen, die Sache auf dem Wege

theologischer Erörterung zum Austrag zu bringen, weil die Kirche über das Wesen und den Wert der Ablässe bisher noch keine Bestimmung getroffen, wären nur Luthers Gegner nicht sogleich mit dem Worte „Ketzer" bei der Hand gewesen, hätten sie nur nicht die Angelegenheit, um sie kurzer Hand zu erledigen, sogleich auf die Streitfrage von der Gewalt des Papstes übergeleitet.

Luthers Begegnung mit dem stolzen Kardinal Cajetan (Okt. 1518), der, ohne sich auf irgendwelche Untersuchung des Streitpunktes einzulassen, nur einfachen Widerruf dessen verlangte, was Luther unter jahrelangem Sorgen und Ringen an der Hand der Schrift als Wahrheit erkannt hatte, brachte es ihm bald zur Gewißheit, daß eine Verständigung mit den Vertretern des römischen Papsttums kaum möglich sein würde. Er appellierte an das höchste Tribunal der Christenheit, ein allgemeines Konzil. Damit wurde seine Sache zur öffentlichen Angelegenheit. Die eifrigen, aber von der Kurie schlecht unterstützten Bemühungen des päpstlichen Kammerherrn Karl v. Miltitz, sie auf den Weg privater Vereinbarung zurückzuleiten, kamen zu spät; die Gegensätze waren schon zu weit gediehen, Luthers Lehre war schon nicht mehr allein die seine.

Dann kam es im Sommer 1519 zur Leipziger Disputation mit Johann Eck von Ingolstadt über das göttliche Recht des Papsttums. Gedrängt von dem eitlen, prahlerischen Gegner, der es für den höchsten Ruhm hielt, einen Mann wie Luther nicht nur zu überwinden, sondern der Ketzerei zu überführen, hatte dieser sich immermehr entfernt von den üblichen Theorieen über Papsttum und Kirche. In der Erinnerung der deutschen Christenheit galt das Konzil von Konstanz 1414—1418 mit seinem Kaiser Sigismund als eins der glänzendsten und wichtigsten, welche die Kirche je gesehen, der dort verurteilte und verbrannte Joh. Hus als einer der verruchtesten Ketzer aller Zeiten. Man wußte nicht mehr viel von seiner Lehre, aber man brachte dieselbe in unmittelbare Verbindung mit den Greuelthaten der Husiten, die noch in aller Munde waren. Unter diesen Umständen begreift es sich, daß es nicht geringes Aufsehen machte, als Luther sich im Eifer der Disputation die Bemerkung entschlüpfen ließ, daß auch die Konzilien irren könnten, daß einige Artikel des Hus, die in Konstanz verurteilt worden, ganz christlich seien. Da wurde auch mancher unter seinen Freun-

den besorgt, während die Feinde über diese offene Ketzerei triumphierten. Aber Luther ließ sich nicht schrecken. Eingehenderes Studium der Schriften des Hus bestätigte die früher nur gelegentlich hingeworfene Bemerkung. Die Entdeckung, daß er längst, ohne es zu wissen, manche Sätze des Hus gelehrt habe, machte ihn vielmehr zuversichtlicher. Stand er doch mit seinen Überzeugungen nicht mehr allein. Das sei ja freilich gleichgültig, ob Hus oder sonst jemand etwas gesagt habe; bei der Wahrheit des Evangeliums müsse man bleiben, ließ er sich vernehmen.

Während er sich immer mehr in diese Wahrheit, als deren Zeugen er Hus erkannt hatte, zu vertiefen strebte und in zahlreichen Schriften die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und ihre Folgerungen zumeist in deutscher Sprache den heilsbegierigen Laien erklärte, stand der Kampf mit den Widersachern keinen Augenblick still.

Zu den religiösen Motiven des Angriffs gegen ein verderbtes Kirchentum waren durch allerlei Einflüsse und Erkenntnisse nach und nach auch nationale gekommen.

Als echter Mönch war Luther aufgewachsen, ohne Familie, ohne Vaterland. Da, in den Tagen des Kampfes um die höchsten religiösen Güter, fielen ihm Schriften in die Hände, die vor ihm eine neue Welt aufthaten. Auf das unmittelbar religiöse Leben, auf die Frage vom Heil und seine theologische Begründung hatte sich bisher sein Streben gerichtet. Jetzt zum erstenmale erkannte er, daß die Schäden des kirchlichen Lebens, seine Knechtung durch ein allmächtiges, des evangelischen Grundes entbehrendes Papsttum, allmählich auch tiefgreifende soziale Schädigungen zur Folge gehabt, daß es sich nicht um einzelne Mißbräuche handle, sondern um das ganze System der römischen Kurie, das, Gut und Blut und Leben vernichtend, die edle deutsche Nation, einst die erste der Christenheit, mit eisernen Krallen umspanne. Es war eine furchtbare Erkenntnis, und sie war um so eindrucksvoller, je überraschender sie kam. Mit bewundernswürdiger Klarheit übersah er bald das Ganze, erkannte er das Ineinandergreifen der einzelnen Maschen, die eine fast tausendjährige Entwickelung zu dem kunstvollen Netze gesponnen hatte, das dermalen die Christenheit, und nicht zum wenigsten die deutsche Nation, gefesselt hielt.

Sofort war er Feuer und Flamme, beeilte er sich, seine Erkenntnis zum Gemeingut zu machen. Und wenn es nun nicht möglich war, das Ziel, den Sieg der evangelischen Wahrheit, im Kampf mit den Theologen zu erreichen, wenn eine Reformation der Kirche und alles dessen, was einer gründlichen Besserung bedürftig, wie jetzt schon offenbar, durch Papsttum und Hierarchie nicht zu erwarten stand, — dann von unten, durch die Laien, den Kaiser, den Schutzherrn der Christenheit, die Fürsten, besonders auch den christlichen Adel, der jetzt vor allem den Reformationsgedanken sich zuzuneigen schien — waren sie doch alle berufen zu Priestern Gottes des Allerhöchsten!

In schwerem inneren Kampfe waren diese Gedanken in ihm geboren worden, denn er war sich der Tragweite derselben durchaus bewußt. Gelang es, sie durchzuführen, so mußte die Welt ein ganz anderes Aussehen gewinnen: sie waren ein Protest gegen die ganze bisherige Entwickelung in Kirche, Staat und Gemeinde. Aber: „Was heißt Papst? Was Welt? Was Fürst dieser Welt? daß ich um seinetwillen die Wahrheit des Evangeliums, für die Christus gestorben ist, verleugnen sollte? Es sei wohlauf, wer wohlauf ist, es gehe zugrunde, wer zugrunde geht, ich werde mit Gottes Hilfe immer so denken." So hatte er schon ein Jahr früher, 1519, geschrieben.

Nun folgte Schlag auf Schlag: die Schrift „Vom Papsttum zu Rom", „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche". Man kann sich die Aufregung, die durch diese Schriften in deutschen Landen und weit darüber hinaus hervorgerufen wurde, nicht groß genug vorstellen. In jener leselustigen Zeit, bei dem regen religiösen und kirchlichen Interesse, welches das deutsche Volk damals beseelte, drangen sie bis in die untersten Schichten des Volkes. Der Wittenberger Professor schien nur das ausgesprochen zu haben, was alle meinten oder doch ahnten. Kein Zweifel, daß viele gerade durch den nationalen Ton, den Luther jetzt anschlug, gewonnen wurden. Auch solche, die sich bisher mit Entsetzen von dem neuen Ketzer hinweggewandt hatten, waren jetzt von der Glut seiner Begeisterung mit fortgerissen.

Ulrich v. Hutten, der streitbare Poet, und andere, die nicht

wenig dazu beigetragen hatten, Luther über die Schädigung Deutschlands durch Rom und seine Sendlinge aufzuklären, hatten seit Jahren sich in ähnlicher, ja noch schärferer Weise gegen Rom und die Römlinge vernehmen lassen. Was man hier las, war doch in ganz anderem Tone geschrieben. Wo dort nur glühender Haß, der doch auch das eigene materielle Interesse im Auge hatte, das Wort führte, war es hier die Sprache heiligen Zornes, der sein strafendes Schwert gegen alles das erhebt, was das römische Papsttum im Laufe der Zeit gegen die deutsche Nation und gegen die Kirche gesündigt, was das Reich Gottes nicht kommen lassen will.

Das haben freilich längst nicht alle verstanden, weder damals, noch heute. Nicht wenige vernahmen daraus nur, was ihnen lieb war: den Aufruf zur Befreiung vom römischen Joche, woran sich manche selbstsüchtige Hoffnung auf bessere Tage knüpfte. Die heruntergekommenen Ritter, das ruhelose Volk der Humanisten, die vom Erfolge des Augenblicks lebten, hätten wohl am liebsten sogleich losgeschlagen, um mit den Waffen in der Hand ein goldenes Zeitalter heraufzuführen. Auch bei Luther finden sich Stellen, in denen er an die Möglichkeit denkt, daß es darüber zum Kriege kommen könnte, wenn die Wut der Romanisten sich einem Konzil widersetzte. Er spricht es rückhaltlos aus, daß dann kein Mittel übrig bliebe, als daß Kaiser, König und Fürsten durch Waffengewalt im blutigen Kriege ihr Recht erkämpften. Er würde sich auch nicht wundern, wenn unter dem ungeheuren Gewissensdruck die Fürsten, Adel und Laien den Papst, Bischof, Pfaff und Mönch über die Köpfe schlügen und zum Lande hinausjagten. Aber das Recht, im Notfalle Gewalt anzuwenden, schreibt er doch nur der Obrigkeit, keineswegs, wie man es oft verdreht hat, der großen Menge, dem Pöbel, zu. Auch er träumte wohl in jenen Tagen des Erfolges zuweilen davon, daß das Papsttum über Erwarten schnell vernichtet werden könnte; aber von jenen Umsturzplänen und von gewaltthätigem Eingreifen fürs Evangelium wollte er weder jetzt noch später etwas wissen, und je mehr er davon erfuhr, um so entschiedener sprach er sich dagegen aus. „Durchs Wort ist die Welt besiegt worden, durchs Wort ist die Kirche geschützt worden, durchs Wort wird sie wiederhergestellt werden." Das war seine felsenfeste Überzeugung, die weder Aussicht auf Macht

und Ehre, noch drohende Gefahr erschüttern konnte. Und wie sein eigenes Glaubensleben immer fester und sicherer und innerlicher wurde, zeigt seine kleine, ewig junge Schrift aus denselben Tagen des erbittertsten Kampfes: „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Aus der ganzen Tiefe seines Glaubensbewußtseins geboren, in einfacher, zu Herzen gehender Sprache, stellt sie das Glauben, Lieben und Hoffen eines Christenmenschen dar, wie er, unbekümmert um Welt und Not dieser Welt, in der engsten Gemeinschaft mit Christo in der Ewigkeit fußend, gerade darum in und für diese Welt wirken muß. In zwei Sätzen faßt er das Ziel des christlichen Lebens zusammen: „Ein Christenmensch ist ein ganz freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan" und „Ein Christenmensch ist ein ganz dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan". „Es ist", wie er selbst sagt, „ein klein Büchlein, so das Papier wird angesehen, aber doch die ganze Summa eines christlichen Lebens drinnen begriffen." „Ich bin gewiß, daß der, der im Himmel sitzt und alles leitet, von Ewigkeit den Anfang, den Fortgang und das Ende dieser Sache vorausgesehen hat", schrieb er Anfang Oktober 1520 in einem Briefe. „Wie es auch kommen mag, mich wird es nicht irre machen. Es ist ein Geringes, daß wir für das Wort sterben, nachdem dieses, selbst Fleisch geworden, vorher für uns gestorben ist." So war er selbst ruhig, voll Vertrauen, in sich gewiß, während draußen um ihn herum alles gärte, stürmte und tobte.

In dieser Zeit der allgemeinen Aufregung brachte Joh. Eck die römische Bannbulle nach Deutschland. Erst nach langen Beratungen war sie am 15. Juni 1520 endlich fertiggestellt worden. Sie war in den stärksten Ausdrücken abgefaßt. Sie beginnt mit den Worten des 74. Psalms: „Mache dich auf, Herr, und richte deine Sache, gedenke der Schmach, die dir von den Thoren widerfährt den ganzen Tag. Neige dein Ohr zu unseren Bitten, denn die Füchse wollen deinen Weinberg verwüsten. Ein Eber aus dem Walde sucht ihn zu zerstören, ein wildes Tier weidet ihn ab u. s. w." Nach Ablauf einer Frist von 60 Tagen, die man ihm noch zum Widerruf der 41 namhaft gemachten Artikel gönnen wollte, sollte er als ein hartnäckiger Ketzer, als ein verdorrter Ast von der Christenheit abgehauen werden.

So hatte denn Rom sein letztes Wort gesprochen; das Ziel war erreicht, so meinten die Gegner.

Es war doch ein Schlag ins Wasser gewesen. Der Bannstrahl wollte nicht zünden. Wie sehr die Achtung vor der päpstlichen Gewalt in deutschen Landen erschüttert war, ließ sich daraus erkennen, welchen geringen Eindruck die päpstliche Bulle machte. Nicht wenige Bischöfe fanden es unangezeigt, dieselbe zu publizieren, wie sehr auch Joh. Eck drängen mochte. Zwar durfte derselbe in mehreren Diöcesen die Bannbulle anschlagen lassen, und er scheute sich nicht, von dem unerhörten Rechte, nach Belieben einige Anhänger Luthers — es waren zum Teil seine persönlichen Feinde — als Mitgebannte zu bezeichnen, Gebrauch zu machen; die Hauptsache war doch, wer das päpstliche Verdammungsurteil ausführen würde. Alle christlichen Gewalten waren, falls Luther nicht widerrief, unter Androhung schwerer Strafe aufgefordert worden, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn in die Hände des Papstes zu liefern; aber es rührte sich niemand. Vielmehr erhoben sich gewichtige Stimmen auch von solchen, die sich durchaus nicht auf Luthers Seite stellen wollten, die in dem Vorgehen des Papstes eine ungeheure Anmaßung, ein Eingreifen in die Rechte des Kaisers und des Reiches sahen und empört darüber waren, daß man Luther ohne Verhör verurteilt habe. Von allen Seiten, aus allen Ständen bekam er aufmunternde Worte zu hören. Spalatin berichtet einmal aus jener Zeit, daß er bei Luther an die 30 Briefe von Fürsten, sonstigen hohen Herren und Gelehrten aus allen deutschen Gauen vorgefunden habe, von Pommern bis nach der Schweiz, vom Breisgau bis nach Böhmen.

Die Wittenberger Universität beschloß, die Bulle nicht zu veröffentlichen. Man gab als Grund an, daß der Papst kaum davon etwas wissen werde, oder nur durch Eck aufgereizt worden sei. Die kurfürstlichen Räte waren damit einverstanden. Vergeblich suchte Eck die umwohnenden Bischöfe zur Ausführung der Bannbulle zu bewegen, sie waren machtlos.

Von dieser Seite hatte also Luther nichts zu fürchten. Und was bedeutete ihm in religiöser Beziehung noch der Bann des Papstes? Daß derselbe einem freien Christenmenschen, der sich eins weiß mit Christo, in seiner Seligkeit nicht hinderlich sein

könne, darüber war er längst gewiß geworden und hatte es öffentlich ausgesprochen. Gelegentlich bemerkt er einmal seine Freude darüber, daß er durch die Exkommunikation auch von den Gesetzen seines Ordens gelöst sei, nur im Kloster und im Mönchskleide gedenke er zu bleiben.

Der Bann des Papstes veranlaßte ihn nicht, auch nur einen einzigen Satz zurückzunehmen, vielmehr verschärfte er sie noch in den gegen die Bulle gerichteten Traktaten, in denen er auch klarer und bestimmter, als früher, die heilige Schrift als die alleinige Grundlage des Glaubens bezeichnete, nach der alles gerichtet werden müsse: „Die Schrift ist unser Recht und Trotz, damit wir auch einem Engel vom Himmel mögen widerstreben, wie St. Paulus Gal. 1, 8 gebeut, geschweige einem Papst und Konzil."

Gleichwohl erneuerte er auf den Rat guter Freunde, damit es nicht scheine, daß er auf sein gutes Recht verzichten wolle, am 17. November 1520 seine Appellation an ein frei christlich Concilium, das wirklich etwas sei, auch wenn der Papst mit seinen Drohungen es zu nichts machen wolle, „so er wohl weiß, daß, wiewohl es noch nit versammelt ist, so sind doch die vorhanden, die in ein Concilium gehören, nämlich die christliche Gemeine". Und schon in der Schrift an den Adel hatte er dargethan, daß, falls der Papst es hindere, es Sache des Kaisers wäre, ein Konzil zusammenzuberufen. An den Kaiser selbst hatte sich Luther am 30. August gewandt mit der Bitte, es nicht zuzulassen, daß er ohne Verhör verurteilt werde, und jetzt ermahnte er in der Schrift gegen die Bulle des Antichrists Kaiser und Fürsten, nicht zu schweigen zu den aus der Tiefe kommenden Stimmen des Antichrists. —

Nach langen Wahlkämpfen hatte sich die deutsche Nation ein neues Haupt gegeben in dem Könige Karl von Spanien, dem Enkel Maximilians. Was erwartete man nicht alles von diesem Fürsten! Aller Herzen im Volke schlugen ihm entgegen. Man vernahm es gern, was er schon im Oktober 1519 den Ständen verkünden ließ, daß er Frieden und Recht und gute Ordnung im heiligen Reiche aufrichten wolle. Es belebte sich die Hoffnung, daß es diesem Beherrscher so weiter Länder gelingen werde, das Reich zu alter Macht und Herrlichkeit zurückzuführen. Wie er sein Re-

giment auffaßte, die absolutistischen Neigungen seiner spanischen Vorfahren gelegentlich auch gegenüber dem Klerus zur Geltung zu bringen verstand, davon wußte man wohl in Deutschland noch nichts. Wenn irgendjemand, da war kein Zweifel, in den augenblicklichen politischen und kirchlichen Wirren zu helfen, dem drohenden „Brand von ganz Germanien" entgegenzutreten vermochte, so war es der Kaiser. So dachte das Volk, so dachten die Fürsten, ein Friedrich von Sachsen und der Kurfürst von Mainz, die ihn in eindringlichen Worten schon am 19. Februar 1520 ermahnt, seine Reise ins Reich zu beschleunigen, da beinahe alles Recht, Gesetze und gute Sitten in der kaiserlosen Zeit zusammenzubrechen drohten.

Wie Luther selbst, erwartete ein großer Teil der deutschen Nation, daß er sich des unrechtmäßig gebannten Ketzers annehmen würde, andere, die dem Wittenberger Mönche feindlich gesinnt waren, wie Hieronymus Emser, hofften doch von ihm, daß mit seiner Hilfe eine ernstliche Reformation der Kirche zustande kommen würde; denn „alle Stände seien gebrechlich, zuvoran die Geistlichen vom obersten bis auf den niedersten", und wünschten ihm deshalb die Weisheit Salomonis und Daniels. Aber auch die päpstliche Kurie wußte, daß sie nur zum Ziele kommen könnte, wenn es ihr gelang, von der höchsten Gewalt die Vollziehung der Bulle auszuwirken.

So lagen die Verhältnisse, als Karl V. im Herbst des Jahres 1520 nach Deutschland kam, um sich am Grabe Karls des Großen die Kaiserkrone aufzusetzen und seinen ersten Reichstag zu halten. Er war noch sehr jung, kaum 20 Jahre alt, zart gebaut, von mittlerer Größe, blassen Antlitzes, noch bartlos, von ruhiger Haltung, ernster als es seine Jahre erwarten ließen, in jedem Zuge ein Spanier, obwohl er gern an seine niederländische Geburt erinnerte.

Es lag nahe, den jungen Fürsten für unselbständig zu halten: es komme nur darauf an, ihm und seinen Ratgebern die Dinge im rechten Lichte darzustellen. Jede Partei hielt es für ein leichtes, ihm ihre Pläne in die Hände zu spielen, vor allen Dingen die Humanisten und Ritter, ein Ulrich v. Hutten und Franz v. Sickingen und Genossen, die sich als die Führer der lutherischen Partei gebärdeten und mit ihren Kriegsplänen die ganze Welt erfüllten.

Wer sie reden hörte, konnte meinen, es stände eine ganze Armee hinter ihnen, die nur ihres Winkes gewärtig war, und bisweilen glaubten sie es wohl auch selbst. Jedenfalls machte ihr Kriegsgeschrei Eindruck, ängstete die Romanisten, schürte das Feuer, vergrößerte die allgemeine Unruhe und verstärkte die Hoffnungen des gemeinen Mannes. Obwohl sie es ungern hörten, daß der Kaiser von einer großen Zahl kirchlicher Würdenträger umgeben sei, meinten sie doch, ihn schon deshalb leicht für sich gewinnen zu können, weil er ihnen verpflichtet wäre.

Und es war nicht zu leugnen, als es sich darum handelte, wer von den beiden Bewerbern, Franz I. von Frankreich oder Karl von Spanien, die deutsche Krone erhalten sollte, hatten die Ritter nach Möglichkeit für den letzteren Stimmung gemacht; ein Heerhaufen unter Sickingens Führung war nicht ohne Bedeutung dafür gewesen, daß man sich schließlich für den Spanier entschied. Hiernach glaubte man erwarten zu dürfen, daß der Kaiser sich ihnen, den Patrioten, dankbar erweisen würde. Es war nicht anders denkbar, als daß der Kaiser seinen Vorteil erkennen und sich der Ritterschaft, die doch einmal der Kern und Stern des Reiches wäre, bedienen werde, um Deutschland von dem römischen Joche zu befreien und Luthers Reformgedanken auszuführen.

„Ich hoff die sach soll werden gut
So Karolus, das edel plut,
Die sach tät für sich nehmen."

So sang man im Liede, während Luther in seiner treuherzigen Weise, erfüllt von dem mittelalterlichen Gedanken, daß der Kaiser das Haupt der Christenheit, der Schutzherr der Kirche sei, meinen konnte, es sei nur nötig, dem jungen Fürsten die Augen zu öffnen, um ihn für das Evangelium zu gewinnen. So rechneten die einen; nicht minder geschäftig waren die anderen, den Kaiser von Luthers Ketzerei und von seiner Pflicht, der Kirche den strafenden Arm zu leihen, zu überzeugen. In Rom hatte man zwei Männer ausgewählt, die dem Kaiser entgegengeschickt wurden, den Protonotar Caraccioli und den Vorsteher der vatikanischen Bibliothek, Hieronymus Aleander. Besonders dem letzteren war die Vertretung der Sache gegen Luther übertragen. Er durfte als ein hervorragender Humanist gelten. Vor einem Jahrzehnt hatte er sich besonders als

Lehrer des Griechischen in Paris großes Ansehen erworben. Später war er in die Dienste des Bischofs von Lüttich, dann in die des Papstes getreten. Italiener von Geburt und Anschauung, hatte er auch noch in seiner letzten Stellung mit den deutschen Gelehrten in Beziehung gestanden. Vielleicht hat man ihn deshalb gerade für den geeignetsten Mann zu dieser Nuntiatur gehalten; indessen als er jetzt als päpstlicher Legat erschien, also als Gegner Luthers, galt er den Freunden als ein Verlorener, als ein Verräter an den schönen Wissenschaften und Schmeichler der römischen Courtisanen. Kein Mensch wollte etwas von ihm wissen. Glühender Haß folgte ihm auf allen seinen Wegen.

Der Kaiser hatte sein Hoflager in Flandern, in seinen Erblanden, aufgeschlagen, als die päpstlichen Legaten ihn mit der Bulle erreichten. Sie hatten nicht nötig, ihn erst mit Luthers Sache bekannt zu machen. Er hatte längst Kunde davon; nicht daß er sich etwa eingehender mit der religiösen und kirchlichen Bedeutung der Frage beschäftigt hatte, welche die Nation, an deren Spitze er jetzt treten sollte, in so hohem Grade erregte, — aber er hatte sie in den Kreis seiner politischen Berechnung gezogen. Bereits im Mai des Jahres 1520 hatte der kaiserliche Gesandte in Rom darauf aufmerksam gemacht, welcher Vorteil daraus zu ziehen wäre, wenn der Kaiser „einem gewissen Martin Luther einige Gunst angedeihen lasse, der sich am Hofe von Sachsen befinde und durch die Sachen, die er predige, dem römischen Hofe Besorgnis einflöße". Jetzt bekamen die Nuntien zu hören, daß der Kaiser dem Papste gefällig sein werde, wenn dieser ihm gefällig wäre und seine Feinde nicht unterstütze. Das waren die Gesichtspunkte, unter denen Karl V. und seine Räte die Angelegenheit betrachteten. Die Frage, ob dem armen Mönche, um dessen Verurteilung es sich handelte, unrecht geschähe, kam gar nicht in Betracht. Daß derselbe ein Ketzer sei, nachdem ihn der Papst dafür erklärt, daran zweifelte Karl, auferzogen in der strengsten Verehrung gegen die Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt, keinen Augenblick. Der Gedanke, daß es seine Pflicht sein könnte, ihn gegen seine Feinde zu schützen, ist ihm ernstlich wohl niemals gekommen; aber man konnte die Sache hinhalten, die letzte Entscheidung an Bedingungen knüpfen, die der Papst vielleicht ohnedem weniger geneigt sein würde zu erfüllen.

Wie hatte man sich doch auf beiden Seiten in diesem Manne getäuscht!

Es waren sehr bestimmte Gefälligkeiten, welche die kaiserliche Regierung von der römischen Kurie erwartete. Daß über kurz oder lang der Krieg mit Frankreich unvermeidlich war, unterlag keinem Zweifel, und eben jetzt verbreitete sich das Gerücht, daß der Papst, auf dessen Stellungnahme viel ankam, sich mit Franz verbinden wolle. Das mußte verhindert werden. Der andere Punkt betraf eine innere Angelegenheit des spanischen Reichs. Dort hatten vor kurzem die Stände von Aragonien vom Papste einige Breven ausgewirkt, durch welche die Macht der Inquisition nach gewissen Richtungen eingeschränkt werden sollte. Indessen glaubte die Regierung der bisherigen Inquisitionspraxis, die nach und nach zu einer wichtigen Stütze des absolutistischen Regiments geworden war, nicht entraten zu können, und verlangte daher die Rücknahme der päpstlichen Erlasse. Je nachdem die Verhandlungen über diese Punkte fortschritten oder einen Stillstand erfuhren, zeigte man sich im kaiserlichen Rate mehr oder weniger geneigt, auf die päpstlichen Wünsche einzugehen.

Daß der Kaiser ohne weiteres die päpstliche Bulle zur Ausführung bringen werde, wie der Legat erwartet haben mochte, erreichte er unter diesen Umständen zwar nicht, aber man kam ihm entgegen, und er hatte sogleich den Eindruck, daß der Kaiser ein sehr „christlicher" Fürst sei. Es gelang ihm, ein Edikt auszuwirken, welches die Verbrennung von Luthers Schriften in des Kaisers Erblanden befahl. Er beeilte sich, es selbst, und zwar zuerst in Löwen, zur Ausführung zu bringen. „Der Kaiser und seine Räte", rühmte er sich, „sahen die Bücher schon brennen, ehe sie sich noch recht bewußt geworden, daß sie das Mandat zugestanden." Aleander hielt diese Autodafees, die er nach Möglichkeit zu veranstalten suchte, für außerordentlich wichtig: dadurch würde die Bulle am besten bekannt gemacht; thue dann die Predigt der Mönche das Ihrige dazu, um das Volk über Luthers Ketzerei aufzuklären, so werde man bald gewonnenes Spiel haben.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kunde von den ersten Erfolgen der päpstlichen Gesandten beim Kaiser die phantastischen Erwartungen der Ritter bedeutend ermäßigte. Indessen gaben sie die Hoffnung

noch nicht auf. Eine enge Freundschaft zwischen dem Kaiser und einem Leo hielt Hutten für unmöglich. Er unterließ wenigstens nichts, um sie zu verhindern. Ein offenes Schreiben an den Kaiser, worin er ihm die römische Tücke offenbart, hatte diesen sogleich beim Betreten des deutschen Bodens begrüßt. Er wurde nicht müde, dasselbe, nur mit immer schärferem Wort, in immer drastischerer Weise, zu sagen.

Eben damals schloß er sich auch fester an Sickingen an. Aus Mainz vom Hofe des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg verjagt, hatte er auf der Ebernburg, Sickingens Feste, Aufnahme gefunden. Dort lebten sie nun zusammen und planten große Dinge für des christlichen Standes, aber auch des ihrigen Besserung. Mit wachsender Teilnahme vertiefte sich Sickingen unter Huttens Leitung in Luthers Schriften. Das Interesse an seinen religiösen Gedanken überwog bald die Bewunderung der kühnen Entschlossenheit des Wittenberger Mönches, die ihm zuerst des Ritters Herz gewonnen hatte. Er war bereit, in jeder Beziehung für ihn einzutreten. In seinem offenen, geraden Sinn, der sich so leicht hatte überzeugen lassen, konnte er meinen, dem Kaiser müßten die Augen aufgehen, wenn er nur einmal Luthers Schriften läse. Man sollte sie zu diesem Zweck ins Französische übersetzen lassen; zweitausend Gulden seines Jahrgehalts wolle er darum geben, ließ er sich vernehmen. —

Wie anders, wie viel klarer sah doch Luther die Wendung der Dinge an! Der Traum, daß sein mahnendes und tröstendes Wort die Fürsten und Gewaltigen erwecken werde, mannhaft für das Evangelium einzutreten, war nur von kurzer Dauer gewesen. Während er fortfährt, sie zu ermahnen, zweifelt er bald am Erfolge. Schon im Oktober hatte er gehört, daß am Hofe des Kaisers die Bettelmönche die Herrschaft hätten und daß von Karl nichts zu hoffen wäre. „Kein Wunder", sagt er, „verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, sie können ja nicht helfen" (Ps. 146, 3). Und wenige Wochen später schrieb er an seinen Freund Spalatin: „Ich freue mich, daß du endlich siehst, daß die Hoffnungen der Deutschen thöricht sind, so daß du lernen wirst, nicht auf Fürsten zu vertrauen, und aufhören wirst, am Urteil der Menschen zu hängen, ob sie nun meine Sache loben oder verurteilen. Wenn das Evan-

gelium so wäre, daß es durch die Machthaber der Welt verbreitet oder geschützt werden könnte, hätte es Gott nicht Fischern übertragen. Nicht ist es, mein Spalatin, die Sache der Fürsten oder der Prälaten dieser Welt, das Wort Gottes zu schützen, und nicht deshalb bitte ich um irgendjemandes Schutz, da sie vielmehr einander helfen müssen gegen den Herrn und seinen Christus. Was ich betreibe, betreibe ich vielmehr deshalb, daß sie durch ihren Dienst gegen mich sich selbst das Wort Gottes verdienen und durch dasselbe selig werden. Derer jammert mich, die es gehört und verstanden haben; denn es ist nicht möglich, daß sie ohne ewiges Verderben dasselbe verleugnen, verlassen und heucheln, worunter, wie ich fürchte, viele von unseren Feinden gefunden werden dürften. Man muß um den Geist der Tapferkeit beten. Es ist eine schwere Sache, mit allen Prälaten und Fürsten in Widerspruch zu stehen; aber es bleibt kein anderer Weg, um der Hölle und der ewigen Verdammnis zu entgehen."

Ihm selbst fehlte es an dem Geist der Tapferkeit nicht. Bereits im Juni hatte er erklärt, er werde mit einer Verbrennung des ganzen päpstlichen Rechts antworten, falls die Gegner, wie man drohte, seine Bücher verbrennen würden. Jetzt auf die Kunde, daß die Drohung zur Wahrheit geworden war, schritt er zur That. Es war kein augenblicklicher Ausbruch des Zornes, sondern eine wohlüberlegte Sache. Schon am 28. November wußte er von dem Treiben der geistlichen Legaten. Als Spalatin am 2. Dezember in Wittenberg war, hörte er, daß Luther die päpstliche Bulle sogar auf der Kanzel verbrennen wolle, er warte nur noch auf sichere Kunde von einem neuen Verbrennungsprozeß, der in Leipzig stattgefunden haben sollte; aber erst eine Woche später entschloß er sich, das Gegenstück vorzunehmen. Es war am 10. Dezember 1520, als die akademische Jugend durch folgenden Anschlag mit seinem Vorhaben bekannt gemacht wurde: „Jeder, der sich an das Studium der evangelischen Wahrheit hält, der sei um 9 Uhr außerhalb der Stadtmauer bei der heiligen Kreuzeskirche, wo nach altem und apostolischem Brauche die gottlosen Bücher der päpstlichen Institutionen und der scholastischen Theologie verbrannt werden sollen, denn so weit ist die Verwegenheit der Feinde des Evangeliums fortgeschritten, daß sie die frommen und evangelischen Bücher

Luthers verbrannt hat. Wohlan denn, du fromme studierende Jugend, tritt zusammen zu diesem frommen und religiösen Schauspiel; vielleicht ist jetzt die Zeit, in der der Antichrist offenbar werden soll."

Haufenweise strömten, wie begreiflich, die Scholaren zu der bezeichneten Stätte; unweit des Elsterthores, in der Nähe des Spitals, hatte man einen Scheiterhaufen errichtet. Luther legte die päpstlichen Rechtsbücher darauf, ein Magister zündete den Holzstoß an. Dann warf Luther die Bannbulle in die lodernde Flamme mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer." Gleich darauf verließ er den Platz; ihn begleiteten die angesehensten Doktoren und Magister und sonstigen Universitätsangehörigen. Mehrere Hundert Studenten blieben jedoch beim Feuer zurück und trieben ihren Spott, indem die einen das Tedeum, andere über die Dekretalen Leichengesänge anstimmten. Das Feuer wurde unterhalten, und nachmittags setzten die Studenten die Verbrennung fort. Unter allerlei Mummenschanz und Possen fuhren sie in der Stadt umher und brachten ganze Wagenladungen von Büchern von Luthers Gegnern zusammen, die sie dem Feuer überantworteten. Dieses Treiben der ausgelassenen Jugend war nun nicht nach Luthers Geschmack. Weder er noch Melanchthon oder Karlstadt hatten sich am Nachmittage sehen lassen. Ihm war es bitterer Ernst. Er wußte sehr wohl, was er gethan, daß er nunmehr die letzte Brücke hinter sich abgebrochen; und sogleich am nächsten Tage nahm er in der Vorlesung Gelegenheit, seine Studenten darauf hinzuweisen, worauf es bei alledem ankäme: vor den päpstlichen Satzungen sollten sie sich hüten. Mit dem Verbrennen der Bulle und der päpstlichen Rechtsbücher sei es noch nicht genug: der Papst, das heißt, der päpstliche Stuhl, müsse verbrannt werden. „Wenn ihr nicht von ganzem Herzen dem Reiche des Papstes entsagt, könnt ihr eurer Seelen Seligkeit nicht erringen. Es hüte sich also jeder, der für seine Seele sorgen will, daß er nicht Christum verleugne, indem er dem Papste zustimmet."

Unterdessen waren die päpstlichen Legaten nicht müßig gewesen. Neben dem Kaiser schien es vor allen Dingen wichtig,

Luthers Landesherrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, für sich zu gewinnen. An ihn hatten sie spezielle Breven und mündliche Aufträge. Da der Kurfürst um seines Podagras willen nicht an der Krönung Karls teilgenommen, sondern in Köln zurückgeblieben war, trafen sie erst nach derselben dort mit ihm zusammen. Friedrich wäre ihnen gern ausgewichen. Acht Tage, klagte später Aleander, habe der Kurfürst sie auf eine Audienz warten lassen. Da traten sie am 4. November in der Messe an ihn heran, übergaben ihm die päpstlichen Schreiben und wiederholten ihm den Wunsch des Papstes, er möge die Bulle vollziehen, Luthers Bücher verbrennen, ihn selbst strafen, oder gefänglich einziehen, oder nach Rom schicken. Mit großer Beredsamkeit schilderte Aleander das Verderben, das von Luther ausgehe, und wagte sogar die kühne Behauptung, daß der Kaiser und die übrigen Reichsfürsten den päpstlichen Forderungen nachkämen; er allein sei noch übrig.

Der Kurfürst vertröstete ihn auf späteren Bescheid. Der alte fromme Herr, der keinen größeren Schatz hatte als seine überreiche Reliquiensammlung in der Schloßkirche zu Wittenberg, nahm eine eigentümliche Stellung ein. Die heilige Schrift, auf die sich Luther stützte, war ihm ein teuer-wertes Wort, er las gern darin, ebenso in Luthers Schriften, in denen er vieles als sehr christlich anerkannte; er schätzte auch Luther persönlich sehr hoch, aber er war weit davon entfernt, für seine Lehre Partei zu nehmen. Als ein Laie verstehe er davon nichts, darüber zu urteilen sei Sache der Kirche, deren gehorsamer, mittelalterlich-frommer Sohn er war. Aber Luther war sein Landeskind, die Zierde seiner Universität, dem dieselbe ihre Blüte und ihren Ruhm verdankte. So ohne weiteres wollte er ihn sich nicht rauben lassen. Er hielt es für sein Recht und seine Pflicht, ihn gegen jedes Unrecht zu schützen. Die päpstliche Kurie hatte ihn früher um seine Vermittelung ersucht. Luther war darauf eingegangen. Warum hatte man diesen Weg nicht weiter verfolgt? Bisher hatte noch niemand den Mönch widerlegt.

Und wenn den Kurfürsten irgendetwas in seiner Meinung, daß die Sache durch den päpstlichen Richterspruch längst noch nicht abgethan sei, bestärken konnte, so waren es die Äußerungen des von ihm hochgeschätzten Erasmus, den er tags darauf um seine Ansicht anging.

Erasmus hatte kein besonderes Interesse daran, die Angelegenheiten Aleanders, der ihm verächtlich war, zu fördern. Auf die Frage, ob auch er meine, daß Luther in seinen Schreiben und Predigten geirrt hätte, gab er in seiner sarkastischen Weise zur Antwort: „Ja, in zwei Stücken, nämlich daß er dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen hat.“ Derselbe Mann, der vor wenig Wochen schreiben konnte, er habe Luthers Schriften niemals gelesen, fand es hier angemessen, sich sehr günstig über ihn auszusprechen, das Verfahren gegen ihn als ein ungerechtfertigtes hinzustellen. Hierauf beschloß der Kurfürst, auf dem früher von ihm eingenommenen Standpunkt zu verharren. In seiner Antwort, die er durch seine Räte erteilen ließ, gab er unverhohlen seinem Unmut darüber Ausdruck, daß man neben Aleander auch noch dem Eck eine päpstliche Nuntiatur übertragen, und dieser in seiner Abwesenheit in sein Land mit der Bulle eingefallen sei. Was infolge dessen etwa dort geschehen, dafür könne er keine Verantwortlichkeit übernehmen. Für Luther irgendwie sich verwenden, wollte er auch jetzt nicht; nur bestand er darauf, daß, wie es früher vereinbart war, und wie Luther auch jetzt noch bereit, seine Sache gelehrten, frommen und unverdächtigen Richtern zur Beratung übergeben werde. Weder vom Kaiser noch von sonst jemandem sei er berichtet, daß Luthers Schriften dermaßen überwunden seien, daß sie verbrannt werden müßten. Wäre dies der Fall, so werde er sich so verhalten, wie ihm als gehorsamem Sohn der Kirche zukäme.

Das war alles, was die Legaten erreichten; „der schlaue Fuchs“, wie Aleander seitdem den Kurfürsten in seinen Briefen zu nennen beliebte, erkannte die Bulle als nicht zu Recht bestehend an. Je weniger die Legaten dagegen machen konnten, um so mehr ließen sie ihrer Entrüstung darüber freien Lauf. „Wir werden diesen Herzog Friedrich wohl zu finden wissen“, äußerte Caraccioli zu Erasmus, und Aleander ließ sich vernehmen: „Der Papst kann, wenn er will, zu Kaiser Karl sagen: ‚Du bist ein Handwerker.‘“

Nicht ohne Grund hatte der Kurfürst in seiner Antwort auf die Forderung der Nuntien die Bemerkung einfließen lassen, daß er auch vom Kaiser noch nicht berichtet wäre, daß Luthers Schriften überwunden wären. Aleander beeilte sich, ihm diese Waffe zu ent-

reißen, indem er, wie schon früher, bei dem kaiserlichen Rat ein Mandat beantragte, welches überall im Deutschen Reiche die Verbrennung von Luthers Büchern verordnete. Nachdem der Kaiser für seine Erbländer ein solches Edikt zugestanden, und es auch in Köln zugelassen, daß vor seinen Augen Luthers Bücher verbrannt wurden, glaubte Aleander, ohne große Mühe das gewünschte Mandat erhalten zu können. Die kaiserlichen Räte hatten ihm auch früher nach dieser Richtung hin Hoffnung gemacht und nur die Ausführung verschoben wissen wollen, weil vor der Krönung ein solches Edikt nicht mit der der Sache angemessenen Wirksamkeit erlassen werden könnte. Jetzt erklärten sie zu Aleanders nicht geringer Überraschung: gegen einen Deutschen ließe sich dies, wenn man nicht einen großen Skandal gewärtigen wolle, ohne Verhör nicht machen. In der That lagen die Verhältnisse in deutschen Landen anders. Hier galten noch die alten Konkordate, nach denen eine Appellation an ein Konzil zweifellos gestattet war, und soeben erst hatte Karl in seiner Wahlkapitulation geschworen, dieselben aufrecht erhalten zu wollen, und sich verpflichtet, niemanden, welchen Standes er auch sei, unverhört und ohne ordentlichen Prozeß in die Acht zu erklären.

Darüber, welchen Weg man von Reichs wegen einzuschlagen habe, war es ohne Zweifel wohl schon in Köln zu Verhandlungen zwischen dem kaiserlichen Minister Herrn v. Chièvres und Friedrich dem Weisen gekommen. Letzterer hatte jedenfalls seine alte Forderung erneuert, daß Luther nicht ohne Verhör gerichtet werden solle; doch war wohl auch schon die Frage erörtert worden, ob es nicht am thunlichsten wäre, Luther vor den Reichstag zu citieren, den der Kaiser auf Anfang Januar nach Worms berufen hatte. Diese Meinung gewann schließlich die Oberhand, und Aleander erfuhr, als der Kaiser Mitte Dezember nach Worms kam, daß man eine dahin gehende Aufforderung an den Kurfürsten von Sachsen gesandt habe; ja er hörte, daß es Stimmen im kaiserlichen Rate gebe, welche von Luther nur einen Widerruf dessen hören wollten, was schon von den Konzilien und Kaisern verurteilt worden wäre. Es scheine, als wolle man dabei weder des jetzigen Papstes noch der früheren Päpste Erwähnung thun, auch den Punkt von der Gewalt des päpstlichen Stuhles ganz unerörtert lassen. „O, diese

Büberei", fügt Aleander in seinem Gesandtschaftsberichte hinzu, — man sieht, worauf er echt römisch den Hauptwert legte.

Es steht dahin, wie weit man wirklich damals im kaiserlichen Rate an eine solche Behandlung der Sache dachte oder nur gegen die päpstlichen Legaten eine Pression ausüben wollte; jedenfalls hatte sogleich der kaiserliche Minister, dann der Kaiser selbst am 28. November an Friedrich geschrieben und ihm den Wunsch zu erkennen geben, Luther mit auf den Reichstag zu bringen und dafür zu sorgen, daß er unterdessen nichts gegen päpstliche Heiligkeit und den Stuhl zu Rom schreibe. Luther, von Spalatin um seine Meinung befragt, erklärte sich sofort bereit dazu, vor Kaiser und Reich zu erscheinen. Vom Kaiser gerufen zu werden, gilt ihm einem Rufe des Herrn gleich. „Wenn man mich ruft, werde ich, was an mir liegt, kommen, auch wenn ich mich müßte krank hinfahren lassen, wenn ich nicht gesund hinkommen könnte." Die große Gefahr, auf die ihn Spalatin wohl noch besonders aufmerksam gemacht hatte, verhehlte er sich nicht. „Greifen sie zur Gewalt", schrieb er, „wie es wahrscheinlich ist — denn um sich belehren zu lassen, lassen sie mich nicht rufen —, so muß man die Sache dem Herrn befehlen. Noch lebt und regiert derselbe, der die drei Knaben in dem feurigen Ofen des Königs von Babylon erhalten hat. Will er mein Haupt nicht erhalten, so ist es ein Geringes, verglichen mit Christus, der mit höchster Schmach zu aller Ärgernis und Verderben vieler getötet ist. Denn hier darf man nicht auf Gefahr oder Rettung Rücksicht nehmen; dafür ist vielmehr zu sorgen, daß wir das Evangelium, was wir einmal angefangen haben, nicht zum Spott der Gottlosen werden lassen und den Gegnern Gelegenheit geben, sich zu rühmen, als ob wir nicht wagten, zu bekennen, was wir gelehrt haben, und uns scheuten, unser Blut zu vergießen. Solche Feigheit bei uns und solches Rühmen bei jenen möge der barmherzige Gott abwenden. Amen."

Und die ganze Tiefe seines frommen Gemütes, wie die deutsche Treue zu seinem Kaiser leuchtet daraus hervor, daß er dabei viel weniger an die eigene Gefahr als an die des Kaisers denkt. Er erinnert Spalatin daran, wie nach der Ermordung des Hus das Elend über Kaiser Sigismund hereingebrochen sei, wie ihm nichts mehr geglückt, wie er ohne Nachkommen gestorben, wie nachher auch

Ladislaus, sein Tochtersohn, zugrunde gegangen und in einer Generation sein Name verlöscht sei, — „jetzt bleibt das unsere einzige Pflicht, den Herrn zu bitten, daß Karls Regiment seine ersten Handlungen, um die Ruchlosigkeit zu schützen, nicht mit meinem oder irgendeines andern Blute beflecke: ich wollte lieber, wie ich es oft ausgesprochen habe, allein durch die Hände der Römlinge umkommen, damit nicht jener mit den Seinigen in die Sache verwickelt werde".

„Da hast du meinen Plan und meine Ansicht. Alles magst du von mir glauben, nur nicht Furcht oder Widerruf, fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger. Dazu stärke mich der Herr Jesus!"

Noch ehe der Kurfürst von diesem am 21. Dezember geschriebenen Brief Kunde erhalten, hatte er selbst eine ablehnende Antwort abgehen lassen. Daß man trotz Luthers und seiner Bitte, die Sache vor ordentlichen Richtern verhandeln zu lassen, dessen Bücher in Köln und Mainz verbrannt habe, sah er als eine persönliche Beleidigung an. Er erklärte, er könne auch nicht dafür einstehen, wenn Luther etwa daraufhin weiter gegangen. Er bäte deshalb, ihn mit dem Auftrag zu verschonen.

Aber auch am kaiserlichen Hofe hatte sich seitdem die Stimmung geändert. Aleander hatte nach Möglichkeit dem ursprünglichen Plane entgegengearbeitet. Was ihm als das Allerwichtigste schien, war dies, daß die Frage, ob Luther mit Recht oder Unrecht verurteilt worden sei, ganz außer Spiel bleibe. Luther war durch die päpstliche Bulle definitiv verurteilt. Das mußte anerkannt werden; dann würde es sich darum handeln, wie man am thunlichsten an die Ausführung des Urteils gehen könnte.

Freilich, um die Rechtmäßigkeit der Bulle zur Anerkennung zu bringen, kennt er unter den obwaltenden Umständen doch auch kein besseres Mittel, als auf die Sache selbst einzugehen und Luthers Bosheit im grellsten Lichte darzustellen. Als er zum erstenmale (es wird am 15. Dezember gewesen sein) zur Sitzung des kaiserlichen Rates zugelassen wurde, führte er in seiner Rede, nach seiner eigenen Angabe die „ungeheuerlichsten und rohesten Ketzereien" Luthers an und suchte ihre Gefährlichkeit durch Berufung auf das Neue Testament und die alten Doktoren, „da der Hund von den

neuen Theologen und Dekretisten nichts wissen wolle", zu erweisen. Mit dieser Begründung stellte er von neuem die Forderung, ein allgemeines Mandat gegen Luthers Bücher zu erlassen. Es kam zu keinem Beschluß. Es hieß, man müsse auf die Ankunft des Mainzer Kurfürsten warten, der als Erzkanzler des Reichs das Siegel bewahre.

Immerhin hatten Aleanders Ausführungen Eindruck gemacht, besonders als er scheinbar auf die Neigungen der kaiserlichen Räte einging, unter denen hauptsächlich Mercurinus Gattinara, der Kanzler, die Berufung Luthers für unumgänglich hielt, und erklärte, daß er auch seinerseits Luthers Kommen wünsche, falls er nur widerrufen wolle; das würde er aber in Ewigkeit nicht thun. Und wenn er nun um des freien Geleits willen straflos bliebe, würde die Verwirrung noch ärger werden, würde alle Welt meinen, seine gottlose Lehre sei bestätigt. Zudem wünschten die Lutheraner gar sehr die Ankunft ihres „Mohammed" und verbreiteten schon, daß er kommen und Wunder thun werde. Der Kanzler versprach, die Sache aufs beste zu regeln.

Man hatte jetzt Grund, sich dem Papst gefällig zu erweisen, da sich die Kurie ebenfalls geneigt zeigte, den kaiserlichen Wünschen in der Frage von der spanischen Inquisition nachzukommen. Unter dem 12. Dezember erklärte Leo X., seine auf Abänderung der Inquisition gerichteten Breven zurücknehmen zu wollen. Eine fünfstündige Unterredung des Legaten mit dem kaiserlichen Beichtvater, Joh. Glapio, mag dann das Ihrige dazu gethan haben; kurz, am 17. Dezember, noch ehe sein erster Brief in die Hände des Kurfürsten gekommen war, nahm der Kaiser denselben zurück. Die Begründung war eine höchst auffällige. Er habe in Erfahrung gebracht, giebt der Kaiser an, daß Luther in des Papstes höchsten Bann gefallen und alle Orte, in die er käme, vom Interdikt betroffen werden würden, auch sonst für alle diejenigen, mit denen er verkehren würde, der Bann zu befürchten wäre; deshalb wolle er von einer Berufung desselben absehen. — Nur im Falle, daß Luther alles das, was er wider die päpstliche Heiligkeit, den römischen Stuhl und die Gesetze der Konzilien geschrieben, widerrufen und sich dem römischen Stuhl unterwerfen wolle, solle er mit auf den Reichstag gebracht werden, zwar nicht nach Worms, aber

etwa bis nach Frankfurt oder einem andern in der Nähe gelegenen Ort.

Man sieht, Aleander konnte einen Erfolg verzeichnen: nur im Falle des Widerrufs solle Luther kommen. Aber wozu war das dann noch nötig? Und warum nur bis nach Frankfurt, das doch ebenso gut dem Interdikt verfallen würde wie Worms? Wollte man den Mönch vielleicht doch noch gebrauchen? Jedenfalls hatte der Kaiser nur zur Hälfte den päpstlichen Wünschen entsprochen, wie der Papst ihm noch nicht in der französischen Frage gewillfahrt. Noch war nichts entschieden. Jeden Augenblick konnte die Sache wieder aufgenommen werden.

Der Fernerstehende sah freilich daraus nur, daß man Luther nicht hören wolle. Ein Sturm der Entrüstung ging durch ganz Deutschland. Hutten, der eben damals die Bulle gegen Luther mit „gesalzenen" Glossen herausgab und in lateinischen und deutschen Gedichten gegen die Verbrennung von Luthers Büchern protestierte, schürte in alter Weise.

Immer gewaltiger gärte es, trafen die Gegensätze aufeinander, denn auch die Römer blieben nichts schuldig. Eck, Emser, Murner wußten zu antworten. Wie Luther wandte sich der letztere in deutscher Sprache an den Kaiser und den großmächtigsten und durchlauchtigsten Adel deutscher Nation mit der Bitte, einzustehen für den alten Glauben gegen Luther, der unter dem Deckmantel des christlichen Glaubens zu Aufruhr anreize. Auch diese Schriften, die an Wärme und Begeisterung hinter denen der Gegenpartei nicht zurückstanden, wurden gelesen und vermehrten die Verwirrung.

Luther selbst empfand es schmerzlich, daß der Kaiser seine Berufung zurückgezogen. Er ist sich bewußt, daß man bis jetzt nur gespielt hat. „Ernsteres steht bevor. Aber es ist alles in Gottes Händen", schreibt er an seinen alten Lehrer und Freund Staupitz. Mit Ernst und Entschiedenheit erklärt er sich gegen die Gewaltpläne Huttens, aber er sieht doch selbst schon den Tumult hereinbrechen. „Vielleicht soll schon jetzt", meint er einmal, „die große Flut hereinbrechen", welche die Astrologen auf das Jahr 1524 geweissagt hatten. Im Hinblick darauf weiß er kein anderes Mittel, als zu beten für das Wort, durch welches allein,

nicht durch Mord oder Gewalt, die Kirche wiederhergestellt und der Antichrist vernichtet werden wird.

Welcher Gegensatz bestand doch zwischen den beiden Männern, die damals in Deutschland die Papstkirche und den Glauben an das Priestertum aller Gläubigen repräsentierten, dem päpstlichen Legaten Aleander und dem Wittenberger Mönch! Hier so ganz allein das Vertrauen auf die gerechte Sache, die Gottes Hand zum Siege führen wird, vielleicht durch die Frommen und Gottesfürchtigen, vielleicht auch ohne sie, dort allein die schlaue Berechnung, die, wenn Drohung und Gewalt nichts vermögen, die erbärmlichen Schwächen und Fehler der Menschen benutzt, um zu ihrem Ziele zu kommen.

Wie anders auch ihre Ziele! Immer wieder erklärte Luther, daß er sich wolle weisen lassen, damit die Wahrheit an den Tag komme. Aleander verfolgte nur den einen Gesichtspunkt, die Autorität des Papstes unverletzt zu erhalten. Das ist ihm Heil und Christentum. Daß es sich um eine Sache handelte, die in seinen Augen irrig sein mochte, die aber doch die Gewissen von vielen Tausenden beunruhigte, auch nachdem der Papst sein Urteil gesprochen, scheint er nie in den Kreis seiner Überlegungen gezogen zu haben. Die ganze Angelegenheit war ihm lediglich eine Machtfrage. Seine eigenen religiösen Bedürfnisse waren selbst zu gering, als daß er das leiseste Verständnis für die Gewissensnot des deutschen Volkes zu haben vermochte. Nur einmal lesen wir in seinen Briefen während des Wormser Aufenthaltes, wie es scheint, in der Karwoche, daß er Zeit fand, „sich ein wenig mit Christus und seinem Gewissen zu beschäftigen". Da war es kein Wunder, wenn er überall nur gemeine selbstische Motive sah. Luther, der „Hund", der „Basilisk", der „Satan", ist nur von Stolz und Ehrgeiz erfüllt, seine Anhänger nur lüstern nach Kirchengut. Mit Entschiedenheit dringt der Nuntius zwar darauf, daß man in Rom einige Mißstände abschaffe, den unersättlichen fremden Pfründenjägern Zügel anlegen solle; sein Hauptvertrauen setzt er jedoch auf die weltliche Macht, deren Pflicht es sei, die Entscheidung des römischen Stuhles auszuführen. Um die großen und die kleinen Machthaber zu gewinnen, bedarf es vor allem „Eifer und Schlauheit". Mit widerwärtiger Offenheit erklärt

er dem Papst, die Gegner seien nur mit süßen Worten zu überwinden, man müsse ihnen „Meere und Berge, Hüte und Hütchen“ (d. h. hohe kirchliche Stellen) versprechen. Es nütze nichts, mit Gründen des Glaubens oder der Religion oder der Seligkeit, mit Segen oder Fluch vorzugehen, „denn die ganze Welt ist lau geworden im Glauben, lacht darüber“. „Was ich schreibe“, setzt er hinzu, „ist die reine, gleichsam evangelische Wahrheit.“

Das waren die Grundsätze, nach denen Aleander verfuhr. Von dem Kaiser blieb er überzeugt, daß er ein wahrhaft katholischer Fürst sei, der beste Mensch der Welt, ein ganzer Katholik; aber er mußte bemerken, daß in seiner Umgebung sich Leute fänden, die sich auch von anderen als kirchlichen Erwägungen leiten ließen, wie der Großkanzler Mercurinus Gattinara und Chièvres, der als früherer Erzieher des Kaisers einen großen Einfluß habe, noch größeren freilich der kaiserliche Beichtvater, Joh. Glapio, der Franziskaner, der beim Kaiser beinahe alles vermöge. Sie alle galt es zu gewinnen, ebenso die vielen anderen Prälaten, die sich am Hoflager befanden, wie die weltlichen Fürsten, die sich allmählich zum Reichstage einstellten.

Mit rastloser Thätigkeit verfocht der Legat seine Sache. Es war keine Ruhmredigkeit, wenn er nach Rom berichtete: „Gott strafe mich, wenn ich, so viel an mir liegt, jemals den kleinsten Augenblick versäumt habe, in dieser Sache zu wirken.“ „Tag und Nacht sind wir beim Kaiser und beim Beichtvater und den Mitgliedern des Geheimen Rates und mühen uns ab, das Ansehen unseres Herrn unangetastet zu erhalten.“ Überall verstand er es, die schwachen Seiten zu entdecken; überall war er freundlich und zuvorkommend, auch wo er haßte. Wo Mahnungen, Vorstellungen nichts fruchteten, mußten es Versprechungen erreichen. Auf alles geht er ein, jedes Anliegen ist ihm beachtenswert; dem einen verspricht er dieses, dem andern jenes. Bei einigen scheint ein freundliches Wort der Anerkennung vonseiten des Papstes zu genügen, andere müssen stärker angefaßt werden; ein Kardinalshut, eine Pfründe, oder wenigstens die Anwartschaft darauf, würde es vielleicht thun, gleichviel, ob die Rechte anderer dabei verletzt werden. Bei dieser hochwichtigen Sache muß das allgemeine Interesse im Vordergrunde stehen. Als käuflich gilt ihm jeder. Nur kein Geld

sparen in dieser Angelegenheit! Überall hat er seine Beziehungen, unterhält er Späher, die ihn von allem unterrichten; in der Kanzlei des Kaisers hat er seine Horcher, ja bis in die Höhle des Löwen auf der Ebernburg spinnt er seine Fäden.

Es wurde ihm nicht leicht gemacht. Haß und Verachtung fand er auf der einen, Lauheit und Unzuverlässigkeit auf der andern Seite. Es wird kaum als Übertreibung bezeichnet werden dürfen, wenn er inmitten der aufgeregten Menge sein Leben bedroht sah. Auch über Rom hatte er zu klagen. Dort unterschätzt man die Wichtigkeit der Sache. Anstatt seine Bemühungen zu unterstützen und zu fördern, leiht man Neidern und Verleumdern sein Ohr. Aber unter all den Mühseligkeiten behält er unentwegt sein Ziel im Auge, Luther zu vernichten und das Ansehen des Papstes zu erhöhen.

Selten hat die Kurie einen rührigeren Verfechter ihrer Sache, selten einen rückhaltloseren Vertreter ihrer diplomatischen und praktischen Grundsätze gehabt. Er stand nicht an, die furchtbare Drohung auszusprechen: „Wenn ihr Deutschen, die ihr das wenigste Geld an den Papst bezahlt, das römische Joch abschüttelt, so werden wir dafür sorgen, daß ihr euch gegenseitig totschlagt und in eurem Blute waten sollt."

War es da ein Wunder, wenn die Erbitterung wuchs, wenn Luther, trotz des dringenden Wunsches seiner Freunde und des Kurfürsten, seine scharfe Schreibweise ebenfalls nicht zu mäßigen vermochte, auch einmal in einem Briefe den Wunsch aussprach, daß Hutten, wie dieser gedroht, Aleander wirklich „abgefangen" hätte?

Wie erzählt, hatte der Legat zunächst einen kleinen Erfolg gehabt. Ohne Zweifel kam ihm auch die Kunde von Luthers Verbrennung der Bannbulle zustatten. Es war leicht, daran zu zeigen, wie unbotmäßig sein ganzes Handeln wäre. Die Nachricht davon hatte eine große Aufregung in Worms hervorgerufen. Zugleich wollte man aber auch wissen, so berichtete der venetianische Gesandte in seine Heimat, daß das Volk, das ihm überall anhinge, nimmermehr dulden werde, wenn etwa der Kurfürst von Sachsen ihn vertreiben oder sonstwie zu strafen beabsichtigen sollte. Es stand schon fest, daß die Sache nur auf dem Reichstage zum

Austrag kommen könne. So hatte sich auch Karl V. entschieden, als der Legat am Weihnachtsfeste, nachdem er das Sakrament genossen, des Kaisers andächtige Stimmung dazu benutzte, um mit Ungestüm von ihm die Vernichtung des „Ketzers und Verfolgers des Glaubens" zu fordern. Es würde sich gebühren, hatte er geantwortet, den Grund der Sache zu erkunden, auch die Reichsstände zu vernehmen.

Bei diesen bildete Luthers Angelegenheit das Tagesgespräch. Jeder neue Ankömmling wußte Neues zu erzählen. Man riß sich um die Bilder von Luther, die in Massen verbreitet wurden; oft stellte man ihn gemeinsam mit Hutten dar, mit lobpreisenden Versen, die wenig nach seinem Sinne gewesen sein dürften. Der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der sich bald als der erbittertste Gegner Luthers zeigte, hatte sich ihn bei der Durchreise durch Wittenberg vorführen lassen. „Sie wollten doch den Menschen sehen", schrieb Luther.

Noch ehe der Reichstag begann, wurde die Glaubensangelegenheit im kaiserlichen Rate fleißig erwogen. Friedrich der Weise erfuhr, daß man alle Tage darüber saß, Luther in Bann und Acht zu thun und aufs höchste zu verfolgen. „Das thun die mit den roten Hütlein und die Römer mit ihrem Anhang; sonst sind auch viel Leute, die ihm Gutes gönnen; Gott segne es nach seinen Gnaden", berichtete er seinem Bruder Johann.

Viele hielten jetzt Luther für verloren, glaubten jedoch, daß es ohne Aufruhr nicht abgehen würde. Der fromme Nürnberger Ratsherr Lazarus Spengler meinte, „so der Kaiser und die Kardinäle nicht den Herrgott mit unter die Räte aufnehmen, werde der wohl selber ins Spiel kommen und wunderbare Dinge wirken".

Am 3. Januar geschah endlich, was Aleander längst begehrte. Der Papst erneuerte und verschärfte die Bannbulle gegen Luther und alle seine Anhänger, nachdem die ihm bewilligte Frist zum Widerruf abgelaufen. Am 18. Januar richtete er ein darauf bezügliches Breve an den Kaiser. Der Papst rühmt darin das bisherige Verfahren Karls, von dessen trefflicher Gesinnung der Legat so überzeugte Berichte nach Rom gesandt, setzt noch einmal die Ruchlosigkeit Luthers auseinander und legt ihm dringend ans

Herz, nunmehr dem Beispiel seiner Vorfahren zu folgen, die nicht nur die Ketzer selbst, sondern auch ihre Bücher verbrannten, um ihr Andenken von der Erde zu vertilgen. Vergeblich würde er mit dem Schwerte der höchsten irdischen Gewalt umgürtet sein, wenn er es nicht wie gegen die Ungläubigen so auch gegen die viel schlimmeren Ketzer gebrauche. Jetzt würde ihm zum erstenmale Gelegenheit geboten, zu zeigen, wie sehr ihm die Eintracht und der Ruhm der katholischen Kirche am Herzen liege. Zwei Tage vorher hatte der Papst sein dem Kaiser einen Monat früher gegebenes Versprechen erfüllt. Die päpstlichen Breven inbezug auf die spanische Inquisition wurden unterdrückt.

So lagen die Dinge, als der Kaiser den Reichstag, dessen Beginn durch Rangstreitigkeiten verzögert worden war, am 28. Januar eröffnete.

Es war eine stattliche, überaus zahlreiche Versammlung, wie sie seit dem Konstanzer Konzil nicht wieder vorgekommen sein mochte. Die kirchliche Frage stand, wie begreiflich, im Vordergrunde, die Verhandlungen über die wichtigen Einrichtungen, Reichsregiment und Kammergericht, wurden zeitweilig suspendiert, um sich mit ihr allein zu beschäftigen. Beide, die deutschen Stände wie der päpstliche Legat, hatten das gleiche Interesse, die Angelegenheit beschleunigt zu sehen.

Alle waren darüber einig, daß etwas Durchgreifendes geschehen müsse, um die täglich wachsende Verwirrung und bedrohlicher werdende Unruhe zu beseitigen. Aber über das Wie ging man sehr weit auseinander. Unter den Deutschen stellten sich doch nur wenige, wie Joachim von Brandenburg, rückhaltlos auf Seiten der Kurie. Sehr viele sahen gegenwärtig den Moment gekommen, von dem römischen Stuhl Konzessionen zu erlangen. Am meisten erwärmte man sich für den Gedanken, die Angelegenheit durch ein Konzil zum Austrag zu bringen. Auch im kaiserlichen Rat erhoben sich oftmals Stimmen dafür. Und hierin lag — das erkannte Aleander sogleich — für die Kurie die größte Gefahr. Wenn irgendetwas, mußte dies hintertrieben werden.

Am Aschermittwoch — es war der 13. Februar — durfte der päpstliche Legat das erste Mal seine Anliegen vor den Reichstag bringen. Merkwürdig, wie das eingerichtet worden war. Niemand

von den Ständen war darauf vorbereitet, niemand wußte etwas davon, als der Kaiser, seine Räte und Aleander, mit dem dies den Tag vorher verabredet worden war. Es sollte ein Turnier stattfinden, man erwartete schon die Ankunft des Kaisers, als die Kurfürsten und Fürsten plötzlich zu Hofe beschieden wurden. Friedrich von Sachsen ließ sich entschuldigen und schickte statt seiner seinen Kanzler Brück mit einem Rate.

Hier wurde nun dem Kaiser das päpstliche Breve überantwortet und von dem Abte von Fulda verlesen; darauf erhielt der Legat die Erlaubnis, es zu befürworten, was er in einer mehr als dreistündigen Rede that.

Man hätte meinen sollen, der Vertreter des Oberhauptes der Christenheit würde sich vor allem in tiefster sittlicher Entrüstung gegen das wenden, was Luther wider die Glaubenslehre der römischen Kirche zu sagen gewagt hatte; indessen Aleander hatte schon lange genug unter den Deutschen verkehrt, eines jeden Gemüt und Meinung unter den Fürsten oder Räten erforscht, um nicht zu wissen, daß er, um Eindruck zu machen, einen andern Weg einschlagen mußte; auch sah er selbst in Luthers Widerspruch in der Glaubenslehre nur die hochmütige satanische Auflehnung gegen die Autorität des Papsttums. Diese war aber, auch bei sonst gut römisch Gesinnten, in Verfall gekommen. Es mußte darum zuerst gezeigt werden, daß Luther ein politisch gefährlicher Mann sei. Damit begann er sogleich. „Es ist öffentlich am Tage", setzte er auseinander, „daß Luther Aufruhr und Empörung unter dem Volke erweckt hat." Wie die Böhmen, jene verhaßtesten unter allen Ketzern, unter dem Namen des Evangeliums Gehorsam und Ordnung unterdrückt, so versuche Luther mit seinen Anhängern, Recht und kaiserliches Gesetz, ja alle Obrigkeit umzustoßen. Es sei klar, was daraus werden müsse. Um größeres Unheil zu vermeiden, habe der Papst als erfahrener Arzt alle Mittel angewendet, um das räudige Schaf von der Herde zu scheiden. Nun sei es Sache des Kaisers, seines Amtes als Advokat und Beschützer der Kirche zu warten. Des Beispiels seiner Vorfahren eingedenk, werde er nimmermehr den dulden, der Johannes Hus und Hieronymus von Prag, die zu Konstanz verdammt und verbrannt seien, aus der Hölle hervorrufe.

Und was hat dieser Luther nicht alles gethan; selbst bis zu den Türken und Heiden ist schon die Kunde von der neuen Ketzerei gedrungen! Und wie mild und freundlich hat der Papst, als ein guter Hirte, ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen gesucht! Als alles vergeblich gewesen, habe er ihn durch eine Bulle verdammt. Man habe deren Echtheit bezweifelt und sie nicht zur Ausführung bringen wollen, unter dem Vorgeben, daß der Papst davon nichts wisse. Daraufhin habe er sich das Originalexemplar kommen lassen, was jeder einsehen könne.

Indessen wolle er dem Kaiser und den Fürsten die Irrtümer Luthers selbst nachweisen. Man höre nur die Artikel, die er erst kürzlich geschrieben, „die allein würdig wären, daß man hunderttausend Ketzer darum verbrenne".

Zu diesem Zweck führte Aleander aus einer Reihe von Luthers Schriften, besonders aus denen, die er gegen die päpstliche Bulle veröffentlicht, aber auch aus der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft und der Freiheit eines Christenmenschen nach seinem eigenen Ausdruck „grausame Ungeheuerlichkeiten" an. Daraus gehe klar hervor, daß er alles lehre, was schon auf dem Konzil zu Konstanz verurteilt sei. Er billige die Artikel des Hus, die des Wiclef, damit auch die Leugnung der Gegenwart Christi im Abendmahl — was Luther nie gethan hat —, verwerfe das Fegefeuer, mache alle getauften Christen zu Priestern („welch' eine Verkleinerung des priesterlichen Standes"), sündige gegen die Heiligen, die weltliche Obrigkeit und sogar die Konzilien; hat er doch gewagt, das Konstanzer Konzil, auf dem auch der Kaiser Sigismund gewesen, einen Teufelspfuhl zu nennen.

Trotzdem hingen ihm viele an, weil er sich auf die Schrift berufe; aber das sei der Ketzer Weise, ihre Lehre durch die Schrift zu bewähren und sie doch anders zu verstehen als die Kirche. Auch der Teufel führe die Schrift im Munde, wie man aus dem Evangelium ersehen könne.

Es gäbe Leute, die Luther für einen frommen Mann hielten. Aber wenn der Teufel die Leute verführen wolle, so thue er das unter dem Schein des Guten. Wäre er wirklich ein frommer Mann, so würde er nicht mehr wissen wollen als die heiligen Väter.

Etliche meinten, man solle Luthers Bücher darum nicht verbrennen, weil auch Gutes darin sei. So habe man auch die Bücher des Origenes trotz seiner großen Irrtümer bestehen lassen. Aber dieser Vergleich sei falsch. Denn zu Origenes' Zeiten war niemand, der ihn belehren konnte. Luther sei aber trotz aller Belehrung verstockt geblieben. Die Ketzer und ihre Bücher zu verbrennen, sei altes Herkommen.

Endlich wollten einige, um einen Aufruhr im Volke zu vermeiden, Luther nach Worms kommen lassen, um ihn zu hören. Warum hat er sich nicht vom Papste weisen lassen, der ihm doch freies Geleit angeboten? Er will sich nicht weisen lassen, und nur „zur Stärkung seines Mutwillens und aufrührerischen Vornehmens" hat er an ein Konzil appelliert, derselbe, der es öffentlich ausgesprochen, daß das Konzil zu Konstanz dem Hus und Hieronymus von Prag unrecht gethan. Es ist Sache des Kaisers, der Kurfürsten und Fürsten, weltlichen und geistlichen Standes, die Schmach, die damit ihren Vorfahren auferlegt worden, abzuwenden.

Wenn nun Luther die Konzilien nicht anerkenne, wer solle Richter in der Sache sein? Der Kaiser wisse, daß ihm das nicht zustehe, viel weniger anderen Laien. Aus allen diesen Gründen sei es dringend notwendig, einer weiteren Ausbreitung der Ketzerei vorzubeugen; deshalb ersucht er, ein allgemeines Edikt für das Reich ausgehen zu lassen, welches allenthalben Luthers Bücher zu verbrennen verordne, sie zu drucken, zu kaufen oder verkaufen verbiete.

Aleander schrieb nach Rom, er habe auf die Aufforderung des Kaisers, „nur alles herauszusagen, so gesprochen, als ob er zwanzig Jungens eine Lektion gebe" — darin ist in der durchaus maßvoll gehaltenen Rede, welche die sächsischen Räte für ihre Herren nachschrieben, nichts zu finden —; auch sonst behauptet er, manches zur Verherrlichung des römischen Stuhls gesagt zu haben, was er angesichts der herrschenden Stimmung wohlweislich unterlassen hat. Aber er hatte sehr geschickt gesprochen, indem er sich ganz gegen seine eigene Anschauung auf den Standpunkt der deutschen Nation stellte, die noch immer auf das Konzil zu Konstanz mit Stolz zurückblickte, ohne sich darüber klar zu sein, wie wenig sie noch von den Errungenschaften desselben besaß. Und dieses heilige

Konzil hatte Luther angegriffen und damit auch die deutsche Nation, in jenem Kaiser Sigismund auch die Majestät Kaiser Karls. Mehr als einmal kommt er auf diesen Punkt zurück. Luther hatte an ein Konzil appelliert. Gerade die Konzilsfrage sollte ihn verderben. Es war klar, auf alle diejenigen, die in einem Konzil den alleinigen Ausweg sahen, mußte die Rede großen Eindruck machen, zumal sich Aleander gehütet, an das päpstliche Verbot einer Appellation an das Konzil zu erinnern, welche die Bulle allein schon als ketzerisch bezeichnet hatte.

Der Kaiser erklärte sich jetzt bereit, den Wünschen des Legaten nachzukommen. Die Gefälligkeit des Papstes war einer andern wert. Wahrscheinlich noch an demselben Tage in der nämlichen Sitzung wurde den Fürsten ein Edikt vorgelegt, welches durchaus den Ausführungen Aleanders entsprach und in seinem Sinne abgefaßt war. Von einem Verhöre sei abzusehen, weil dies unnötig, ja ungebührlich wäre einem Menschen gegenüber, der das lehre, was die Konzilien längst verurteilt hätten. Als Schirmherr der Kirche befiehlt daher der Kaiser den Ständen des Reiches, bei Strafe der Acht die Schriften Luthers zu verbrennen und seine Person gefänglich einzuziehen.

So ohne weiteres waren die Stände natürlich nicht gewillt, dem kaiserlichen Vorschlage beizustimmen. Zumal in den städtischen Kreisen war man entrüstet, daß die Legaten durch ihr „unaufhörlich Anhalten und Laufen", wie durch die päpstlichen Breven ihren Willen durchgesetzt hatten. Der Nürnberger Gesandte ärgerte sich darüber, daß nun auch das Wohlwollen und Gunst gegen Luther, also „auch die Gedanken, die doch sonst nach gemeinem Sprichwort zollfrei wären", verboten sein sollten.

Man trat darüber sogleich in Beratung. Alles andere wurde zurückgestellt.

Es begreift sich, daß man in Kreisen, in denen man die Dinge politisch aufzufassen gewohnt war und die inneren Motive der kaiserlichen Politik nicht kannte, darüber erstaunt war, daß der Kaiser aus der deutschen Bewegung so wenig Vorteil gegen den Papst ziehen und mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wolle. Am Hofe von Kursachsen zweifelte man wohl daran, wie weit es ihm damit ernst sei. Bei den obwaltenden Beratungen

war es sicher wünschenswert, sich darüber Klarheit zu verschaffen, wie sich der Kaiser persönlich zur Sache Luthers stellte. Zu dem Ende beauftragte der Kurfürst seinen Kanzler Dr. Brück — allem Anschein nach vor Aleanders Rede —, den Beichtvater auszuforschen, denn daß der Kaiser von diesem im höchsten Maße beeinflußt wurde, war allgemeine Ansicht.

Joh. Glapio, der Franziskaner, war in seiner Weise ein frommer Mann mittelalterlichen Schlages. Den Gedanken an eine Reformation der Kirche, soweit sie die Wiederherstellung äußerer Ordnung, Zucht und Sitte betrafen, war er keineswegs abgeneigt, konnte sich sogar dafür erwärmen. Ebendeshalb schätzte er auch den Erasmus, war ihm jeder recht, der seine Stimme gegen das Verderben in der Kirche erhob. Gegen die Schäden der päpstlichen Kurie war er nicht blind, seine Ergebenheit gegenüber dem Papste hatte seine sehr bestimmten Grenzen. Er empfand zuweilen, daß man seine Bedeutung als kaiserlicher Beichtvater in Rom nicht genügend würdigte, ihn nicht genügend ehrte. Aleander, dem er dies zu erkennen gegeben hatte, und der die Wichtigkeit des Mannes keinen Augenblick verkannte, hatte sich beeilt, ihm einige Aufmerksamkeit von Rom zu verschaffen, eine Anerkennung seiner Verdienste, ein besonderes päpstliches Breve. Seitdem hielt er ihn für sicher. Der Legat war es auch gewesen, der ihn aufs eingehendste mit Luthers Lehre bekannt gemacht hatte. Darauf hatte Glapio Luthers Schriften auch selbst vorgenommen, besonders die wider die Bannbulle geschriebenen und die von der babylonischen Gefangenschaft. In seinem Exemplar derselben hatte er sich zu jedem einzelnen Punkte Randbemerkungen gemacht.

Da war es nun sehr merkwürdig, wie er sich auf Brücks Anfrage, wie er und der Kaiser sich zu Luthers Sache stellte, vernehmen ließ. Er gab an, daß ihn Luthers erste Schriften hoch erfreut hätten; er habe in ihm ein „neues edles Gewächs" erkannt, das der Kirche viele segensreiche Früchte bringen könnte. Ebenso habe der Kaiser früher an seinem Schreiben Gefallen gehabt. Um so mehr sei er über Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft erschrocken. Er könne nicht glauben, daß Luther sich zu diesem Buche bekennen werde, es sei auch gar nicht sein Stil. Sollte er es aber wirklich geschrieben haben, so

hätte ihn wohl der Zorn über die päpstliche Bulle übermannt. Übrigens sei keine Wunde so groß und so böse, daß sie nicht geheilt werden könne. Dazu würden sich schon noch Mittel und Wege finden. Auch der Kaiser wäre der Ansicht, daß ein solcher Mann mit der Kirche versöhnt werden müsse.

Auf des Kanzlers Veranlassung ließ sich Glapio herbei, eine große Zahl von Artikeln aus Luthers Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft" und der „Rechtfertigung der verdammten Artikel" auszuziehen, welche ihm besonders anstößig waren. Die sollte Luther widerrufen, meinte der Beichtvater, oder doch erklären, daß er sie im kirchlichen Sinne verstanden haben wolle; sei doch kein Artikel so ungeschickt, „es möchte ein christlicher Verstand und guter und katholischer Sinn daraus gezogen und darin verstanden werden".

Es waren so ziemlich die wichtigsten Sätze Luthers, vom allgemeinen Priestertum, seine Lehre von der Kirche, von den Sakramenten ꝛc. Sie waren für Glapio wie das ganze Buch von der babylonischen Gefangenschaft leere Worte. Von der Schrift als Glaubensgrundlage wollte er nichts hören; die könnte „ein jeder zerren und dehnen wie weiches Wachs".

Mit dem Verfahren der Kurie und ihrer Legaten ist er keineswegs einverstanden. Die Behauptung der letzteren, daß der Kaiser in diesen Dingen keine Befugnis habe, hält auch er für eine Anmaßung. Es sei des Kaisers Pflicht und sein Wille, zur Reformation der Kirche mitzuwirken. Er erklärt, Karl V. mit der Strafe des Himmels gedroht zu haben, wenn er nicht die Kirche von den Mißbräuchen befreien werde.

Die päpstliche Bulle gegen Luther sei kein Hindernis. Sie könne zurückgenommen werden, zumal Luther nicht gehört worden wäre. Öffentliche Verhandlungen hält er für nutzlos, doch zeigt er sich geneigt, auf den Lieblingsgedanken des Kurfürsten einzugehen, die Angelegenheit gelehrten und unverdächtigen Männern zur Beurteilung vorzulegen, alles dies in der Voraussetzung des Widerrufs der bewußten Artikel. Dies will er schon den kaiserlichen Räten vorgeschlagen haben und will fernerhin darüber mit dem Kaiser verhandeln, damit nur Luthers treffliche Auslassungen, das heißt, die gegen das äußere Verderben in der Kirche gerichteten, erhalten blieben.

Es ist nicht ganz klar, wie weit es dem gewandten Mönche damit ernst war. Derselbe Mann, der dem Kanzler gegenüber das Verfahren der Kurie gegen Luther für unbillig erklärte, hatte sich kurz vorher vom päpstlichen Legaten 400 Exemplare der Bulle erbeten, um sie unter seinen Ordensbrüdern zu verbreiten. Erasmus urteilte von ihm, daß sein Charakter so undurchsichtig wäre, daß man ihn auch nach zehn Jahren des Zusammenlebens nicht durchschaute. Sicher lockte es seinen Ehrgeiz, in einer so wichtigen Sache die Rolle eines Vermittlers zu spielen. Deshalb suchte er vor allen Dingen ein offizielles Mandat dazu vonseiten des Kurfürsten zu erlangen. Doch dazu war derselbe nicht zu bewegen. Getreu seiner bisherigen Politik, wollte er alles vermeiden, was irgendwie den Schein erwecken könnte, als ob er für Luther Partei nähme. Nicht einmal eine Audienz konnte Glapio bei ihm erhalten. Nach achttägigen Verhandlungen erklärte der Kanzler Brück seinen Auftrag für erledigt. Obwohl es zweifelhaft blieb, wie weit der Beichtvater autorisiert war, so viel hatte man doch erfahren, und darauf kam es an, daß trotz des scharfen Edikts-entwurfes die kaiserlichen Räte mit sich reden lassen würden. Man kannte auch die Bedingungen, unter denen dies möglich sein würde. —

Vergebens hatte Aleander gehofft, die Mitwirkung der Stände bei dem gegen Luther zu erlassenden Mandate zu hintertreiben. Noch während der Verhandlungen suchte er im kaiserlichen Rate dagegen zu agitieren, indem er auf die Möglichkeit hinwies, daß die Reichsstände sich gegen den Willen des Kaisers erklären könnten und dadurch dem Kaiser die Hände gebunden würden. Der Kanzler beruhigte ihn deshalb, der Kaiser werde seinen Willen schon durchzusetzen verstehen.

Sogleich im Kollegium der Kurfürsten kam es, wie zu erwarten, zu erheblichen Meinungsverschiedenheiten. Dem Pfalzgrafen und dem Kurfürsten von Sachsen standen die drei geistlichen Kurfürsten und der Markgraf von Brandenburg gegenüber, obwohl auch sie nicht ganz den Wünschen des Legaten gerecht zu werden beabsichtigten. „Der Mönch", schrieb der Frankfurter Gesandte in die Heimat, „macht viel Arbeit, es möcht' ihn ja ein Teil gar ans Kreuz schlagen, fürcht', er wird ihnen kaum entrinnen; allein

ist zu besorgen, wo es geschähe, er würd' am dritten Tage wieder auferstehen." Diese letzte Besorgnis war eine allgemeine. Auch die Luther feindlich gesinnten Stände kannten die Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß durch eine einfache Zustimmung zu den päpstlichen Forderungen die Sache nicht aus der Welt zu schaffen wäre.

Das waren auch die Gesichtspunkte, die in der Antwort der Stände am 19. Februar, in der der Einfluß des sächsischen Kurfürsten unverkennbar ist, zum Ausdruck kamen. Man machte darauf aufmerksam, daß es leicht zu Aufruhr und Empörung in der deutschen Nation kommen könnte, wenn ein so scharfes Mandat gegen Luther ausginge, ohne daß man ihn vorgefordert hätte, da im gemeinen Mann durch seine Predigt, Lehre und Schriften allerlei Gedanken, Phantasieen und Wünsche aufgekommen seien. Deshalb gaben die Stände zu bedenken, ob es nicht angemessen sei, Luther unter sicherem Geleit zum Verhör kommen zu lassen. Von einer Disputation solle keine Rede sein. Ihm solle nur die Frage vorgelegt werden, ob er sich zu den Artikeln, die er wider den christlichen Glauben habe ausgehen lassen, bekenne und dabei beharre oder nicht. Im erstern Falle erklärten sich die Stände bereit, zum Schutze des Glaubens ihrer Voreltern einem „gebührlichen Mandate" des Kaisers beizutreten; falls er aber die Irrtümer des Glaubens widerriefe, hielten sie es für billig, ihn in den anderen Punkten zu hören. Dabei nahmen sie Gelegenheit, auf die großen Beschwerden der Nation gegenüber dem päpstlichen Stuhl hinzuweisen.

Ohne Zweifel war der letzte Punkt derjenige, über welchen die größte Einigkeit herrschte. Daß Luther verurteilt werden mußte, falls er bei seinen Glaubenssätzen beharrte, stand der Mehrzahl der Reichsstände fest. Manche, die ihn bisher nur als Vorkämpfer der deutschen Nation gegen das römische Unwesen gekannt hatten, waren durch Aleander jetzt von seiner Häresie überzeugt worden. Daß es ihnen nicht zustände, über Sachen zu urteilen, über welche die Konzilien schon Entscheidung getroffen, darin schloß man sich den päpstlichen Auslassungen unumwunden an; aber immerhin konnte man den Mann, der so kühn und so eindringlich die Mißbräuche der Kurie aufgedeckt hatte, schon um des Volkes willen nicht

fallen lassen, ohne ihn gehört zu haben. Vielleicht gelang es, seinen Handel — so meinten andere — zu benutzen, um die Notwendigkeit, die deutschen Beschwerden abzustellen, mit größerem Erfolg als früher der Kurie darzulegen.

Es war nicht näher gesagt worden, was man mit jenen „anderen Punkten", in denen Luther gehört werden sollte, wirklich meine; aber Aleander vermutete sehr richtig, daß dabei auch die Frage von der Autorität des Papstes und „die positiven Rechte" — er meinte wohl die durch die Konkordate gewährleisteten Rechte der deutschen Nation — in Betracht kommen würden, was ihn in nicht geringen Zorn versetzte.

Der Kaiser ging auf die Wünsche der Reichsversammlung ein. Noch in der Sitzung selbst, in der ihm das Bedenken der Stände überreicht wurde, erklärte er sich nicht abgeneigt, Luther kommen zu lassen. Wie wenig er jedoch die Interessen der Deutschen verstand oder sie nicht verstehen wollte, zeigt seine Erklärung, daß er die Sache Luthers, die den Glauben berühre, nicht vermengt haben wolle mit den Beschwerden gegen Rom. Er werde an Se. Heiligkeit schreiben und hoffe, dieselbe werde die Mißbräuche, wenn sie wirklich so groß wären, selbst abstellen, antwortete er.

Ein vom Kaiser eingesetzter Ausschuß, meist aus Prälaten bestehend, erhielt den Auftrag, der Sache weiter nachzudenken, dabei sich zu bemühen, „Gott zu dienen und dem Papste, die Ehre und Pflicht seiner Majestät, sowie die Befriedigung der Fürsten im Auge zu haben und dem Volke möglichst wenig Anstoß zu geben". Das waren schwer zu verbindende Aufgaben. Merkwürdig genug, wie man sie zu lösen gedachte.

Die schriftliche Antwort des Kaisers, die aus diesen Beratungen hervorging, wiederholte die mündliche Zustimmung desselben, Luther kommen zu lassen, und forderte dazu auf, die Beschwerden gegen die Kurie schriftlich einzubringen. Weder das eine noch das andere zu verhindern, war dem Aleander, in dessen Auftrag ganz besonders der Erzbischof von Salzburg in der Kommission wirkte, möglich gewesen. Er war schließlich froh, daß überhaupt etwas geschehen sollte. Die kaiserlichen Räte zeigten wieder Neigung, die Sache hinzuziehen; der Kanzler Gattinara erklärte mehrfach, die Sache würde ohne Konzil nicht zu erledigen sein; auch schien die

Konstellation nicht günstig. Da war es nun für Aleander um so wichtiger, daß in dem Edikt, welches den kaiserlichen Entschluß jedermann kund thun sollte, die Autorität des Papstes zu ihrem Recht käme. Ein Entwurf desselben schilderte in den schärfsten Worten die Verruchtheit Luthers und forderte, obwohl man Luther kommen lassen wollte, um seinen Widerruf zu hören, jedermann auf, einstweilen seine Bücher zu verbrennen. Das war nun nicht die Ansicht der Stände gewesen. So lange er nicht verhört — darin wichen sie unabänderlich von den römischen Anschauungen ab —, galt er ihnen auch noch nicht als verurteilt. Man einigte sich endlich dahin, daß das Edikt vorerst nicht ausgehen, Luther aber auch vom Predigen und Schreiben abstehen solle.

Wohin Luther zu berufen sei, war noch unentschieden. Als man darüber in den ersten Tagen des März in Beratung trat, tauchte wieder der alte Gedanke auf, ihn nur bis nach Frankfurt kommen zu lassen. Dafür waren ohne Zweifel ganz besonders die päpstlichen Gesandten. Schließlich entschied man sich doch für Worms. Da entstanden noch einmal Bedenken, die durch die Geistlichen genährt wurden, ob es auch für den Kaiser schicklich sei, seinerseits den Ketzer zu berufen. Gern hätte er den Kurfürsten von Sachsen dazu vermocht; dieser aber lehnte es aus den schon früher geltend gemachten Gründen ab. So entschloß sich denn der Kaiser, unter dem 6. März die offizielle Aufforderung an Luther ergehen zu lassen.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Ehrsamer, Lieber, Andächtiger. Nachdem wir und des heiligen Reichs Stände, jetzo hier versammlet, vorgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halben, so eine Zeit her von Dir ausgangen, Erkundigung zu empfahen, haben wir Dir herzukommen und von dannen wiederum an Dein sicher Gewahrsam unser und des Reichs frei gestrackt Sicherheit und Geleit geben, das wir Dir hierneben zusenden. Und ist unser ernstlich Begehr, Du wolleſt Dich förderlich erheben, also daß Du inwendig einundzwanzig Tagen, in solchem unserm Geleit bestimmt, gewißlich hier bei uns seist und ja nicht außen bleiben wolleſt, Dich auch keines Gewalts oder Unrecht besorgen. Denn wir Dich bei dem gemelten unserm Geleit festiglich handhaben wollen, uns auch auf solche Deine Zukunft

endlich verlassen. Und Du thust daran unsere ernstliche Meinung. Gegeben in unser und des Reichs Stadt Worms am 6. Tage des Monds Martii Anno M. D. 21., unsers Reichs im andern Jahr."

Während jener Verhandlungen in Worms, wo so vielerlei Interessen sich kreuzten und nur so wenige von denen ein Wort mitzureden hatten, die es ahnten, daß es sich um eine Sache des Gewissens handelte, die durch keine menschliche Weisheit entschieden werden könne, während die Feinde bald triumphierten, bald in Unmut über den schleppenden Gang den Haß gegen den Volksverkehrer schürten, die Freunde sich in banger Sorge verzehrten oder die Hand an das Schwert hielten, hatte Luther ruhig seines Amtes gewartet.

Von Spalatin und seinem Kollegen, dem Juristen Hieronymus Schurf, wurde er bezüglich der Wormser Vorgänge auf dem laufenden erhalten, wenn auch die Briefe nur spärlich und unregelmäßig einliefen. Er freute sich, wenn ihm Spalatin die Hoffnung aussprach, daß das Evangelium dort in großer Gunst stehe, aber er legte keinen großen Wert auf diese Nachrichten. In seinen Briefen finden sich verhältnismäßig wenig Beziehungen darauf. Er hatte keine Zeit, viel darüber nachzudenken. Er sorgte mehr für andere, als für sich. Da legte er bald für diesen, bald für jenen beim Kurfürsten Fürbitte ein, verwendete sich für angemessene Besetzung erledigter Professuren und wo man sonst seines Rates und seiner Hilfe benötigte.

Des Trostes und der Stärkung bedurfte damals ganz besonders sein geliebter Lehrer und Freund, Johann v. Staupitz, dessen kräftiger Zuspruch ihm selbst einst wie ein Licht in das Dunkel seiner Anfechtung geleuchtet hatte. Seitdem Staupitz im Sommer 1520 seine Stellung als Generalvikar der deutschen Augustinerkongregation niedergelegt hatte, lebte er am Hofe des Kardinal-Erzbischofs von Salzburg, dem Luther selbst einst Vertrauen geschenkt, der jetzt aber als einer seiner entschiedensten Gegner auftrat. Die Hoffnung des Staupitz, den Wirren der Lutherschen Sache entgangen zu sein, war eine trügerische gewesen. Auch zu ihm drang das „Brüllen

der Löwen". Man forderte von ihm eine Verwerfung der in der Bannbulle verdammten Artikel Luthers. Auf die Kunde von seinem Schwanken und seiner Gewissensnot suchte ihn Luther aufzurichten, indem er ihn an das Wort erinnerte, welches ihm Staupitz einst in Augsburg zugerufen: er möge dessen eingedenk sein, daß er die Sache im Namen Jesu angefangen habe, und daß alles in Gottes Hand stehe. Als er später die Nachricht erhielt, daß Staupitz sich doch insoweit gebeugt, daß er den Papst als seinen Richter anzuerkennen erklärte, hielt Luther auch mit dem Tadel nicht zurück, indem er in seinem Verhalten wenigstens eine halbe Verleugnung dessen sah, wozu jener sich im Herzen bekannte: „Jetzt, wo unser Herr Jesus Christus verurteilt, beraubt und gelästert wird, ist keine Zeit, sich zu fürchten, sondern laut zu rufen. Wie Du mich zur Demut ermahnst, ermahne ich Dich zum stolzen Selbstbewußtsein. Bei Dir ist zu viel Demut, bei mir zu viel Stolz. Aber die Sache ist ernst. Jetzt gilt das Wort: ‚Wer mich bekennet vor den Menschen ꝛc.'"

In den akademischen Verhältnissen Wittenbergs war durch Luthers und seiner Anhänger Bannung keine Änderung eingetreten. Hatten auch auf die erste Kunde einzelne Wittenberg verlassen, so war der Abgang bald durch andere ersetzt, eine große für ihren Lehrer begeisterte Schar, in der die Verachtung des Papstes und der Römlinge mit jedem Tage wuchs. Wie bei Verbrennung der Bannbulle trieben die Studenten in den Fastnachtstagen mit dem Papst und den Kardinälen durch allerlei Aufzüge und scenische Darstellungen derben Spott. „Der Feind Christi", sagte Luther, „der mit dem höchsten Könige, ja Christo selbst, sein Spiel treibt, ist solchen Spottes würdig." Auch sonst wurde das päpstliche Regiment und seine Bulle an mehreren Orten stark verhöhnt. Man merkt es an dem Ton, in welchem Luther dies den Freunden mitteilt, wie ihn diese Zeichen der Zustimmung freuten, zu einer Zeit, wo man in Merseburg und Meißen jetzt wirklich auch seine Bücher verbrannte.

In den Vorlesungen behandelte er in diesem Winter wie schon längere Zeit die Psalmen. Daneben wirkte er ununterbrochen als Prediger und Seelsorger. Oft predigte er auch jetzt zweimal des Tages. Natürlich kam er dabei auch darauf zu sprechen, was

augenblicklich aller Gemüter bewegte. Es dient ihm nur dazu, den Widerstreit zwischen dem Reiche Gottes und dem des Antichrists, der das Evangelium nicht dulden will, zu beleuchten. Die Hauptsache bleibt ihm die Predigt von der Barmherzigkeit Gottes, dem „Hauptgute" der Christenheit: „das soll das vornehmste, edelste Werk sein eines Christenmenschen, daß er seinem lieben Christo traue und ihm glaube", „der da bereit ist, zu trösten, zu helfen in allen Widerwärtigkeiten". „Will man Christum recht einpflanzen in die Herzen der Christenmenschen, so muß man zuvor mit Ernst ausreuten und ausgraben den Papst und sein Regiment, das ist scheinliche, weltliche Pracht in geistlicher Person. Sobald man das thut, so will man uns steinigen, töten und verbrennen. Nun wohlan, wir müssen uns nit frömmer und besser achten, als die Propheten und Apostel Christi, die da alle um der Wahrheit willen eines schändlichen Todes haben sterben müssen. Nun muß es wahr sein, daß ein jeder rechter evangelischer Prediger muß mitten unter den Wölfen wandeln und alle Stund warten des Kreuzes und grimmigen Todes. Aber, liebe Kinder, viel besser ist, eine Stunde brennen in diesem zeitlichen Feuer um der Wahrheit willen, denn ewiglich brennen mit denen, die unter dem Deckmantel geistlicher Gewalt Christum vertreiben wollen." So predigte er am 6. Januar und forderte seine Gemeinde auf, zu beten: „Gieb uns unser täglich Brot, verleih uns rechte evangelische Prediger, die sich vor den Wölfen nicht fürchten die Wahrheit zu sagen."

Um diese Wahrheit seinerseits von neuem zu betonen und die durch die Bannbulle in ihrem Gewissen Bedrückten zu beruhigen, schrieb er, zum Teil auf Wunsch des Kurfürsten, die schon früher erwähnte Rechtfertigung der vom Papste verurteilten Artikel und zwar in deutscher und lateinischer Sprache: „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden." Auf Grund der Schrift sucht er darin die einzelnen Artikel zu bewähren. Dabei wird manche frühere Auslassung verschärft, da er seitdem zu besserer Erkenntnis gekommen. Gegenüber dem oft gehörten Vorwurf, den auch jetzt wieder die Gegner in Worms betonten, daß er die Schrift in Widerspruch zu den Autoritäten der Väter auslege, wirft er in der lateinischen

Ausgabe die Frage auf, warum man denn die heilige Schrift nicht ebenso studieren dürfe, wie in der ersten christlichen Kirche, als es noch keine Autoritäten gab? „Ich will nicht gelehrter als alle gehalten werden, aber ich will, daß allein die Schrift herrsche, nicht daß sie nach meinem oder dem Geiste irdendwelcher Menschen ausgelegt werde, sondern daß man sie allein aus ihr selbst und ihrem Geiste verstehe." Denn sie erklärt sich selbst am sichersten, leichtesten und klarsten, auch den Einfältigen.

Auf die andere Einrede, daß er, der eine Mann, sich hervorthue, erwidert er, daß er vielmehr immer geneigt sei, in den Winkel zu kriechen. Man hätte ihn aber hervorgezogen, um an ihm Preis und Ehre zu verdienen.

„Und ob es gleich wahr wäre, daß ich allein mich hätte aufgeworfen, wären sie dennoch damit nit entschuldigt. Wer weiß, ob mich Gott dazu berufen und erweckt hat, und für sie zu fürchten ist, daß sie nit Gott in mir verachten."

„Lesen wir nit, daß Gott gemeiniglich nur einen Propheten auf eine Zeit aufgeweckt hat im Alten Testament? — Dazu hat er noch nie keinmal den obersten Priester oder andere hohe Stände zu Propheten gemacht; sondern gemeiniglich niedrige verachtete Personen, auch zuletzt den Hirten Amos. — Also haben auch die lieben Heiligen allzeit wider die Obersten, Könige, Fürsten, Priester, Gelehrte predigen und schelten müssen, den Hals dran wagen und lassen."

„Es führten auch zu denselbigen Zeiten die großen Hannsen wider die heiligen Propheten kein ander Widerwort, denn daß sie die Obersten wären, man sollte ihnen gehorchen, und nit den geringen verachteten Propheten, wie das Jeremias 18, 18 schreibt. Also thut man jetzt auch. Es soll alles unrecht sein, was der Papst, die Bischöfe und Gelehrten nicht leiden wollen: man soll sie nur hören, ob sie schon sagen, was sie wollen. . . ."

„Ich sage nicht, daß ich ein Prophet sei, ich sage aber, daß ihnen so viel mehr zu fürchten ist, ich sei einer, so vielmehr sie mich verachten und sich selbst achten. Gott ist wunderlich in seinen Werken und Gerichten, der nicht achtet große Kunst oder Gewalt. Bin ich nicht ein Prophet, so bin ich jedoch gewiß für mich selbst, daß das Wort Gottes bei mir und nicht bei ihnen ist, denn ich ja die Schrift für mich habe und sie allein ihre eigene Lehre." —

„Ob mich nun wohl viel großer Hannsen darum neiden und verfolgen, erschrickt mich nicht, ja es tröstet und stärkt mich: sintemal es offenbar in aller Schrift ist, daß die Verfolger und Neider gemeiniglich unrecht, und die Verfolgten recht gehabt haben und allzeit der größere Haufe bei der Lüge, der kleinere bei der Wahrheit gestanden ist. — Es hat St. Paulus durch seine Lehre viel Aufruhr erweckt, wie wir in der Apostelgeschichte lesen: es war darum seine Lehre nicht falsch. Wahrheit hat allzeit rumort. Falsche Lehrer haben allzeit Fried und Fried gesagt, wie Jesaias und Jeremias schreiben."

„Darum so will ich unangesehen den Papst mit seinem großen Haufen, die Artikel, so in der Bulle verdammt, mit Freuden so viel mir Gott Gnade giebt, erretten und schützen, traue sie von Gottes Gnaden vor Unrecht wohl zu erhalten; für Gewalt ist nicht mehr hier, denn ein armer Körper, den befehle ich Gott und seiner heiligen durch den Papst verdammten Wahrheit. Amen." —

Auf die Kunde, daß die Priester an vielen Orten in der Beichte nach dem Lesen seiner Bücher forschten oder deren Auslieferung forderten, ließ er im Februar auf Spalatins Anregung ein kleines Schriftchen drucken: „Unterricht für die Beichtkinder." Er rät darin, jene Forderungen zurückzuweisen und demütig um Absolution und Abendmahl zu bitten; wenn das nichts helfe, „so laß fahren Sakrament, Altar, Pfaff und Kirchen. Denn das göttliche Wort, in der Bulle verdammt, ist mehr denn alle Dinge, welches die Seele nicht entbehren kann, mag aber wohl des Sakraments entbehren; so wird dich der rechte Bischof, Christus, selber speisen geistlich mit demselben Sakrament." Zugleich ermahnt er aber auch die Prälaten, nicht mit Gewalt in die Gewissen zu dringen.

Rein zur Erbauung sollte seine Auslegung des Magnificat, des Lobgesangs der Maria, dienen, die er in den Tagen vor Verbrennung der Bannbulle begann. Er hatte sie dem jungen Prinzen Johann Friedrich zugedacht, während er seinem Kurfürsten seine längst vorbereitete und von diesem gewünschte Postille für die Prediger und Seelsorger widmete, von der im März der erste Teil erschien. Wie gern hätte er sich allein mit diesen Dingen beschäftigt, der Gemeinde gedient und das Evangelium gepflanzt, wie es der Wunsch seines Landesherrn war! Darauf kommt er auch zu sprechen in

seiner Widmungsepistel vom 3. März an den Kurfürsten Friedrich, den Mann des Friedens. Er bedauert, drei Jahre mit Streitschriften verloren zu haben. Stets habe er auf eine Zeit des Friedens gehofft; nun sehe er ein, daß dies eitel Menschengedanken seien und er täglich mehr auf dem Meere umhergetrieben werde. Die Hoffnung auf Frieden habe er aufgegeben, darum wolle er, eingedenk des Nehemia, sich zum Werke des Krieges und des Friedens zugleich rüsten, mit der einen Hand das Schwert halten, mit der andern die Mauer bauen.

Und der Ansturm der litterarischen Gegner wuchs von Tag zu Tag. Von allen Seiten hörte er von Schriften, die gegen ihn ausgingen. Wollte er seine Sache nicht aufgeben, so durfte seine Feder keinen Augenblick ruhen, wie widerwärtig es ihm auch war, immer von neuem auf den Kampfplatz zu treten, die alten Verleumdungen und neue Mißverständnisse zurückzuweisen, wobei er dann oft schärfer oder, wie selbst seine Freunde meinten, „bissiger" war, als es der Sache dienen mochte; so ganz besonders in der Fehde mit dem Dresdener Hofprediger Hieronymus Emser, die durch dessen Erwiderung auf Luthers Schrift an den christlichen Adel von neuem angefacht wurde und zu einem mehrfachen, sehr heftigen Schriftenwechsel führte. Zuletzt noch brachte ihn die Schrift eines römischen Dominikaners Ambrosius Katharinus: „Gegen die gottlosen und sehr verderblichen Irrlehren Martin Luthers" in Harnisch. Sie war an den Kaiser gerichtet und auch durch Aleanders Vermittelung demselben übergeben worden. Man maß ihr in Rom eine große Bedeutung bei, während der Beichtvater Glapio, wie er bei seinen Unterredungen mit Brück äußerte, das Schlimmste befürchtete, wenn sie in Luthers Hände fiele, was sich denn auch bewahrheitete.

Als Luther sie etwa am 7. März erhielt, beschloß er, das „alberne" Buch, das ihm bald Lachen, bald Ekel verursachte, in wenigen Bogen zu beantworten, dem Schreiber übrigens etwas die „Galle zu bewegen". Sogleich setzte er sich an die Arbeit und schrieb mit schneller Hand eine umfangreiche Gegenschrift, gleich mächtig durch die Fülle des Spottes, mit der er den hochmütigen Scholastiker überschüttete, wie durch die Entschlossenheit, mit der er die Unchristlichkeit des Papsttums darzulegen versuchte.

Mit den Fragen über den Ablaß, die Konzilien, Canones u. s. w. erklärt er sich nicht aufhalten zu wollen. „Du kommst zu spät, mein Catharinus, es handelt sich schon nicht mehr darum, ob ein Papst ist, sondern wir kommen zu der Frage: ‚was er ist'." Und während er früher nur beiläufig den Papst den Antichristen genannt hatte, wendet er sich jetzt dazu, zum Teil auf Grund prophetischer Stellen, wie Daniel 8 und 2 Thess. 2, einen umfangreichen, freilich oft sehr kühnen Schriftbeweis dafür zu erbringen, um die Behauptung von der göttlichen Stiftung des Papsttums zu widerlegen. Zugleich entwickelt er aber auch klarer und umfassender als bisher seine Anschauung von dem Wesen der Kirche, der auf den Fels Christus gegründeten, unsichtbaren, aber doch erkennbaren. Sie ist überall da, wo man die Sakramente feiert und das Wort vom Evangelium verkündigt. Das sind ihre Kennzeichen, denn wo das Evangelium ist, das Leben und die Substanz der wahren Kirche, da ist ein Glaube, eine Liebe, ein Geist. Wo aber das Evangelium nicht ist, wie in der „Synagoge der Papisten", da ist auch die Kirche nicht, sondern Babylon, welches, wie der Prophet Daniel schreibt, „ohne Hand zerbrochen werden soll", woraus Luther schließt, daß nicht etwa die Laien den Papst und sein Reich zerstören werden, wie jene fürchten — und das sollte wohl auch gegen die Pläne eines Hutten und Genossen gesagt sein —, das wäre eine zu gelinde Strafe; sondern sie werden aufbewahrt werden bis zur Wiederkunft des Herrn, der sie nach dem Apostelwort vernichten wird mit dem Hauche seines Mundes.

So schrieb Luther angesichts seiner Berufung vor Kaiser und Reich; — am 1. April, kurz vor seiner Abreise, wurde die Schrift vollendet. Je mehr die Gegner mit Gewalt drohen, je mehr er sich sagen muß, daß die Papisten gegen ihn verfahren wollen als gegen einen Ketzer, wie ihn „alle Jahrhunderte nicht gesehen haben", um so weniger will er etwas davon wissen, Gewalt mit Gewalt zu verhindern. „Ich weiß", so schließt er, „und bin gewiß, daß Jesus Christus unser Herr lebt und regiert; da ich das weiß und glaube, werde ich auch viele Tausende von Päpsten nicht fürchten. Denn größer ist Der, der in uns ist, als der in der Welt ist."

Die Absendung des kaiserlichen Berufungsschreibens hatte sich verzögert. Zuerst erhielt Luther durch Spalatin nur die allgemeine Mitteilung, daß man ihn kommen lassen wolle, um seinen Widerruf zu hören. Zugleich hatte man ihm, in der Annahme, daß es sich eben darum handeln würde, auch die von Glapio bezeichneten Artikel und seine Vergleichsvorschläge übersandt. Sofort, am 19. März, schrieb er daraufhin sowohl an den Kurfürsten wie an Spalatin. Nur zum Widerruf zu kommen, erklärt er wie andere mehr, für überflüssig. Widerrufen könne er in Wittenberg ebenso gut als in Worms. Davon könne ja aber keine Rede sein, so lange man sich auf nichts anderes gegen ihn stütze, als die Gebräuche der Kirche. So wolle er auch dem Kaiser schreiben. Falls ihn dieser aber kommen lassen wolle, um ihn zu töten, so sei er bereit dazu. „Denn so mir Christus gnädig ist, will ich nicht fliehen und das Wort in der Schlacht verlassen."

Dem Kurfürsten versicherte er seine Ergebenheit gegen die römische Kirche und seine Bereitwilligkeit zu widerrufen, falls er durch das Schriftwort überführt sei, auch seine Sache wie früher unverdächtigen Richtern zu übergeben. Dagegen wies er die Forderung, nicht zu predigen und zu lehren, obwohl er selbst gern darauf verzichten möchte, zurück, da er durch Gottes Gebot und Willen dazu verbunden sei.

In der bitteren Stimmung über die vagen Gerüchte, die er vernahm, und die auch durch die Beschäftigung mit der Schmähschrift des Catharinus genährt wurde, schrieb er einmal in diesen Tagen: „Mein Widerruf wird dies sein: Früher habe ich gesagt, der Papst sei der Statthalter Christi, jetzt widerrufe ich es und sage: der Papst ist der Widersacher Christi und ein Abgesandter des Teufels."

Erst am 26. März, es war der Dienstag in der Marterwoche, kam die Citation in Wittenberg an: sie wurde von einem kaiserlichen Herold, Kaspar Storm genannt Deutschland, überbracht, der Luther auch nach Worms führen sollte.

Nun sollte er also doch noch seine Sache öffentlich vor aller Welt vertreten. Von Widerruf war ausdrücklich wenigstens nichts im kaiserlichen Schreiben zu lesen; der Kaiser, die Fürsten und Herren hatten Geleitsbriefe gesendet.

Die Ostertage rastete Luther noch in seiner Zelle, beendete die Schrift gegen Catharinus und schickte die ersten Bogen des Magnificat an den jungen Fürsten Johann Friedrich. Dann am Osterdienstag brach er auf. Der Ordensregel gemäß wurde er von einem Klostergenossen, dem Bruder Petzensteiner, begleitet. Von den Kollegen schloß sich ihm Nikolaus von Amsdorf an, außerdem ein junger Student, ein Edelmann aus Pommern, Peter Swaven. Der Rat der Stadt hatte für das Gefährt gesorgt, ein offenes Wägelchen, das mit einer Decke überspannt werden konnte. Voran ritt der Herold, den kaiserlichen Adler auf dem Wappenrock.

In Leipzig, der Stadt des Herzogs Georg, verweigerte ihm der Rat nicht den üblichen Ehrentrunk. Schon freundlicher nahm man ihn in Naumburg auf, und je weiter er nach Thüringen kam, um so mehr gestaltete sich seine Reise zu einem Triumphzuge. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen, um den Mann zu sehen, der so Großes wage. Es war ihm fraglich gewesen, ob man ihm in Erfurt Aufnahme gewähren werde. Aber dort herrschten jetzt die Humanisten. Joh. Crotus, damals einer der eifrigsten Anhänger Luthers, war der Rektor der Universität. Man beschloß, ihm den großartigsten Empfang zu bereiten. An der Grenze des Stadtgebietes begrüßten ihn die Vertreter der Universität, ein stattlicher Zug, darunter vierzig zu Pferde, und führten ihn, gefolgt von Tausenden, in das Kloster seines Ordens. In allen Straßen, durch die der Zug ging, wogte die Menge; selbst auf den Dächern und Türmen drängte man sich, um den Mann Gottes zu sehen. Das stürmische Volk der Poeten, ein Eobanus Hesse, Euricius Cordus und Justus Jonas, überboten sich in ihren Huldigungen.

Am Tage nach seinem Einzuge, am Sonntag Quasimodogeniti, bestieg er die Kanzel der Klosterkirche und predigte über das Evangelium Joh. 20, 19—23. Ausgehend von dem Worte des Herrn: „Friede sei mit euch", handelte er davon, was ihm das Wichtigste war, „wie man fromm werde und zur Seligkeit komme". Von seiner eigenen persönlichen Lage war dabei mit keinem Worte die Rede, wenn er auch gegen die falschen Hirten eiferte, die die armen Seelen zu äußeren Werken anhalten, anstatt sie zu dem rechten einen Glauben an den Herrn zu führen, der der Zerstörer aller Sünde ist.

Unter den Segenswünschen der Freunde, von denen sich Jonas ihm anschloß, zog er vondannen.

Noch in Thüringen, entweder in Weimar oder in Erfurt, erfuhr Luther, daß ein neues Edikt wider ihn ausgegangen sei, und so war es in der That.

Je näher die Entscheidung heranzurücken schien, um so schärfer entwickelten sich die Gegensätze in Worms. Selbst unter den fremden Nationen, welche daselbst vertreten waren, kam es zu Parteiungen für und gegen Luther. Der spanische Adel trug mit einer gewissen Demonstration seinen Eifer für den alten Glauben zur Schau. Vom Herzog von Alba berichtete Aleander: „Er reißt sich für unsern Herrn und für die Kirche das Zeug vom Leib.“ Dagegen waren die spanischen Kaufleute, vielfach maurischer Abstammung, Luther gewogen. Sie hörten es besonders gern, daß er es für unrecht erklärt habe, Ketzer zu verbrennen, was sie so oft hatten mit ansehen müssen. Es kam nicht selten zu Reibereien. Immer bedrohlicher erschien dem päpstlichen Legaten die öffentliche Stimmung. Wenn er über die Straße ging, entsetzte er sich über den allgemeinen Haß, den er auf allen Gesichtern las und den man ihm auch unverhohlen zeigte. Er war offenbaren Insulten ausgesetzt. Ulrich v. Hutten, dem Aleanders Rede am Aschermittwoch zu zwei heftigen Sendschreiben gegen ihn und seinen Kollegen Veranlassung gab, drohte in dem ihm eigenen Tone, dafür zu sorgen, daß er Deutschland nicht lebend verließe. Und was bekamen die Legaten nicht alles zu hören, als man auf die kaiserliche Aufforderung hin jetzt wirklich daran ging, die Beschwerden der deutschen Nation wider den päpstlichen Stuhl zusammenzustellen! Sie mußten erleben, daß Georg von Sachsen, den sie ganz als den Ihrigen betrachtet hatten, „böse Erklärungen und ein böses Beispiel gegen den heiligen Stuhl gab“. Ja, dieser Fürst, von der Wahrheit der römischen Lehre ebenso erfüllt, wie von der tiefen Verderbnis so vieler Einrichtungen in der Kirche überzeugt, erwies sich als einer der schärfsten, als es galt, die römischen Mißbräuche zu geißeln. Wie kaum jemals früher, hat man damals alle Anklagen gegen den römischen Stuhl und den Klerus zusammengefaßt, die die Litteratur der letzten Jahre bis ins kleinste aufgedeckt hatte. Aleander war in Verzweiflung. Luther berufen, nun diese wich-

tigen Anklagen gegen Rom, er sah keinen Ausweg mehr. Friedrich der Weise meldete nach Wittenberg, die Sache sei noch nicht im Neste der Papisten.

Indessen hatte man zu viel gehofft. Der Kaiser hatte Grund, den ungünstigen Eindruck, den die Berufung Luthers in Rom machen mußte, nach Möglichkeit abzuschwächen. Gegen eine Vermischung von Luthers Sache mit der Angelegenheit der deutschen Beschwerden gegen Rom hatte er sich, wie wir hörten, sogleich erklärt. Dem Wunsche der Stände, Luther kommen zu lassen, hatte er sich gefügt, auch das Edikt, welches die Verbrennung seiner Bücher befahl, einstweilen zurückstellen lassen; jetzt erließ er dennoch ein Mandat, welches zwar nicht so weit ging, aber doch befahl, alle Schriften Luthers der Obrigkeit auszuliefern. Am 10. März wurde es unterzeichnet, am 27. sah man es zuerst in Worms angeschlagen. Darüber herrschte allgemeine Bestürzung. Man entnahm daraus mit Recht, daß der Kaiser die päpstliche Bulle approbiere. Unter den kurfürstlichen Räten erhob sich die Frage, ob es unter diesen Umständen nicht besser wäre, daß Luther nicht käme. Man würde gewiß alles Mögliche anwenden, um den Kaiser zu überzeugen, daß er einem Ketzer das Geleit nicht zu halten brauche. Der Kaiser könne sich auch darauf berufen, daß das Edikt eine authentische Erklärung darüber gebe, was man mit Luther vorhabe, nämlich ihn nur zu fragen, ob er widerrufen wolle oder nicht. Das stand allerdings darin. Luther hätte also wissen können, würde man sagen, in welche Gefahr er sich begab. Der Kanzler Brück setzte darüber ein Gutachten für Spalatin auf. Danach machten sich unter den Freunden Luthers zweierlei Meinungen geltend. Die einen rieten, daß er jetzt nicht kommen und die Gründe dafür dem Kaiser auseinandersetzen solle. Die anderen meinten jedoch, daß er auf alle Fälle kommen müsse und nichts zu besorgen habe, die Kurfürsten würden gewiß dafür eintreten, daß ihm das Geleit gehalten würde; dagegen wäre anzunehmen, daß man es gern sehen würde, wenn er nicht käme, weil dann seiner Verurteilung keine weitere Schwierigkeit entgegenstehen würde. Letzteres schien auch dem Kanzler das Richtige.

Auch der kaiserliche Herold, ein wohlmeinender Mann, wurde besorgt, als er das Edikt angeschlagen fand. Er fragte, ob Luther

unter diesen Umständen weiter ziehen wolle. Dieser erzählt später, daß er da gezittert habe, aber doch nur einen Augenblick. Man wolle ihn damit schrecken und davon abhalten, nach Worms zu kommen, meinte er. Unverzagt setzte er seine Reise fort, obwohl er den ganzen Weg über Krankheit zu klagen hatte. Wie in Erfurt, predigte er auch in Gotha und Eisenach. Am 14. April, an einem Sonntage, erreichte er Frankfurt. Auch dort drängte sich die Menge herzu, den Mann Gottes oder den Ketzer zu sehen. Bei Wolf Parente im Wirtshause „zum Strauß" auf dem Kornmarkte stieg er ab.

In Frankfurt, dem damaligen Sammelpunkte des deutschen Buchhandels, waren seine Schriften wohlbekannt und hatten ihm manchen Anhänger erworben.

Dort lehrte auch der ihm und Melanchthon befreundete Humanist Wilhelm Nesen. So fehlte es ihm nicht an erneuertem Zuspruch. Eine alte fromme Frau aus angesehenem Geschlechte begrüßte ihn als den ersehnten Kämpfer gegen die Privilegien des Papsttums und sandte ihm zwei Maß Malvasierweins. So nahe seinem Ziele, mochte er wohl auch manches von den Ränken der Gegner hören. Aber er war fröhlich und guter Dinge. Man hörte ihn in der Herberge die Laute schlagen, — Grund genug für die Widersacher, ihn als einen Zecher und losen Gesellen auszuschreien. Dem Spalatin teilte er seine baldige Ankunft mit. „Ich weiß auch, daß ein Mandat Karls, um mich zu schrecken, veröffentlicht worden ist. Aber Christus lebt und wir werden nach Worms kommen, allen Pforten der Hölle und Fürsten der Luft zum Trotz", schrieb er von Frankfurt aus.

Indessen machte man von anderer Seite noch einmal den Versuch, Luthers Erscheinen in Worms zu verhindern. Am kaiserlichen Hofe wie in den Kreisen der Prälaten hatte man sicher gehofft, daß Luther sich schrecken lassen würde. Als sich die Kunde verbreitete, daß er doch käme, empfand man dies zum mindesten als eine große Unbequemlichkeit; nicht wenige waren geradezu entsetzt darüber: die Möglichkeit, daß Hutten und Sickingen doch losschlagen könnten, wenn man dem Mönche zu nahe trete, war doch nicht außeracht zu lassen. Man täuschte sich nicht darüber, daß die Stimmung des Volkes gegenüber den Prälaten nach dem letzten

Edikte immer trotziger wurde. Was konnte nicht alles geschehen, wenn nun Luther selbst kam und, wie man fürchtete, Öl ins Feuer goß?

Es war nicht bloß, wie Luther vermutete, die Absicht, ihn einfach zu verderben, wenn man sein Kommen nicht wünschte, sondern weil die Verhandlungen über seine Sache dem geplanten Bündnisse des Kaisers mit dem Papste voraussichtlich nicht förderlich waren. Im letzten Augenblicke beschloß man wenigstens, den lästigen Mahner auf der Ebernburg womöglich unschädlich zu machen. Der kaiserliche Kämmerer Paul v. Armstorff wurde nach Sickingens Feste geschickt, um Hutten ein Jahrgeld anzubieten. Daß man dabei die Absicht hatte, durch die Ritter mittelbar auf Luther einzuwirken, kann keinem Zweifel unterliegen; doch bleibt es ungewiß, ob der Kaiser dazu den Auftrag gegeben oder nur davon gewußt. Jedenfalls hatte der kaiserliche Beichtvater, der den Kämmerer begleitete, seinerseits das regste Interesse, noch in letzter Stunde Luthers Kommen zu verhindern. Sein Verfahren den Rittern gegenüber war dasselbe, welches er in den Verhandlungen mit Brück eingeschlagen hatte. Er verfehlte nicht, zu erklären, wie vieles er in Luthers Auffassung billige. Anderseits betonte er doch auch, wie Luther in seinen letzten Schriften aufs sträflichste den Glauben der Kirche angetastet. Er hatte wieder seine Bücher mitgebracht. Auf Sickingen machte seine Rede Eindruck. Wie hoch er Luther auch schätzte, so erklärte er doch, „wo Luther übel im Glauben geredet habe, da wolle er der erste sein, das Feuer auszutreten". Obwohl er fand, daß in den deutschen Schriften Luthers manches anders lautete, als der Beichtvater aus den lateinischen citierte, so war er doch, zumal im Angesichte der kaiserlichen Botschaft, etwas unsicher geworden. Zum mindesten leuchtete es ihm wie Hutten ein, daß die Gefahr für Luther in Worms eine außerordentlich große wäre und daß sie vielleicht abgewendet werden könne, wenn Luther sich auf irgendeine Weise mit dem einflußreichen Beichtvater einigen oder doch eine Besprechung haben könnte. Glapio erreichte seinen Wunsch, daß Luther zu einer Zusammenkunft auf der Ebernburg eingeladen werden sollte. Der bisherige Dominikanermönch Martin Bucer aus Schlettstadt, der sich damals bei Sickingen aufhielt, derselbe, der später so oft

als Vermittler auftreten sollte, erhielt den Auftrag, Luther die Botschaft zu überbringen. Von mehreren Reitern begleitet, traf er in Oppenheim mit ihm zusammen. Aber Luther war nicht zu bewegen, der Aufforderung Folge zu leisten. Hätte der Beichtvater etwas mit ihm zu reden, erwiderte er, so könnte er das in Worms ebenso gut thun. Außer dem Gedanken, daß darüber leicht die ihm zur Reise bewilligte Frist ablaufen könnte, war wohl auch der andere bestimmend, nicht den Schein aufkommen zu lassen, als wolle er mit den kriegslustigen Rittern in allen Dingen gemeinsame Sache machen. Auch haßte er die heimlichen Praktiken; offen wollte er seine Sache vertreten.

Wenige Stunden vor Worms erreichte ihn noch eine warnende Botschaft Spalatins, die ihn an das Schicksal des Hus erinnerte; aber was er auch hörte, nichts vermochte ihn aufzuhalten, nichts war imstande, sein Gottvertrauen zu erschüttern. „Wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollt' ich hinein", ließ er dem Spalatin sagen.

In Worms wartete man jetzt mit Spannung auf seine Ankunft. Noch bis zum letzten Augenblick war Aleander thätig gewesen, um den Kaiser in seinem Sinne zu bearbeiten. Was man über Luthers Reise, „über die Geleitung des Ungeheuers", gehört, versetzte ihn in wahre Wut, besonders gegen den schändlichen Herold, der ein frecher Narr und wütender Feind des Klerus sei. War Luther nicht mehr von Worms fern zu halten, so schien es ihm doch ratsam, wenigstens seine Begleiter nicht in die Stadt zu lassen. Persönlich verwendete er sich beim Kaiser darum, denselben (er hatte von sechs Doktoren vernommen) den Eintritt in die Stadt zu versagen, da sie gleichfalls gebannt und keinen Geleitsbrief besäßen. Der Kaiser versprach sein Bestes zu thun, wollte sich aber erst mit dem Kurfürsten darüber beraten. Man ließ die Sache dann doch auf sich beruhen. Kein Wunder, wenn der Legat ausruft: „Es ist um Steine rasend zu machen, geschweige denn einen Menschen."

Es war am 16. April, einem Dienstag um 10 Uhr morgens, als vom Dom her der Turmwächter durch Trompetenstoß das Erscheinen des Erwarteten meldete. Man saß gerade beim Mittagbrot, welches nach damaliger Sitte schon zu so früher Stunde

eingenommen wurde; aber trotzdem lief alles aus den Häusern, um den großen Ketzer zu sehen. Bei zweitausend Menschen begleiteten ihn durch die Straßen, eine Anzahl angesehener Leute, auch vom sächsischen Hofe, waren ihm entgegengeritten. So bildete sich ein stattlicher Zug. Voran ritt der Herold mit seinem Diener. Dann kam Luther mit seinen Begleitern. Unmittelbar hinter ihm ritt Jonas einher, dann folgten wohl an die zwanzig Herren mit ihren Dienern hoch zu Roß und die immer anwachsende Menge.

Endlich stieg er ab, eine mittelgroße, damals überaus hagere, abgemagerte Gestalt, von blassem Antlitz mit stark hervortretenden Backenknochen. Nichts deutete auf etwas Besonderes; nur das große, dunkle, bisweilen aufblitzende Auge, das auf die Italiener so großen Eindruck machte, ließ die gewaltige Glut seines Innern erkennen. „Gott wird mit mir sein", waren seine ersten Worte, als er den Boden von Worms betrat. So berichtete noch desselbigen Tages auch der päpstliche Gesandte nach Rom. Er hatte nicht gewagt, sich auf der Straße zu zeigen, aber seine Späher ausgesandt, die ihn von allem unterrichteten, wie es bei dem Einzug des „Häresiarchen" zugegangen. Ein Priester, so erzählte er, habe Luther beim Aussteigen umarmt und dreimal sein Kleid berührt, als wäre es die heiligste Reliquie der Welt.

Es war, wie begreiflich, der Wunsch der Legaten gewesen, Luther so heimlich als möglich zu halten, niemandem ohne spezielle Erlaubnis des Kaisers Zutritt zu gewähren; dann war davon die Rede gewesen, ihn im Augustinerkloster bewahren zu lassen: — schließlich stand man doch davon ab und gewährte ihm eine freie Herberge im Johanniterhause, wo auch die kursächsischen Räte Philipp v. Feilitzsch und Friedrich v. Thun, sowie der Reichs-Erbmarschall Ulrich v. Pappenheim ihre Wohnung aufgeschlagen hatten.

Der kaiserliche Beichtvater Glapio, dem Luther sogleich seine Ankunft melden ließ, lehnte jetzt eine Zusammenkunft ab; dagegen fanden sich eine große Zahl von Leuten aus allen Ständen ein, um ihn zu begrüßen. Bis in die Nacht wurde seine Herberge von Besuchern nicht leer.

Am andern Morgen wartete er seines priesterlichen Berufes.

Ein sächsischer Ritter, der schwer krank darniederlag, bat ihn, seine Beichte zu hören, und ließ sich mit dem Sakrament versehen.

Indessen eilte man, seine Sache zur Entscheidung zu bringen. Noch vor Mittag erfuhr Luther durch Ulrich v. Pappenheim, daß er noch selbigen Tages um 4 Uhr vor Kaiser und Reich zu erscheinen habe.

Die Kunde davon hatte sich schnell verbreitet, es entstand ein ungeheures Gedränge. Als der Reichsmarschall mit dem kaiserlichen Herold erschien, um Luther nach dem Bischofshofe, wo in der Herberge des Kaisers die Reichsversammlung abgehalten wurde, abzuholen, ergab sich, daß der nächste Weg durch die Kämmereigasse nicht ohne Gefahr zu passieren wäre. Man führte ihn daher durch den Johannitergarten und auf Umwegen dorthin. Aber auch dies blieb nicht verborgen, und nur mit Gewalt konnte das Volk, das in den bischöflichen Palast mit einzudringen suchte, zurückgehalten werden. Man rief Luther zu, guten Mutes zu sein.

Nach dem kaiserlichen Schreiben mußte er erwarten, daß ihm Gelegenheit gegeben werden würde, seine Sache zu verteidigen, Rechenschaft zu geben von dem Glauben und der Hoffnung, die in ihm waren. Den Legaten war jedoch zugesagt worden, und dies entsprach auch den Wünschen des Kaisers, die Angelegenheit durchaus formell zu behandeln, auf die Glaubensfrage in keinem Falle einzugehen.

Es war eine stattliche Versammlung, in die Luther geführt wurde. Dem Kaiser, sechs Kurfürsten, zahlreichen Fürsten und Ständen des Reichs, darunter so vielen Feinden — auch der päpstliche Legat war zugegen —, stand Luther jetzt gegenüber, er, der Bauernsohn, in der unscheinbaren Kutte des Bettelmönches, vor dem mächtigsten Monarchen der Welt.

Das erste, was er zu hören bekam, war, daß der Reichsmarschall ihm bedeutete, er habe nur zu sprechen, wenn er gefragt würde.

Man hatte geglaubt, der kaiserliche Beichtvater würde das Wort nehmen. Indessen dies hätte nur zu leicht zu theologischen Erörterungen führen können, die man um jeden Preis vermieden wissen wollte. So sprach denn ein weltlicher Beamter, der Offizial des Kurfürsten von Trier, Johann v. Eck, im Namen des Reichs

erst lateinisch, dann deutsch. Mit lauter, verständlicher Stimme erklärte er, die kaiserliche Majestät habe Luther vor ihren Thron gefordert, um ihm zwei Fragen vorlegen zu lassen, ob er die unter seinem Namen erschienenen Schriften — dabei zeigte er auf ein Bündel seiner lateinischen und deutschen Traktate — als die seinigen anerkenne, und zweitens, ob er ihren Inhalt widerrufen oder bei demselben beharren wolle.

Noch ehe Luther antworten konnte, rief sein Wittenberger Kollege Hieronymus Schurf, den man ihm als Rechtsbeistand beigegeben hatte: „Man verlese die Titel!" Dies geschah denn auch nach einer Baseler Ausgabe von Luthers Schriften.

Hierauf erwiderte Luther, daß er die genannten Bücher allerdings geschrieben, und noch andere mehr. Was die andere Frage, ob er widerrufen wolle, anbelange, so handle es sich dabei um das Heil der Seele und um das Wort Gottes, was höher stehe als alles andere im Himmel und auf Erden. Eben deshalb wäre es vermessen und sehr gefährlich, etwas Unbedachtes vorzubringen, da er ohne vorherige Überlegung leicht weniger, als der Sache und mehr als der Wahrheit angemessen, behaupten könnte und so dem Urteilsspruch des Herrn verfallen werde: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." „Deshalb bitte ich", so schloß er, „inständig Eure Majestät um Bedenkzeit, damit ich ohne Verletzung des göttlichen Wortes und ohne Gefahr für meine Seele in genügender Weise antworten kann."

Offenbar war Luther von der Art des Verfahrens überrascht. Man fand, daß er mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme gesprochen, „als ob er erschrocken und entsetzt wäre".

Dann traten der Kaiser und seine Räte sowie die Stände über Luthers Bitte in Beratung. Es erklärten sich viele unter denselben dagegen, dem verurteilten Ketzer, der nun auch die Autorschaft der häretischen Bücher zugestanden habe, eine neue Frist zu gewähren. Wie der venetianische Gesandte berichtet, erreichte Luther nur mit vielen Schwierigkeiten eine Bedenkzeit von einem Tage.

Der kaiserliche Sprecher, der ihm dies ankündigte, bemerkte, er hätte schon aus dem kaiserlichen Mandate wissen können, wozu man ihn habe kommen lassen; deshalb sei er einer Bedenkzeit un-

würdig; indessen wolle der Kaiser aus angeborener Güte ihm noch einen Tag zur Überlegung schenken. Am nächsten Tage habe er wieder zu erscheinen und seine Meinung mündlich, nicht etwa schriftlich, kund zu thun. Auch wies er mit strengen Worten auf die große Gefahr, Zwietracht und Empörung, ja Blutvergießen hin, das aus seiner Lehre erwachsen möchte und das durch Vernichtung seiner Bücher verhindert werden würde. Damit wurde er für diesmal entlassen und in seine Herberge zurückgeleitet.

Daß er irgendetwas widerrufen könnte, kam ihm nicht in den Sinn. Noch an demselben Abend schrieb er „mitten im Tumult" in einem Briefe an den kaiserlichen Rat Cuspinian in Wien, von dessen freundlicher Teilnahme er gehört: „Nicht ein Tüpfelchen werde ich widerrufen, wenn Christus mir gnädig ist." Seine Überlegung galt vielmehr nur dem Umstande, welche Form er einzuhalten habe, um in überzeugender und zugleich schicklicher Weise seine Antwort zu geben. Er war unverzagt, der Augsburger Gesandte Konrad Peutinger fand ihn auch jetzt fröhlich und guter Dinge.

Unterdessen ließ der Kaiser den Offizial von Trier mit Glapio und Aleander beraten, wie weiter mit dem Mönch zu verfahren sei. Als er am andern Tage nachmittags wiederum zu Hofe geführt wurde, war das Gedränge noch größer als tags zuvor. Manche, die ihn sehen wollten, mußten umkehren, weil sie nicht durchdrangen. Man hatte diesmal einen großen Saal zur Verhandlung gewählt, aber auch dort hinein drängte sich die Menge so sehr, daß die Fürsten kaum zu ihren Plätzen kamen. Die Versammlung war noch zahlreicher als das erste Mal. Die Stände und die Gesandten der fremden Höfe waren vollzählig vertreten, nur die päpstlichen Legaten wurden vermißt. Sie mochten fürchten, harte Dinge hören zu müssen. Über anderen Reichsgeschäften, die zuerst verhandelt worden waren, war es bereits Abend geworden. Man hatte schon die Fackeln angezündet, als Luther den Saal betrat. Damals war es wohl, daß der tapfere Kriegsmann Georg v. Frundsberg ihm mit der Hand auf die Schulter klopfte und ihm Mut zusprach: „Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen."

Die Verhandlungen wurden wieder von Joh. v. Eck geführt.

Die Worte, mit denen er ihn empfing, waren nicht eben freundlich. Er begann damit, zu wiederholen, daß Luther durchaus kein Recht gehabt hätte, eine Bedenkzeit zu fordern, da er schon längst den Zweck seiner Berufung gewußt hätte. Auch sollte die Sache des Glaubens für jedermann so gewiß sein, daß er zu jeder Zeit darüber bestimmte Rechenschaft ablegen könnte, um wieviel mehr ein so großer und geübter Professor der Theologie.

Als er die Frage an Luther von neuem stellte, veränderte er sie etwas. Er fragte jetzt: „Willst du deine Bücher alle verteidigen oder aber etwas widerrufen." Vielleicht war das nur zufällig oder im Anschluß an die einmal ausgesprochene Meinung der Stände, daß Luther, wenn er die gegen den Papst und die römische Kirche geschriebenen Bücher widerriefe, in anderen Dingen gehört werden sollte.

Und nun kam Luthers Antwort, auf die man noch mehr gespannt war als am Tage vorher.

Jetzt war alle Befangenheit bei ihm geschwunden. In unerschrockener Haltung, mit lauter Stimme, aber ohne allen rednerischen Schmuck, einfach und schlicht gab er seine wohlüberlegte Erwiderung.

Nachdem er den Kaiser und die Fürsten angeredet, bat er um Entschuldigung, falls er etwa jemandem nicht seinen gebührenden Titel gegeben. Er sei nicht an Höfen, sondern in Mönchszellen aufgewachsen. Von neuem erkannte er seine Schriften an, soweit sie nicht etwa von seinen Gegnern falsch übersetzt oder sonst verfälscht wären. Zur Hauptsache übergehend, bat er, darauf zu achten, daß seine Schriften nicht alle gleicher Art seien. Die einen, die nur von Glauben und Sitte handelten, würden selbst von den Gegnern als nützlich, unschädlich und lesenswert bezeichnet.

Eine andere Art seiner Bücher seien die, welche gegen das Papsttum und die Papisten gerichtet seien, als gegen die, welche in Lehre und Beispiel die Christenheit durch Übel beides des Leibes und der Seele verwüsteten. Das könne niemand leugnen, oder verhehlen, da es durch die Erfahrung aller und die Klage der Gesamtheit bezeugt sei, daß durch die Satzungen des Papstes und Menschenlehren die Gewissen der Gläubigen aufs erbärmlichste verstrickt, gequält und gemartert würden, und Hab und Gut zumal in der deutschen Nation verschlungen würden, obgleich sie, wie aus

dem kanonischen Recht zu ersehen, in ihren Gesetzen erklären, daß päpstliche Satzungen und Menschenlehren, wenn sie dem Evangelium und den Ansichten der Väter zuwider wären, für irrig und verwerflich zu halten seien.

„Wenn ich nun diese widerriefe", erklärte er, „würde ich nichts anderes thun, als die Tyrannei bekräftigen, einer so großen Ruchlosigkeit nicht nur die Fenster, sondern auch die Thür öffnen, und die Veranlassung dazu sein, daß sie weiter und freier um sich griffe, als je bisher, und durch meinen Widerruf würde das nichtswürdige Regiment jener, welches dem armen Volk längst so unerträglich ist, in seiner Willkür und Strafflosigkeit nur bestärkt und befestigt werden, zumal man annehmen würde, daß dies von mir aus Autorität kaiserlicher Majestät und des ganzen römischen Reichs geschehen sei. Guter Gott, was würde ich dann für ein Schanddeckel der Bosheit und der Tyrannei sein.

„Die dritte Art meiner Bücher sind solche, welche ich gegen Private oder Einzelpersonen geschrieben habe, nämlich gegen die, welche die römische Tyrannei zu schützen und die von mir vorgetragene gottselige Lehre zu untergraben versucht haben. Gegen diese bekenne ich heftiger gewesen zu sein, als sich ziemen möchte. Denn ich mache mich zu keinem Heiligen, streite auch nicht um mein Leben, sondern um die Lehre Christi; widerrufen darf ich auch diese nicht, weil ich dadurch der Tyrannei und Ruchlosigkeit Vorschub leisten würde, so daß sie heftiger gegen das Volk Gottes wüteten und herrschten, als sie geherrscht haben.

„Doch weil ich ein Mensch und kein Gott bin, kann ich für meine Schriften nicht besser eintreten, als der Herr Jesus Christus für seine Lehre, der, als er vor Hannas um seine Lehre befragt wurde und von einem Diener einen Schlag erhalten hatte, sagte: ‚Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse ist.' Wenn nun der Herr selbst, der doch wußte, daß er nicht irren konnte, gegen seine Lehre sogar von dem schnödesten Knechte Zeugnis anzunehmen sich nicht geweigert hat, um wie viel mehr muß ich, niedrige Kreatur, bitten und warten, ob jemand Zeugnis ablegen will gegen meine Lehre. Derhalben bitte ich um der göttlichen Barmherzigkeit willen Ew. Majestät, die allerdurchlauchtigsten Herrschaften, oder wer sonst, sei es hoch oder niedrig, es vermag, Zeugnis vorzubringen, meine

Irrtümer darzuthun, mich mit prophetischen und evangelischen Schriften zu überwinden. Wenn ich dessen überwiesen werde, werde ich bereit sein, jeden Irrtum zu widerrufen, und werde der erste sein, der meine Bücher ins Feuer wirft."

Aus dem allen, erklärte er weiter, nachdem hiermit die kaiserliche Frage beantwortet war, sei offenbar, daß er, woran man ihn tags vorher so streng erinnert habe, Zwietracht und Gefahren, die durch seine Lehre erregt seien, genügend gewürdigt habe. Das sei ihm die liebste Beobachtung bei der ganzen Sache, daß über dem Worte Gottes Eifer und Zwietracht sich erhöben. Denn das sei der Lauf und der Erfolg des Wortes Gottes, das da spreche: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert."

„Deshalb müssen wir bedenken, wie wunderbar unser Gott ist und schrecklich in seinem Rat, daß nicht etwa das, was jetzt, um die Ruhe wiederherzustellen, unternommen wird, wenn man mit der Verdammung des göttlichen Wortes beginnt, vielmehr nachher in eine unerträgliche Sintflut von Übeln umschlage. Hüten müssen wir uns auch, daß nicht auf diese Weise der Anfang der Regierung des trefflichen jungen Fürsten Karl, auf dem nächst Gott so große Hoffnung steht, ein unglückseliger und Unglück verheißender sei.

„Ich könnte dies mit reichlichen Beispielen aus der Schrift erklären, von Pharao, dem Könige von Babylon und den Königen von Israel, die sich gerade dann am schlimmsten ins Verderben gestürzt haben, wenn sie mit den klügsten Anschlägen ihre Reiche zu beruhigen und zu befestigen gedachten. Denn Er ist's, der die Klugen erhaschet in ihrer Klugheit (1 Kor. 3, 19) und die Berge zu Falle bringt, ehe sie es merken. Daher soll man Gott fürchten. Ich sage das nicht, als ob so hohe Häupter meiner Belehrung und Warnung bedürften, sondern weil ich dem Dienst, den ich meinem Deutschland schuldig bin, mich nicht entziehen will. Hiermit empfehle ich mich Euer allerdurchlauchtigsten Majestät und Euren Herrschaften und bitte demütiglich, mich nicht durch meine Widersacher grundlos bei Sich verunglimpfen zu lassen."

Luther hatte lateinisch gesprochen; man begehrte jedoch, daß er seine Rede auch deutsch wiederhole, wie die Frage in beiden Sprachen gestellt worden war. Es war ihm im Gedränge und weil er beinahe ganz unter den Fürsten stand, sehr heiß geworden,

und der kurfürstliche Rat, Friedrich v. Thun, der dies bemerkte, rief ihm zu: „Könnt Ihr's nicht thun, so ist's genug, Herr Doktor." Aber Luther that, wie ihm befohlen; in freier Umformung wiederholte er, was er gesagt hatte, so daß es für alle, auch für das Volk, verständlich war, das seine Teilnahme durch vielfaches Gemurmel zu erkennen gab.

Hierauf traten die Stände zusammen und beratschlagten. Man mochte in Verlegenheit sein über Luthers Antwort. Er hatte Gegengründe gefordert. Wollte man darauf eingehen, so wäre dadurch die päpstliche Verurteilung der Lutherschen Glaubenssätze als nicht zu Recht bestehend hingestellt worden. Das wäre aber weder im Sinne des Kaisers noch der Mehrheit der Stände gewesen, nachdem Luther die fraglichen Bücher anerkannt hatte. Auf eine Disputation wollte und konnte man sich nicht einlassen, dies war den Nuntien feierlich versprochen worden. Daraufhin wurde dem Offizial zu antworten befohlen.

In strafendem Tone warf er ihm vor, er habe nicht zur Sache gesprochen. Man habe nicht nötig, ihn, wie er fordere, durch Schriftgründe zu überwinden. Denn was er vorbringe, sei durchaus nichts Neues, sondern zum Teil das, was die Armen von Lyon, Wiclef und Hus und andere behauptet hätten, und was im Konzil zu Kostnitz durch päpstliche Heiligkeit, kaiserliche Majestät und alle Väter, die zugegen gewesen, verdammt worden wäre. Man dürfe diese Konzilsbeschlüsse nicht wiederum in Zweifel ziehen, denn es habe bisher auch gelehrte Leute gegeben, welche ihre Lehren, die sie gegen jene Ketzereien aufgestellt, zum Teil mit ihrem Blut und mit Wunderzeichen bekräftigt hätten. Er solle dafür halten, daß Gott seine Kirche nicht habe bisher irren lassen, und deshalb bei der Einigkeit der Kirche bleiben. Wenn er die betreffenden Artikel, besonders die, welche zu Kostnitz bereits verdammt wären, widerriefe, würde man eine Weise finden, die übrigen Bücher zu erhalten, worin von denselben nicht gehandelt würde. Dadurch werde er dem Schicksal des Ketzers Arius entgehen, dessen Bücher alle verbrannt wurden, ungeachtet er auch vieles Christliche geschrieben habe. Darum möge er eine Antwort „ohne Hörner und ohne Mantel" geben, ob er die besagten Artikel und Bücher widerrufen wolle oder nicht.

Man sieht, worauf es dem Offizial und damit der Mehrheit der Stände ankam: Widerruf der vom Konstanzer Konzil verurteilten Artikel; auf dieser Grundlage glaubte man mit ihm weiter verhandeln zu können. Aber Luther schwankte keinen Augenblick. Eine unbemäntelte Antwort wollte man haben, und er gab sie:

„Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder augenscheinliche Gründe überführt werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da es feststeht, daß sie öfters geirrt haben und sich selbst widersprochen), so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Schriften und mein Gewissen gefangen im Worte Gottes; widerrufen kann ich und will ich nichts, da wider das Gewissen zu handeln unsicher und unehrlich ist."

Ohne Zweifel war die Antwort deutlich genug; aber Luthers Leugnung der Verbindlichkeit der Konzilsbeschlüsse erschien vielen als etwas so Ungeheuerliches, daß der Sprecher des Reiches beauftragt wurde, Luther noch einmal zu befragen, ob er wirklich glaube, daß das Konzil irren könne. Luther erwiderte, das Konzil zu Kostnitz habe in vielen Stücken wider klare und helle Texte der heiligen Schrift beschlossen; die Schrift dringe ihn darum, zu sagen, daß das Konzil geirrt habe.

Als Eck dies leugnete, sagte Luther, er wolle es beweisen.

Man war gerade dabei, in eine wirkliche Disputation zu geraten, da erhob sich der Kaiser, aufgebracht über diese unerhörten Äußerungen, und machte den Verhandlungen ein rasches Ende. In dem allgemeinen Tumult, der darüber entstand, empfahl sich Luther bei dem Kaiser und den Fürsten und rief zuletzt aus: „Ich kann nicht anders, hier steh' ich, Gott helfe mir! Amen."

Wir wissen nicht mehr, in welchem Zusammenhang diese Worte gesprochen worden sind, auch können sie vielleicht etwas anders gelautet haben, bei der herrschenden Unruhe hat der eine Berichterstatter den Ausspruch so, der andere ihn so verstanden; sicherlich drückten sie zu gleicher Zeit seine felsenfeste Überzeugung von der Wahrheit seines in sich gewissen Glaubens aus, wie das Bewußtsein, daß hier nur Gott helfen könne. —

Über den Verhandlungen war es Nacht geworden. Alles drängte nachhause. Zu seiner Sicherheit gab man ihm zwei Begleiter mit. Darüber erhob sich ein Getümmel, die Edelleute

schrieen, man wolle ihn gefangen nehmen. Eine Schutzwache war aber nicht so unangebracht. Ein großer Teil der anwesenden Spanier, von seiner Ketzerei jetzt mehr überzeugt als je, zudem wohl auch abgestoßen von seinen wenig höfischen Manieren, verfolgte ihn auf dem Heimwege mit lautem Zischen und Höhnen.

In der Herberge erwarteten ihn schon Freunde und Neugierige. Dort brach seine ganze Unmittelbarkeit hervor. Ein Augenzeuge berichtet, daß er beim Eintritt die Hände in die Höhe reckte und mit fröhlichem Angesicht schrie: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch.“ Daß er gerettet sei, oder die Gegner überzeugt habe, wähnte er freilich nicht, aber die große Stunde war vorüber; er hatte „als ein harter Fels verharrt“, wie ein alter Bericht sagt, und nichts hatte ihn bewegen können, seiner Überzeugung untreu zu werden. Gleich darauf sagte er zu Spalatin, wenn er tausend Köpfe hätte, wollte er sie sich eher alle abhauen lassen, als einen Widerruf thun.

Der sächsische Kurfürst war mit seinem Professor zufrieden. Noch vor dem Abendessen ließ er Spalatin zu sich bescheiden und sagte zu ihm: „Wohl hat der Pater Doktor Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen in Latein und Deutsch; er ist mir viel zu kühn.“ Das sollte er ohne Zweifel dem Doktor mitteilen; mit ihm selbst zusammenzutreffen vermied er, er hat in seinem ganzen Leben keine Unterredung mit ihm gehabt.

Luthers Verhör war resultatlos geblieben. Was sollte nun geschehen, das war die große Frage.

Der Kaiser, der sogleich nach dem ersten Verhör erklärt hatte: „der wird mich nicht zum Ketzer machen“, und seine Verwunderung darüber aussprach, daß dieser Mann solche Bücher schreibe, war der Ansicht, daß nunmehr dem Rechtsgefühl der Deutschen genug gethan sei. Wie sehr ihm daran lag, die Sache zu beendigen und dem Papste zu Willen zu sein, ergiebt sich daraus, daß er schon am nächsten Morgen, Freitag den 19. April, ganz in der Frühe, die Reichsstände zusammenrufen ließ, um ihnen den Luther zu erteilenden Abschied vorzulegen.

Er erklärt darin, wie seine Vorfahren stets die Förderer des katholischen Glaubens, seiner Ordnungen und Einrichtungen ge-

wesen seien, so habe er beschlossen, alles, was durch seine Vorgänger, und zwar besonders was auf dem Konzil zu Konstanz bestimmt worden sei, aufrecht zu halten; denn mit seiner Privatmeinung kämpfe dieser einzige Frater gegen die ganze Christenheit, als ob sie bisher im Irrtum gewesen. Alle seine Königreiche und Provinzen, Leib und Leben, ja seine Seele selbst wolle er in dieser Sache einsetzen. Er bedauert, Luthers Angelegenheit, dessen halsstarrige Antwort sie tags vorher gehört hätten, so lange hingezogen zu haben, und will nichts mehr von ihm wissen. Das freie Geleit soll ihm gewahrt bleiben, dann aber gegen ihn als einen erklärten Ketzer vorgegangen werden.

Hiermit hatte sich der Kaiser ganz auf den Standpunkt der Kurie gestellt. Um ihr seine Ergebenheit zu zeigen, hatte er auch sogleich das betreffende Schriftstück nach Rom geschickt. Dort verfehlte man nicht, in mehreren Breven an den Kaiser, den Beichtvater und andere Räte, denen man einen Einfluß auf das Zustandekommen des Beschlusses beimaß, die päpstliche Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Ja Leo X. ließ sich herab, dem Breve an Karl V. eigenhändig ein paar Worte des Dankes und der Aufmunterung zuzufügen, was eine seltene Auszeichnung war.

Wie anders sah man doch in deutschen Landen die Sache an! Mochte es auch, zumal unter den versammelten Fürsten, nur wenige geben, die sich in Luthers Ideengang hineinzuversetzen vermochten, die nicht auch wie der Kaiser und seine Ratgeber den Boden unter den Füßen zu verlieren fürchteten, wenn die Beschlüsse der Konzilien erst durch die Schrift auf ihre Wahrheit geprüft werden sollten, so hatte doch Luthers mannhaftes Auftreten für seine Überzeugung auch auf die ferner Stehenden einen bedeutenden Eindruck gemacht. Unmittelbar nach dem Verhör hatte der gut römische Herzog Erich von Braunschweig dem erschöpften Ketzer, noch ehe er den Bischofshof verließ, einen Trunk Eimbecker Bieres reichen lassen. Eine nicht geringe Zahl Fürsten, Grafen und Herren besuchten ihn in seiner Herberge, um ihm ihre Teilnahme kundzugeben. Damals machte Luther auch die Bekanntschaft Philipps von Hessen. „Habt Ihr Recht, Herr Doktor", sagte der Fürst zu ihm, „so helfe Euch Gott." Der venetianische Gesandte schrieb am 19. mit Rücksicht auf die Mitglieder des Reichstags:

„Bruder Martin hat viele, die ihm günstig sind", und der Botschafter Heinrichs VIII. von England meinte, die Deutschen wären so sehr für Luther eingenommen, daß eher Hunderttausende ihr Leben opfern würden, ehe man zuließe, daß Luther durch die Autorität des Papstes unterdrückt würde.

Und wenn irgendetwas, so hatte Luthers Verhör die Menge für ihn begeistert. Daß er sich erboten, seine Lehre zu widerrufen, wenn man ihn widerlege, und sich doch niemand dazu gefunden, galt als der sicherste Beweis, daß man ihn nicht zu widerlegen vermochte. Die allgemeine Mißstimmung wandte sich jetzt schon nicht mehr bloß gegen die Prälaten, sondern machte sich auch in Drohungen gegen die Machthaber im Reiche Luft. In den kaiserlichen Gemächern fand man, so erzählte man sich wenigstens in Reichstagskreisen, einen Zettel mit dem Spruche: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Ein Anschlag an dem Rathause kündigte den Romanisten und vor allem dem Erzbischof von Mainz ernstliche Feindschaft von vierhundert Edelleuten an, die sich verschworen hätten, den gerechten Luther nicht zu verlassen. „Schlecht schreib' ich", schloß der Anschlag, „aber einen großen Schaden mein' ich, mit achttausend Mann kriegen will ich: Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh." Demnach stellte man auch einen Bauernaufstand in Aussicht.

Es steht dahin, wie weit das ernstlich zu nehmen war. Von Sickingen und Hutten, die soeben von neuem für den kaiserlichen Dienst gewonnen waren, war jetzt nichts zu fürchten, obwohl der letztere noch in den letzten Tagen kühne Briefe an Luther geschrieben hatte. Nicht ohne Grund spöttelten die Römlinge, daß Hutten zwar belle, aber nicht beiße. Nichtsdestoweniger mußten solche Äußerungen das allgemeine Unbehagen erhöhen und Luthers sofortige Verurteilung schon aus politischen Erwägungen nicht rätlich erscheinen lassen.

Als das kaiserliche Edikt in der Reichsversammlung zur Verlesung kam, machte der päpstliche Legat die Beobachtung, daß viele bleich wurden. Nach längeren Verhandlungen am Freitag und Sonnabend wurde beschlossen, dem Kaiser vorzuhalten, daß leicht eine Empörung im Reich entstehen könne, wenn man trotz Luthers Erbieten „dermaßen geschwindlich ohne Verhör" vorgehen würde.

Der Rat der Stände ging deshalb dahin, durch gelehrte und verständige Männer bei Luther den Versuch machen zu lassen, ob er nicht auf den rechten Weg zu bringen wäre. Aleander, der jetzt fürchtete, Luther könnte wirklich einiges zurücknehmen, was dann zur Folge haben würde, daß man auf seine Artikel gegen das Papsttum eingehen würde, suchte dies nach Möglichkeit zu verhindern. Indessen ging der Kaiser Montag den 22. darauf ein und bewilligte noch drei Tage Frist, erklärte übrigens, daß er bei seinem Beschluß beharre. Der Reichstag erwählte sogleich eine Kommission, die sich mit der Sache befassen sollte; sie bestand aus zwei Kurfürsten, dem von Trier und Brandenburg, dem Herzog Georg von Sachsen, den beiden Bischöfen von Augsburg und Brandenburg, dem Deutschmeister, dem Grafen Georg von Wertheim, den städtischen Gesandten Konrad Peutinger von Augsburg, Johann v. Bock aus Straßburg, und dem Kanzler des Markgrafen von Baden, Dr. Hieronymus Vehus. Die Leitung des Ganzen übernahm der Kurfürst und Erzbischof von Trier, Richard v. Greiffenklau, ein wohlwollender Mann, der mit dem Kurfürsten von Sachsen sehr befreundet war und allen Ernstes eine Vermittelung anstrebte. Es war derselbe, den Luther früher in den Verhandlungen mit Miltitz als Schiedsrichter vorgeschlagen hatte. Noch am selben Tage wurde Luther von dem Vorhaben benachrichtigt, er erklärte sich bereit, zu der festgesetzten Stunde zu erscheinen.

Nachdem sich die Kommission am 23., an welchem Tage wegen des Georgsfestes keine Beratungen statthaben konnten, über den einzuschlagenden Weg geeinigt und den Kanzler Vehus zu ihrem Sprecher gewählt hatte, trat man Mittwoch den 24. April früh um 6 Uhr in der Behausung des Trierer Kurfürsten zur Beratung zusammen. Luther war mit mehreren Begleitern erschienen.

Hieronymus Vehus begann mit einer längeren Rede. Auch er ging davon aus, daß man sich in keine Disputation mit ihm einlassen wolle, da dieselbe weder vonnöten noch ersprießlich sein werde; aber um der brüderlichen Liebe willen wolle man ihn freundlich ermahnen, ob er nicht bei dem unzertrennten Rock und der einigen christlichen Kirche verbleiben wolle. Habe er Gegenbeweise aus der heiligen Schrift begehrt, so wolle man ihn auf das Zeugnis der Kirche und seines Gewissens verweisen. Vehus gab die

Möglichkeit zu, daß christliche, im heiligen Geist versammelte Konzilien geirrt haben könnten, damit sei ihnen aber noch nicht die Autorität benommen, denn wenn sie auch Verschiedenes ausgesagt hätten, so doch nicht Widersprechendes. Es verhält sich mit ihnen nach seiner Ansicht wie mit den Reichsverordnungen, die sich je nach der Lage der Zeit richten. Die zunehmende Sünde habe in der Kirche manche Satzungen nötig gemacht; zum Lobe Gottes seien im Laufe der Zeit im Gottesdienst manche Einrichtungen getroffen worden, die gute Früchte gebracht hätten: er möge daher bedenken, ob es recht sei, in diesen letzten Zeiten die Messe und andere göttliche Ämter herabzusetzen. Und endlich, wenn dies keinen Eindruck mache, so solle er daran denken, daß es in der Schrift heißt, daß Kaiphas weissagte, weil er desselben Jahres Hoherpriester war. Um wie viel mehr müsse man annehmen, daß ein christliches Konzil, im Namen Christi versammelt, welches die ganze Christenheit repräsentiere, heilsame, gute und nützliche Ordnungen hervorbringen werde zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Menschen?

Dann aber möge Luther auch sein eigenes Gewissen zurate ziehen. Das werde ihn über drei Dinge belehren. Erstens, daß man nicht auf seinen eigenen Verstand bauen solle, sondern, wie schon der heilige Bernhard sage, lieber der Meinung eines andern nachgeben. Die Väter hätten gewiß auch das Evangelium gelesen und es ebensowohl verstanden als er, die evangelische Lehre inbrünstiger bewahrt, als es jetzt gewöhnlich geschehe. Wenn er nur Gottes Ehre und der Menschen Heil suche, so möge er darüber sein eigenes Heil nicht vergessen und sich davor hüten, betrogen zu werden.

Ferner werde ihm sein Gewissen bezeugen, daß er Ärgernis vermeiden solle. Und wie viel Ärgernis sei schon durch seine Lehre hervorgerufen worden, besonders durch sein Buch von der Freiheit eines Christenmenschen, wenn es auch richtig sei, daß Paulus nur von der geistlichen Freiheit gesprochen habe! Und in anderen Büchern habe er selbst die Obrigkeit mit „etwas unmessiger bescheidenheit“ angetastet. Endlich werde er, wenn er bei seinen Irrtümern stehen bleibe, selbst die Ursache sein, daß auch die guten Früchte, die durch seine trefflichen Schriften, wie die von den zehn Geboten, von den guten Werken, von der dreifachen Gerechtigkeit,

erweckt seien, unterdrückt würden, denn er wisse, daß der Kaiser, falls er auf seinem Standpunkt beharre, gegen ihn vorgehen und ihn aus dem Reiche treiben werde. —

So hatte noch kein Gegner mit Luther verhandelt. Vehus hatte seinen Ermahnungen die geeignetste Form gegeben. Er hatte sie Luthers Anschauungen möglichst angepaßt. Das waren nicht die alten abgebrauchten Gründe für die Unfehlbarkeit des Konzils. Vom Papst war gar keine Rede und die Hinweisung auf Bernhard, den Luther unter allen mittelalterlichen Vätern am meisten verehrte, geschah wohl mit gutem Bedacht. Ein Aleander, ein Eck würden diese Auslassungen kaum gebilligt haben; sie galten damals noch in deutschen Landen als gut katholisch; weder die Bischöfe, noch so römischgesinnte Männer wie Joachim von Brandenburg und Georg von Sachsen thaten dagegen Einspruch.

Luther dankte demütig für die große Güte, die man ihm, dem unbedeutenden Manne, erwiesen. Er hat dieselbe auch später immer anerkannt. Zur Sache bemerkte er, daß er durchaus nicht alle Konzilien verworfen habe, sondern nur das von Konstanz, weil dieses durch Verdammung der Artikel des Hus das Wort Gottes verdammt habe. Lieber wolle er Blut und Leben daran geben, ehe er sich dazu zwingen ließe, das offenbare Wort Gottes zu widerrufen. Denn da heißt es, daß man Gott mehr gehorchen solle, als den Menschen. In diesem Punkte könne er Ärgernis nicht vermeiden, wie es nicht in seiner Macht stünde, daß Christus nicht ein Fels des Ärgernisses sei. Er wisse, daß man der Obrigkeit, auch der bösen, gehorchen müsse, auch nicht auf eigener Meinung beharren dürfe; so habe er in seinen Schriften gelehrt, so wolle er sich auch ferner verhalten, sofern er nur nicht genötigt würde, das Wort Gottes zu verleugnen.

Nach kurzer Beratung der Kommissionsmitglieder wurde Luther aufgefordert, seine Schriften doch dem Urteile des Kaisers und des Reichs zu unterbreiten.

Nach dem, was über die Meinung des Kaisers verlautet hatte, war das jetzt eine ziemlich starke Zumutung. Aber Luther wies sie nicht direkt zurück. Er verwahrte sich dagegen, daß man sage, er entziehe sich dem Urteilsspruch des Kaisers und der Reichsstände. Er fürchte ihre Prüfung nicht, wofern sie nur auf

Grund des göttlichen Wortes geschehe. Das Wort Gottes sei so offenbar für ihn, daß er nicht nachgeben könne, falls er nicht durch dasselbe eines besseren belehrt würde. In diesem Sinne nahm er den Vorschlag an und bat, bei dem Kaiser dahin zu wirken, daß man ihn nicht zwingen möge, in dieser Sache wider sein Gewissen zu handeln. Hierauf richtete der Kurfürst von Brandenburg an ihn die Frage: ob er wirklich gesagt habe, daß er nur nachgeben wolle, wenn er durch die heilige Schrift widerlegt würde. „Ja wohl, gnädigster Herr", antwortete Luther, „oder durch klare und augenscheinliche Gründe." Damit wurden die Verhandlungen zunächst abgebrochen.

Die Stände begaben sich in die Reichsversammlung. Nur Richard v. Greiffenklau blieb zurück, um sich weiter mit Luther zu besprechen. Außer Luthers Freunden Schurf und Amsdorf waren jetzt noch der Offizial Eck und der Frankfurter Domdechant Joh. Cochleus zugegen. Letzterer, den man auch als Humanisten kannte, hatte sich wenigstens in Briefen noch vor wenigen Monaten für Luther günstig ausgesprochen. Seit Anfang des Jahres war er jedoch als sein Gegner aufgetreten. Augenblicklich ließ er sich von Aleander für seine Zwecke benutzen. Schon vor Tage, früh um 4 Uhr, hatte dieser ihn zu sich rufen lassen und ihm den Auftrag erteilt, sich bei den Verhandlungen mit Luther einzustellen, um ihm getreulich Bericht erstatten zu können.

Hier nahm jetzt wieder Eck von Trier das Wort. Er setzt gewissermaßen das Gespräch fort, das vor dem Reichstage nicht hatte zu Ende geführt werden können. Gegenüber Luthers Betonung der Schrift meinte er, daß fast alle Ketzereien aus der heiligen Schrift hervorgegangen seien. Für die Untrüglichkeit der Konzilien führte er an, daß der Herr der Kirche seinen Schutz versprochen habe, was Luther aber nicht auf die sichtbare Kirche und ihre Repräsentation im Konzil zu beziehen vermochte. Trotz des entschiedenen Verbotes des Aleander, sich in keine Disputation einzulassen, mischte sich doch auch Cochleus ins Gespräch. Es wurde mancherlei hin und her debattiert, auch Hieronymus Schurf nahm dabei das Wort. Schließlich ging man resultatlos auseinander.

Am Nachmittag versuchte Cochleus, der vor Begierde brannte, sich mit Luther zu messen, auf ihn in dessen Behausung einzuwirken,

zum Teil in herausfordernder, hochmütiger Redeweise. Er schlug ihm nichts Geringeres als eine Disputation vor, zu welchem Zwecke er auf sein freies Geleit verzichten solle. Luther wäre beinah darauf eingegangen, wenn nicht die kurfürstlichen Räte dazwischengetreten wären. Cochleus erzählte später Wunderdinge von dem Eindruck, den seine Beweisgründe auf Luther gemacht, daß er ihn zu Thränen gerührt u. dgl.; — wir wissen nur, daß Luther unbeweglich blieb und daß aus jenen Tagen die bittere Feindschaft zwischen beiden Männern herrührte.

Unterdessen hatte der Kaiser auf den Bericht des Vehus, dem Schurf bald nach jener ersten Unterredung die Sache so dargestellt, als ob wirklich Aussicht auf eine Einigung vorhanden wäre, sich bereit finden lassen, noch weitere zwei Tage Frist zu gewähren. Am Morgen des 25. fanden sich Dr. Vehus und Dr. Peutinger bei Luther ein, um von neuem in ihn zu dringen, seine Schriften dem Kaiser und den Reichsständen ohne alle Bedingung zur Beurteilung zu überantworten. Es war merkwürdig, wie diese beiden Männer, die doch in so vielen Punkten mit Luther übereinstimmten, sich vor der Anerkennung der Schrift als alleiniger Glaubensgrundlage scheuten, während sie doch andrerseits selbst eine Beurteilung von Luthers Sache nach der Schrift wünschten. Vehus suchte Luther auf jede mögliche Weise zu bewegen, jene Klausel von der Schrift fortzulassen. Er machte geltend, daß Luther dadurch schon ein gewisses, durchaus ungehöriges Mißtrauen zu erkennen gebe. Die Unterhändler meinten, es verstände sich ja von selbst, daß eine so christliche Versammlung wie der Reichstag nur nach dem Worte Gottes und dem Evangelium richten würde. Sie wollten, wenn auch nicht als Bedingung, Luthers Begehren in dieser Beziehung auch mit erwähnen.

Man sprach so eindringlich drei Stunden lang in ihn hinein, daß er sich Bedenkzeit erbat. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die beiden Doktoren es gut mit ihm meinten, er konnte wohl auch einen Augenblick glauben, daß man wirklich die Schrift als Richtschnur des Glaubens anerkennen wolle. Aber warum wollte man ihm dann nicht gestatten, dies als Bedingung zu stellen? Am Nachmittag wies er den Antrag zurück. Er konnte sich nicht entschließen, das Wort der Schrift menschlichem Ermessen unter-

zuordnen. „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt“ (Jerem. 17, 5), antwortete er mit der Schrift. „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, sie können ja nicht helfen“ (Ps. 146, 3).

Da fragte Peutinger, ob nicht durch ein Konzil der Sache abzuhelfen wäre. Das war lange der Weg gewesen, auf dem Luther eine Entscheidung erhofft hatte. Er wies ihn auch jetzt nicht zurück. Er verlangte nur, daß man es beschleunige, auch dort auf Grund der Schrift urteile. Daraufhin erklärte er sich bereit, über die für irrig gehaltenen Punkte, die man ihm schriftlich mitteilen solle, zu schweigen, aber nur über diese, während er sich sonst die freie Verkündigung des Wortes Gottes vorbehielt. Die Vermittler überhörten hier die Klausel von der Schrift und glaubten in der That eine Einigung gefunden zu haben. Bei dem weitverbreiteten Wunsche nach einem Konzil war es nicht unmöglich, daß die Reichsversammlung Luthers Vorschlag zu dem ihrigen machte. Gerade in jenen Tagen, daran muß man sich erinnern, wurden auch die Beschwerden gegen das Papsttum übergeben. Sofort begaben sich Peutinger und Vehus zu dem Kurfürsten von Trier, der, über diese Kunde hoch erfreut, die Sache nun in einem letzten Gespräch zu Ende bringen wollte, um dann dem Kaiser zu berichten.

Luther hatte zu Richard v. Greiffenklau großes Vertrauen. Als er jetzt unter vier Augen mit ihm verhandelte, eröffnete er ihm unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses sein ganzes Herz. Aleander wollte wissen, daß er ihm wichtige Dinge mitgeteilt, auch die Verfasser einiger anonym gegen das Papsttum erschienenen Schriften angegeben. Er brannte darauf, dieselben zu erfahren und forderte sogar den Bruch des Beichtgeheimnisses. Galt es seinen Zweck zu erreichen, „zur Ehre Gottes und zur Beförderung des Kirchenfriedens“, war diesem Menschen auch das wichtigste Gebot der Kirche nicht mehr heilig: er erklärte, der Erzbischof sei nicht verbunden, „einem Mann das Sakrament der Beichte zu halten, der die Beichte zerstört, der ein notorischer Ketzer und kein Glied der Kirche mehr sei“. Wir hören nur, daß in jenem vertraulichen Gespräche, zu dem schließlich auch Spalatin zugezogen wurde, Luther dem Kurfürsten noch einmal die Gründe auseinandersetzte, warum er weder dem Kaiser noch den Reichs-

ständen in der vorgeschlagenen Weise seine Sache zur Beurteilung übergeben könne. Aleanders Furcht, er möchte, um seine Sätze gegen das Papsttum, worin die ganze Welt mit ihm übereinstimmte, zu retten, in den Glaubenssätzen etwas nachgeben, war unnötig gewesen. Eine solche Überlegung existierte für ihn nicht. Der Papst und die Mehrzahl der Stände konnten meinen, das seien ganz verschiedene Dinge, seine scharfen Anklagen gegen die Verderbnisse der Kirche seien nichts anderes als die alten Beschwerden der deutschen Nation. Für ihn hing doch das alles aufs engste zusammen, er wußte und hatte es klar genug darzuthun gesucht, daß das Verderben in der Kirche auf der Verkehrung des göttlichen Wortes beruhe. Alle Überredungskünste des freundlichen Kirchenfürsten waren vergeblich. Aufgefordert, nun doch seinerseits Mittel anzugeben, wie eine Einigung zu erzielen sei, antwortete er mit Gamaliel: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist's aber aus Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen." Er wisse sicher, wenn sein Beginnen nicht aus Gott sei, so werde es innerhalb drei, vielleicht schon zwei Jahren von selbst untergehen. So könnten der Kaiser und die Reichsstände an den Papst schreiben. Bei den bestehenden Rechtsanschauungen wußte er selbst keinen andern Ausweg, als seine Sache Gott und der Zeit zu überlassen.

Der Kurfürst meinte doch noch, daß mit einem Konzil etwas zu erreichen sei. Er fragte, was Luther zu thun gedächte, wenn man die Artikel, welche einem Konzil vorgelegt werden sollten, ausgezogen hätte. Luther antwortete ausweichend: „Wenn es nur nicht die sind, welche das Konstanzer Konzil verdammt hat?" Als der Kurfürst die Befürchtung aussprach, daß es gerade diese Artikel sein möchten, da erklärte er: „Ja, über diese kann ich und will ich nicht schweigen, da ich gewiß bin, daß in ihnen das Wort Gottes verdammt ist. Lieber will ich Kopf und Leben verlieren, als das klare Wort Gottes verlassen."

Mit dieser Erklärung war alles entschieden. Der Kurfürst entließ ihn freundlich und versprach, wie Luther wünschte, ihm beim Kaiser die Erlaubnis zur Abreise auszuwirken.

Und die kaiserliche Entlassung wurde ihm sehr bald zuteil. Nach wenigen Stunden schon ließ ihm der Kaiser durch den Of-

fizial von Trier ankündigen, da alles Mahnen vergeblich gewesen sei, bleibe nichts übrig, als daß er nunmehr als Beschützer des Glaubens gegen ihn verfahre. Wohl gab es Stimmen in der Umgebung des Monarchen, die ihm rieten, dem Ketzer das Wort nicht zu halten und mit ihm wie einst Sigismund mit Hus zu verfahren; sein Lehrer, der spätere Papst Hadrian, mahnte dringend, wenn er sich selbst scheue, gegen Luther einzuschreiten, ihn doch an die Kurie auszuliefern, um der ganzen Welt zu zeigen, daß er ein Feind der Feinde Christi sei; aber Karl ging nicht darauf ein und versprach, das freie Geleit, was er einmal zugesagt, zu halten. Einundzwanzig Tage sollte es währen. Bis dahin habe Luther nachhause zurückzukehren, unterwegs des Schreibens und Predigens sich zu enthalten, um das Volk nicht zu erregen.

Luther erwiderte: „Es ist geschehen, wie es dem Herrn gefallen. Der Name des Herrn sei gelobt." Dann ließ er dem Kaiser und den Ständen seinen Dank entbieten, daß sie ihn mit so vieler Güte angehört und auch sein Geleit wahren wollten. Nichts habe er gewollt, als eine Reformation der Kirche durch die heilige Schrift. Für Kaiser und Reich sei er bereit, alles zu erdulden, nur das eine müsse er sich vorbehalten, das Wort Gottes frei zu bekennen und zu bezeugen.

Das war sein letztes Wort an die kaiserlichen Vertreter. Darauf gaben sie sich die Hände und schieden von einander.

Daß er die schärfste Verurteilung zu erwarten, darüber konnte Luther selbst keinen Augenblick in Zweifel sein. Wir haben doch in dieser Zeit kein Wort der Sorge oder des Unmuts von ihm. Selten war ein Mensch verlassener, als Luther in jenen Tagen. Die Kirche hatte ihn ausgestoßen; jede Stunde hatte er die Acht zu erwarten, die ihn aus der menschlichen Gesellschaft ausstieß; es gab keinen Richter auf Erden, der ihm zu seinem Recht verhelfen konnte. Es blieb ihm nichts als sein Gott, dem er felsenfest vertraute, und sein Gewissen, welches ihm bezeugte, nur die Ehre Gottes, nicht die eigene gesucht zu haben. Was mag nicht alles in jenen Tagen durch seine Seele gegangen sein! An sich selbst hat er wohl am allerwenigsten gedacht. Was lag an seiner Person? Aber die Tausende, die seinem Worte gläubig gelauscht, die nun mit in sein Schicksal verflochten wurden?

Man hat ihn an die große Verantwortlichkeit oft erinnert und er war sich derselben voll bewußt. Wie groß war doch die Versuchung, die an ihn herantrat! Selbst der kühle Beobachter von heute könnte meinen, es wäre vielleicht besser, wenigstens klüger, gewesen, wenn Luther — darum drehte sich doch schließlich alles — weniger starr an der Verwerfung des Konzils festgehalten hätte, da bei einiger Nachgiebigkeit in diesem Punkte viel gewonnen werden konnte. Denn außerdem, daß der Reichstag hierdurch mittelbar von neuem zu der Erklärung veranlaßt worden wäre, daß das Konzil über dem Papste stehe, woraus ein unberechenbarer, politischer Vorteil erwachsen konnte, hätte die neue Anschauung, ohne für häretisch gelten zu müssen, sich ungehindert ausbreiten können; ja bei der Abneigung Roms gegen ein Konzil war es denkbar, daß die evangelische Lehre indessen überall in deutschen Landen die Oberhand gewann, eine Spaltung unserer Nation vermieden worden wäre. — —

Aber solche Erwägungen konnte Luther nicht haben, und wenn er sie gehabt hätte, wären sie für ihn nicht bestimmend gewesen. Es gehört zu den vielfach verhängnisvollen, aber doch um ihrer Motive willen bewundernswerten Eigentümlichkeiten der deutschen Reformation, daß sie, soweit es an Luther lag, den Gegnern zum Vorteil, oft bis zur Kurzsichtigkeit den Erwägungen der Klugheit und Berechnung sich verschlossen hat. So schon hier. Mochte kommen, was da wollte, einem Konzil, welches die heilige Schrift nicht als Glaubensgrundlage anerkannte, konnte er sich nicht unterwerfen, ohne das alles wieder in Zweifel zu stellen, was ihm durch die Schrift und die innere Erfahrung zur Überzeugung und zur innerlichen Gewißheit geworden war. Aus dem Wort war sein Glaube geboren, in ihm wurzelte derselbe, aus ihm nahm er — das war seine unentwegte Überzeugung — auch die Kraft, sich der ganzen Welt entgegenzustellen.

Auf der andern Seite ist es doch unrichtig, wie dies vielfach geschehen, in Luthers Gegnern, die seiner Verurteilung zustimmten, oder sie doch geschehen ließen, nur unfromme Menschen zu sehen, die sich hartnäckig der offenbaren Wahrheit widersetzten. Unter den bestehenden Rechtsverhältnissen und seitalters überlieferten Rechtsanschauungen war, wenn überhaupt eine richterliche

Entscheidung getroffen werden sollte — und darin lag der Fehler —, kein anderer Ausweg übrig, als daß Luther verurteilt wurde. Daß er die Unfehlbarkeit der Konzilien geleugnet, hatte seine Ketzerei nach damaligen Anschauungen unwiderleglich erwiesen, auch den ihm freundlich gesinnten Ständen. Denn damit verwarf er den höchsten Gerichtshof, an welchen die abendländische Christenheit bisher wenigstens ideell sich angeklammert hatte. Darüber hinaus gab es nichts. Wer dieses höchste Gericht nicht anerkannte, der stellte sich, so mußte jeder urteilen, der Luthers Anschauungen noch nicht in sich aufgenommen, dem es noch nicht wie ihm zur Gewißheit geworden, daß alles, auch Recht und Sitte, an der Schrift gemessen werden müsse, außerhalb des bestehenden Rechts. Dagegen wußten doch auch seine Freunde nichts einzuwenden. Hier reichte alle menschliche Weisheit nicht aus.

In der That, in jenen Tagen zu Worms handelte es sich noch um mehr als um religiöse und kirchliche Fragen. Zwei Weltanschauungen trafen da auf einander, von denen die eine mit allem brach, was eine mehr als tausendjährige Entwickelung zu ewigem Rechte gestempelt hatte. Der lange unterdrückte Gedanke, daß es etwas gäbe, was über allem geschriebenen und überliefertem Recht stände, daß der Einzelne auch ein Recht habe gegenüber dem Ganzen, das Recht, auf die eigene Gefahr hin auch irren zu dürfen, mit einem Worte der Gedanke von der Freiheit des Gewissens war es, der hier fast wie zum erstenmal zum Ausdruck kam. Man darf sich nicht wundern, daß die alte Zeit gegen diese Neuerung sich noch einmal zusammenfaßte. Manche mochten die große Gefahr, die darin lag, wenigstens ahnen. Wankten nicht die Stützen des Reichs in ihren Grundfesten? Konnte man das Recht der Gewissensfreiheit nicht auch auf anderen Gebieten als auf dem religiösen zur Geltung bringen wollen? Was oder wer verbürgte dann noch den Bestand des Rechts überhaupt? Die vielen, denen Luthers Gedankengang ein Rätsel, die in ihm nur den böswilligen Starrkopf sahen, die den Gedanken von einem durch die Schrift gebundenen Gewissen nicht zu fassen vermochten, überhörten über dem Wort von der Freiheit eines Christenmenschen nur zu leicht den andern Teil seiner Predigt, daß ein „Christenmensch sei ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan“,

und konnten leicht in der Ferne mit einigem Schein den Umsturz aller Dinge hereinbrechen sehen. Es konnte ihnen als eine sittliche Pflicht gelten, als eine gute That, den Verderber zu vernichten.

So urteilten die einen, während andere, wie Friedrich von Sachsen, der sich daran hielt, daß man auf Luthers Begehr, ihn zu widerlegen, nicht eingegangen war, meinte, daß nicht allein Hannas und Kaiphas, sondern auch Herodes und Pilatus gegen ihn sei. „Davor", setzt er hinzu, „will nichts helfen; es steht bei Gott, er wird es sonder Zweigel wohl schicken." —

Immerhin lag doch dem Kurfürsten und seinen Räten die Frage nahe, was sie ihrerseits etwa für Luther thun könnten. War seine Verurteilung nicht zu verhindern, so fragte es sich doch, ob der Kurfürst nicht ein Recht habe, seinen Unterthanen, den Wittenberger Professor, vor Unbilden zu schützen, ihn den Verfolgungen zu entziehen, so lange sie noch nicht ausgebrochen waren. Noch war Luther nicht verurteilt, noch unterstand er vollkommen seiner Macht. Vielleicht legte sich der Sturm und war eine einsichtigere Verständigung zu erhoffen, wenn es gelang, Luther eine Zeit lang in der Stille zu verwahren und ihm Schweigen aufzulegen.

Der Plan dürfte kaum vom Kurfürsten selbst ausgegangen sein, vielleicht von seinem, Luther so sehr ergebenen Bruder Johann. Er hat seinen Räten wohl nur eine allgemeine Vollmacht nach jener Richtung hin erteilt, ohne über das Einzelne Bestimmungen zu treffen. Sicher ist, daß sowohl er wie Herzog Johann lange Zeit Luthers Aufenthalt nicht gekannt haben. Noch am letzten Abend in Worms erhielt Luther in Gegenwart Spalatins durch Philipp v. Feilitzsch und Friedrich v. Thun Kunde davon, daß man ihn in Gewahrsam bringen wolle. Wohl oder übel mußte er darauf eingehen, wenn auch ungern. Nur wenige wußten davon, nicht einmal seine Begleiter, mit denen er Freitags am 26. April früh 10 Uhr von Worms abreiste. Erst in Oppenheim schloß sich der kaiserliche Herold ihm an. Unter seinem Schutze erreichte er am Sonnabend Frankfurt, wo er in seiner früheren Herberge Quartier nahm.

Von da aus schrieb er am 28. an seinen Freund und Gevatter, den Maler Lukas Kranach in Wittenberg: „Ich segne und befehle Euch Gott: ich laß mich einthun, weiß selbst nicht wo,

und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen, sonderlich von des wütenden Herzog Georgen zu Sachsen Händen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rat nicht verachten bis zu seiner Zeit. — — Es muß ein klein Zeit lang geschwiegen und gelitten sein: ‚Ein wenig sehet ihr mich nicht; und aber über ein wenig so sehet ihr mich', spricht Christus (Joh. 16, 16). Ich hoff, es soll itzt auch so gehen. Doch Gottes Wille als der allerbeste geschehe hierin, wie im Himmel und Erden, Amen."

Ohne Hab und Gut, ohne Weib und Kind, ward es ihm nicht allzu schwer, der Stätte seiner Wirksamkeit eine Zeit lang fern zu bleiben. Er ließ wenig dahinten. Nur für seine Vertretung im Predigtamte sorgte er. Da sollte Licentiat Feldkirch für ihn eintreten, im Notfall würde auch Amsdorf bereit sein.

Noch Sonntags, früh um 10 Uhr, reiste er weiter nach Friedberg, von wo er einen lateinischen Brief an den Kaiser schickte. Unter dem Ausdruck des unterthänigsten Dankes für das ihm bewahrte Geleit bespricht er darin das gegen ihn zu Worms eingeleitete Verfahren. Der Angelpunkt sei gewesen, daß er, durch sein Gewissen und die heilige Schrift gebunden, es nicht über sich gebracht hätte, seine Bücher und Lehren der willkürlichen Beurteilung der Reichsstände oder eines Konzils zu unterwerfen, da er allein eine Prüfung derselben durch die heilige Schrift zugestehen könne. In zeitlichen Dingen, die mit dem Worte Gottes und den ewigen Gütern nichts gemein haben, solle man einander vertrauen; aber nimmermehr leide es Gott, daß ein Mensch dem andern das Wort Gottes überantworte, das der Richter aller bleiben müsse. Seine Lehre nach ihm prüfen zu lassen und, falls er des Irrtums überführt werde, zu widerrufen, sei er auch jetzt noch gern bereit, ja, er bitte den Kaiser, von dem er sich des besten versehe, nicht um seinetwillen, sondern im Namen der ganzen Kirche darum, eine solche Prüfung zu veranstalten, da er nichts anderes suche, als die Ehre Gottes und das allgemeine Wohl, unbekümmert darum, ob man ihm zustimme oder nicht.

Ein Schreiben ziemlich gleichen Inhalts richtete er auch an die Stände des Reichs. Zugleich entließ er, wohl auf Grund früherer Verabredung mit Spalatin, den Reichsherold und reiste Montag über Grünberg nach Hersfeld weiter. Dort erwartete ihn die

freundlichste Aufnahme vonseiten des Abtes des Benediktinerklosters. Eine gute Meile weit zogen ihm die Mannen desselben entgegen. Er selbst empfing ihn vor dem Thore und geleitete ihn in die Stadt, wo ihn der Rat begrüßte. Im Kloster mußte er Quartier nehmen. Der Abt räumte ihm sogar sein Schlafgemach ein. Man wollte durchaus eine Predigt von ihm hören und es war vergebens, daß er darauf hinwies, man könne dies leicht als einen Geleitsbruch ansehen, auch könnte der Abt überdies um deswillen seine Regalien verlieren. Er mußte sich dazu verstehen, am andern Morgen, früh fünf Uhr, vor dem Volke zu predigen. Ebenso ging es in Eisenach, wo man ihm gleichfalls entgegenzog und zu einer Predigt nötigte, wogegen der Pfarrer, um keine Ungelegenheiten zu haben, vor Notar und Zeugen protestierte.

Am Abend des 2. Mai war er daselbst angekommen, den Morgen darauf trennten sich seine Genossen mit Ausnahme des Amsdorf und des Bruder Petzensteiner von ihm, um geraden Weges in die Heimat zu ziehen. Er selbst wandte sich den Bergen zu, um seine dortigen Verwandten zu besuchen. Er war wohl seit seinem Erfurter Aufenthalt nicht mehr mit ihnen zusammengekommen, und jetzt sollte er sie als ein Gebannter, der bald auch die Acht zu erwarten hatte, wiedersehen, vielleicht zum letztenmal. Die Seinen haben daran keinen Anstoß genommen und nahmen ihn freundlich auf. Von Möhra, dem alten Stammorte, wo er bei seinem Oheim, Heinz Luther, gewesen, schlug er den Weg über Schweina, Altenstein nach Waltershausen ein. Da, unweit des Altenstein, jenseits des Glasbachs, an einer noch heute gezeigten Stelle, brachen Reiter aus dem Wald. Petzensteiner sprang sofort aus dem Wagen und lief davon. Die Reiter sprengen heran, fangen Lärm mit dem Fuhrmann an, werfen ihn vom Wagen, bedrohen Luther mit der Armbrust und fordern ihn auf, sich gefangen zu geben, während Amsdorf, der von dem Vorhaben verständigt war, um den Fuhrmann zu täuschen, mit lauten Worten gegen die Gewaltthat protestierte. Man ließ ihn gehen. Dagegen wurde Luther ergriffen und in den Wald geschleppt. Erst spät in der Nacht brachte man ihn auf Umwegen nach seinem neuen Bestimmungsort, der Wartburg bei Eisenach. Dort sollte er als Junker Georg den ersten Ansturm abwarten.

Es war alles so heimlich geschehen, daß man in Worms nichts weiter erfuhr, als daß Luther plötzlich verschwunden sei. Darüber herrschte allgemeine Bestürzung. Nur Aleander ahnte das Richtige, daß der sächsische „Fuchs" seine Hände dabei im Spiele haben werde. Auch der Kaiser war nicht ohne allen Verdacht, gab demselben aber keine weitere Folge. In den Kreisen von Luthers Freunden war man überzeugt, daß er den Ränken der Romanisten zum Opfer gefallen wäre, machte die päpstlichen Nuntien auch geradezu dafür verantwortlich. Ihre Mitwirkung bei einem Attentate auf Luther schien um so wahrscheinlicher, als man erfuhr, daß sie aus Besorgnis, Luther könnte nach Böhmen oder sonst wohin entfliehen, wo ihn die Acht nicht erreichen würde, schon Anstalten getroffen, dies zu verhindern. Solche und andere Gerüchte wurden von den sächsischen Räten, um von der richtigen Fährte abzulenken, geflissentlich befördert, und es ist sehr glaublich, daß Aleander und sein Genosse darüber von neuem in ernstliche Gefahr gerieten.

Nicht wenige hielten Luther für tot; ging doch sogar die Rede, daß man seinen Leichnam aufgefunden habe. Darüber erhob sich in deutschen Landen große Klage. Albrecht Dürer, der Nürnberger Meister, der sich damals in Antwerpen aufhielt, schrieb darüber in sein Tagebuch: „Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und weil er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christi Freilassung, mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetze. — So wie diesem Mann, der da klarer geschrieben hat als irgendeiner, der in 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist gebest wiederum einem, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammle, auf daß wir wieder einig und christlich zusammenleben, daß aus unseren guten Werken alle Ungläubige, als Türken, Heiden, Inder zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen. — — O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilig Evangelium so klar fürtragen? Ach Gott, was hätte er noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen! O, ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen neuen erleuchteten Mann sende."

Inzwischen gingen die Verhandlungen in Worms ihren Weg. Der päpstliche Gesandte war schließlich, nachdem keine Einigung mit Luther zustande gekommen, ganz zufrieden damit, daß man ihn hatte kommen lassen. Daß er so wenig Eindruck auf den Kaiser gemacht, gab ihm die sicherste Gewähr, daß er trotz aller Anstrengung der Gegenpartei nun dennoch sein Ziel erreichen werde. Täglich lag er dem Kaiser in den Ohren, jetzt unverzüglich die Acht erklären zu lassen, und schon am 30. April ließ Karl V. beim Reichstage anfragen, wie jetzt gegen Luther, der ohne Widerruf und verstockten Sinnes abgereist sei, verfahren werden solle, ob ihn die Acht und Aberacht oder eine andere Strafe zu treffen habe. Allem Anscheine nach kam es darüber kaum noch zu weiteren Debatten. Man wußte den kaiserlichen Wünschen jetzt nichts mehr entgegenzuhalten und ersuchte den Kaiser, den Ständen ein Edikt zur Begutachtung vorzulegen. Da hatten die päpstlichen Legaten den außerordentlichen Triumph, selbst mit der Abfassung des Edikts beauftragt zu werden, ein Auftrag, dem sie sich aufs bereitwilligste unterzogen. Nicht nur auf den Stil verwendete Aleander, wie er sich rühmt, die größte Sorgfalt, sondern vor allen Dingen auch darauf, in dem Mandat die Autorität des Papstes im römischen Sinne zum Ausdruck zu bringen. Die Wege waren ihm jetzt geebnet, Leo X. hatte die französische Partei fallen lassen. Am 8. Mai kam ein Bündnis zwischen dem Kaiser und Papste zustande, worin beide versprachen, dieselben Freunde und Feinde zu haben. In einem besonderen Artikel verpflichtete sich der Kaiser, gegen einige, die vom katholischen Glauben abgewichen und den apostolischen Stuhl böswillig verlästerten, „seine ganze Macht zu gebrauchen, sie zu verfolgen und alles Unrecht, das dem apostolischen Stuhle zugefügt worden, zu rächen, gleich als geschehe es ihm selber."

Während früher die päpstlichen Legaten immer dafür eingetreten waren, daß der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit gegen Luther beschließen solle, wünschten jetzt gerade sie die Mitwirkung der Stände. Doch zögerte der Kaiser damit, den Entwurf den Ständen vorzulegen. Dabei war die Überlegung im Spiele, daß die Stände nach Erlaß eines so scharfen Mandats gegen Luther vielleicht weniger gewillt sein würden, auf des Kaisers

politische Forderungen einzugehen, auch ein einhelliger Beschluß nicht zu erzielen sein würde. Der Kurfürst von Sachsen hatte zudem den Kaiser ersucht, von seiner Teilnahme an den Beratungen darüber abzusehen. Am 23. Mai reiste er ab, ebenso der Pfalzgraf. Man war längst nicht mehr vollzählig versammelt, als der Kaiser am 25. den Reichstag für geschlossen erklärte, übrigens die Stände ersuchte, noch einige Tage zu bleiben, um noch einige Sachen zu erledigen. Als die Anwesenden der Sitte gemäß den Monarchen in seine Wohnung geleiteten, wurden sie dort von den päpstlichen Legaten erwartet, die mehrere Breven des Papstes an die Kurfürsten sowie an den Kaiser zu überreichen hatten. Das Schreiben an den letzteren kam zur Verlesung. Dies alles war vorher so verabredet. In diesem Augenblick, als niemand daran dachte, hielt der Kaiser es für angemessen, Luthers Sache zum Abschluß zu bringen.

Er erklärte, daß er gemäß der in der Reichsversammlung getroffenen Entscheidung gewillt sei, nunmehr gegen Luther die Reichsacht zu erklären, und ließ den Entwurf verlesen. Darauf nahm der Kurfürst von Brandenburg das Wort, um zu erklären, daß dies die allgemeine Meinung des Reichstags gewesen sei. Es war niemand da, der dagegen Einspruch zu thun wagte.

Nun handelte es sich nur noch um die Unterschrift des Kaisers. Man hatte jetzt große Eile. Noch selbigen Tages ließ Aleander eine Reinschrift des deutschen wie lateinischen Textes anfertigen. Der nächste Tag, der 26. Mai, war ein Sonntag, das Fest der heiligen Dreieinigkeit; der Kaiser war mit dem ganzen Hofe in der Kirche beim Gottesdienst, als Aleander erschien, um die Unterschrift zu fordern. Noch in der Kirche hat Karl V. das Edikt unterschrieben. Man hatte es auf eine Zeit zurückdatiert, in der der Reichstag noch fast vollzählig war, den 8. Mai, das war derselbe Tag, an welchem das Bündnis zwischen Kaiser und Papst abgeschlossen worden war.

So kam das Edikt gegen Luther zustande, welches durch seine Schärfe die kühnsten Erwartungen der römischen Kurie übertraf und als „mit einhelligem Rate der Kurfürsten und Stände“ beschlossen bezeichnet wurde. Das umfangreiche Schriftstück, das allenthalben Aleander als Verfasser erkennen läßt und in der ihm

eigenen Sprache Luthers „Ketzereien" aufzählt, giebt eine Darstellung des ganzen bisherigen Verfahrens gegen denselben. Dadurch sollte nach dem Wunsche des Kaisers der Meinung vorgebeugt werden, als ob er nur den Spruch des Papstes ausführe, was doch in der That der Fall war und gelegentlich auch zum Ausdruck kommt. Luther, der als der Teufel in Mönchsgestalt eine Menge längst verdammter Ketzereien „in eine Pfütze versammelt" und neue hinzuerdacht, von dem Konstanzer wie von einem zukünftigen Konzil nichts wissen will und darum mit Recht von dem heiligen Vater verdammt sei, wird darin feierlich in die Acht und Aberacht erklärt. Unter Androhung der allerschärfsten Strafe wird jedermann geboten, ihn nicht zu hausen, zu herbergen, zu speisen und zu tränken, oder ihm irgendwie Vorschub zu leisten, sondern ihn vielmehr zu greifen und an den Kaiser zu senden. Ebenso wird gefordert, seine Anhänger zu ergreifen und ihre Güter einzuziehen. Luthers Schriften, wie die seiner Anhänger, werden verboten und zum Feuer verurteilt, und zur Verhinderung künftigen Irrsals eine Zensur aller Druckschriften angeordnet.

Das war das Edikt, das der Kaiser „zum ewigen Gedächtnis der Sache" erließ, und welches Luthers und seiner Anhänger Namen vernichten sollte. Es war das letzte Mal, daß der mittelalterliche Zusammenhang von Kaisertum und Kirche in dieser Form zum öffentlichen Ausdruck kam, der Schutzherr der Christenheit die Verpflichtung anerkannte, Dekrete des Papstes auszuführen. „Ich schäme mich allmählich meines Vaterlandes", schrieb damals Hutten. Ebenso dachten viele, die an die Echtheit des Edikts nicht glauben wollten.

Die Legaten hatten erreicht, was sie begehrt, nicht nur in Luthers Sache, auch die Beschwerden der deutschen Nation waren unerledigt geblieben. Nicht minder mochte der Kaiser mit seinem ersten Reichstag zufrieden sein. Als er das Reich verließ, um sich der Ausführung seiner großen politischen Pläne zuzuwenden, konnte er meinen, Deutschland beruhigt hinter sich zu lassen.

Wer ahnte damals, daß der Kampf um dieses so schnell unterschriebene Edikt, in dem man sich angemaßt, das Ewige nach menschlichem Rechte zu bemessen, die deutsche Nation für immer entzweien würde!

Der befürchtete Sturm blieb zunächst aus, aber doch nur deshalb, weil das Edikt kaum irgendwo zur Ausführung kam. Manche unter den Ständen hatten ihm zugestimmt, oder doch nichts dagegen eingewendet, weil man keinen andern Ausweg wußte. Jetzt, als man daran ging, es auszuführen, zeigte es sich, daß es unmöglich war. Für die Fürsten und Gewaltigen waren die alten Rechtsnormen noch einmal auch in geistlichen Dingen maßgebend gewesen, im Volke hatten sie nach Luthers Auftreten für immer den Boden verloren. Freilich, die nächsten Jahre haben manche Hoffnung zu Grabe getragen. Die Erwartung, daß sich die ganze deutsche Nation vom römischen Joche losreißen und dem Evangelium zuwenden würde, hat sich nicht erfüllt; die Geschichte der evangelischen Kirche ist eine Geschichte des Kampfes und der äußeren Not, und die Drohung Aleanders, daß die Römer dafür sorgen würden, daß die Deutschen sich gegenseitig morden sollten, ist mehr als einmal zur Wahrheit geworden. Aber das Wort von der Freiheit eines Christenmenschen, das Luther zu Worms trotz seiner Verurteilung doch siegreich verfochten, war nicht mehr zurückzurufen. Und Luther sorgte dafür, daß das, worauf er sich gründete, zum Gemeingut aller werden konnte, indem er die heilige Schrift in ein allen verständliches Deutsch übertrug. Die Übersetzung des Neuen Testaments war die herrlichste Frucht seines Aufenthalts auf der Wartburg. Darauf erbaute sich die Kirche des evangelischen Worts. Mit ihr begann eine neue Zeit.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.
2.

Heinz von Wolfenbüttel.

Ein Zeitbild
aus dem Jahrhundert der Reformation.

Von

Prof. Dr. Friedrich Koldewey,
Direktor des Herzogl. Gymnasiums zu Holzminden.

Halle 1883.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

An unsere Mitglieder!

Wir bitten, unserm Schatzmeister dem Buchhändler Herrn Max Niemeyer in Halle

1. alle noch rückständigen Beiträge einzusenden,
2. alle in dem Mitgliederverzeichniß gefundenen Fehler sowie etwa stattfindende Wohnungsveränderungen anzuzeigen.

Solchen Mitgliedern, welche in ihren Kreisen ferner für unsern Verein wirken wollen, stehen zu diesem Behuf Satzungen in jeder gewünschten Anzahl zu Gebote. Sehr erwünscht erscheint uns eine festere Organisation des Vereins, und es haben sich bereits zu diesem Zwecke Zweigvereine und Pflegeschaften bilden lassen. Diejenigen, welche an ihrem Platze dergleichen ins Leben zu rufen beabsichtigen, wollen ihre Vorschläge an unseren Schatzmeister richten.

Der Vorstand.

Zur Nachricht.

Als nächstes Heft wird voraussichtlich zur Ausgabe kommen:

Luthers Schrift: „**An den christlichen Adel**“, mit erläuterndem Commentar von Professor Dr. Benrath.

Im Verlage von **Max Niemeyer** in Halle a. S. erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Gedanken und Erfahrungen
über
Ewiges und Alltägliches.

Für das deutsche Haus
herausgegeben
von
Otto Nasemann.
4 Bände. 8.
Preis: geh. 15 *M.*, geb. 19 *M.*

Das Buch hat den allgemeinsten Beifall gefunden, wovon nachfolgende Auszüge aus den Besprechungen der verschiedensten Blätter Zeugniß ablegen mögen. Band 1 und 2 liegen bereits in zweiter Auflage vor.

National-Zeitung 1879. 18. December.

Denen, die nach einer Warte verlangen, von der sie klar und frei in das Weltgetriebe hinaus und aus ihm zurück in sich selbst blicken mögen, die mehr beanspruchen, als ein mystisches Helldunkel, augenblickliche Rührung, flüchtige Tröstungen, wird das Buch eine willkommene Leuchte sein. In die volle Wirklichkeit nach allen Richtungen hineingreifend, nicht in eine erträumte, sondern in die Welt, wie sie ist, adelt es dies Alltägliche, indem es seinen ewigen Gehalt heraushebt. Nicht in kunstvoller Gliederung wird ein System der Lebensweisheit aufgebaut: die einzelnen Kapitel reihen sich in zwangloser Folge, jedes in sich abgeschlossen, an einander. Doch findet jedes Gebiet in den Reichen des Schönen, Wahren und Guten, jedes Verhältniß in Staat, Gesellschaft und Familie, jede Lebensbeziehung mit den Affekten und sittlichen Kräften, die sie in Bewegung setzt, in dieser Kette von Betrachtungen ihre Stelle. Es ist eine Anleitung zu derjenigen Selbsterkenntniß, die nicht aus willkürlicher Grübelei geschöpft wird, sondern aus lebendiger Erfahrung über den Reflex des eignen Selbst in den Menschen und Dingen, mit denen es sich berührt, und dem auf die lauterste Wahrheit gerichteten Zeugniß eines ernsten Gewissens über die Ergebnisse dieser Wechselwirkung.

An Bücher, wie dieses, ist nicht der für individuelle Schöpfungen gewohnte literarische Maßstab zu legen; ihr wesentliches Verdienst besteht darin, Zeugniß abzulegen von dem, was in den besten Kreisen unseres deutschen Bürgerthums als edle Bildung und Sitte gilt, den innersten Kern ihres Empfindens, Denkens und Wollens zusammenzufassen. Der nachdenkliche Ernst, die schlichte Gewissenhaftigkeit, der auf klarer Erkenntniß beruhende nachhaltige Wille, welche seit den Tagen der Reformation den norddeutschen Genius vorzugsweise charakterisirten, sind hier besonders sprechend ausgeprägt. Und überblickt man das schöpferische Wirken dieses Genius bis in die jüngsten Tage, sein seit drei Jahr-

hunderten unermeßlich vermehrtes geistiges Erbe, so ist gewiß die frohe Zuversicht berechtigt, daß er mit seiner gediegenen Rüstung nicht nur jeden kecken Ansturm einer hereinbrechenden Barbarei niederwerfen, sondern auch die Wege zu einem Frieden finden werde, der eine der tiefgreifendsten gesellschaftlichen Krisen versöhnend abschließt.

Kreuz-Zeitung 1876. 17. Dec.

Ich möchte das Buch mit einer Hausapotheke vergleichen, auf welcher die Namen der Mittel alphabetisch geordnet, den Büchsen und Gläsern aufgeklebt sind. Braucht man eine Arznei, so weiß man sie schnell zu finden. So auch in diesem Buche. Es wäre zu wünschen, daß man recht oft in dieser Hausapotheke nach dem rechten Mittel suchte — es möchte dann in manchem Hause besser stehen. Daß diese Hausapotheke — aus der großen Apotheke, dem Worte Gottes, genommen ist, bleibt ein großer Vorzug.

Norddeutsche Allgem. Zeitung 1876. 20. Dec.

Ein ganz eigenartiges Buch! In alphabetischer Reihenfolge wie in einem Conversationslexikon folgen in diesem Seelenwörterbuch tiefsinnige Abhandlungen, vollendet nach Inhalt und Form. Es ist wahrhaft wohlthuend, daß in unsern Tagen der Unruhe ein lebenserfahrener und hochgebildeter Mann so viel Sammlung des Gemüthes sich zu bewahren gewußt hat, um diese weihvollen Blätter zu schreiben.

Schwäbischer Mercur 1876. 20. Dec.

Freunde ernsterer Lektüre möchten wir auf eine Sammlung ethisch-psychologischer und ästhetischer Aphorismen aufmerksam machen, welche unter obigem Titel soeben erschienen sind. Sie enthält das Ergebniß reicher innerer und äußerer Erfahrung und feiner Beobachtung in schön gewählter Sprache dargelegt. Der Verfasser wollte kein ethisches System geben, sondern eine freie Umschau im Bereiche gesellschaftlicher, moralischer und religiöser Fragen anstellen und sich von seinen Beobachtungen Rechenschaft geben, um andere anzuregen, von ihrem Standpunkte aus, dasselbe zu thun. Weil er es nicht auf wissenschaftliche Systematik abgesehen hatte, und doch eine gewisse Ordnung einhalten wollte, so hat er die alphabetische Reihenfolge gewählt, in welcher er die einzelnen Begriffe erörtert. Wir empfehlen dieses Buch allen, die gern mit sittlichen und psychologischen Problemen sich beschäftigen, auch jüngeren Leuten beiderlei Geschlechts, welche angefangen haben über ihr inneres Leben nachzudenken und sich über ihr Verhalten in Familie und Gesellschaft Rechenschaft zu geben.

Neue Frankfurter Presse 1877. 15. Juni.

Allen Freunden eines nachdenkenden Verweilens bei ernsten und eingreifenden Fragen auf dem gesellschaftlichen, moralischen und religiösen Gebiete namentlich auch Frauen und Jungfrauen kann diese alphabetisch geord[nete] Sammlung kurzer Besprechungen, die zu wiederkehrender Beleuchtung und Vertiefung auffordern, dringend empfohlen werden. Reife und reiche Lebenserfahrung, von innig religiöser und doch freier und weiter Grundlage getragen, zeichnet sie aus. Es ist wohlthuend in einer Zeit, in welcher so leicht alles zur Parteifrage wird, ein so inhaltsreiches Buch ohne polemischen Beigeschmack mit Seelenkenntniß und wahren Duldsamkeit bei sittlicher Festigkeit zu du[rchlesen] und wiederholt zu ihm zurückzukehren.

Staatsanzeiger für Württemberg 1879. 24. Dec.

Wir staunen über den blendenden und doch grundsoliden Geistesreichthum und staunen um so mehr, als wir erfahren, daß Verfasser eine Verfasserin ist. Nichtsdestoweniger ist es ein männlicher Geist, welcher sich in diesen Auseinandersetzungen ausspricht. Freilich ein solcher, in welchem sich von selbst das Zarte mit dem Strengen, das Milde mit dem Starken paart, der unübertreffliche Schick, die ruhige, sichere, reinliche Art, mit welcher ein Gedanke zum Andern geordnet wird, läßt allerdings eine weibliche Hand erkennen. Die Summe der Gedanken, welche die Verfasserin in ihren Reflexionen niederlegte, ist eine große, daß sie jede ihrer Erörterungen zu einem höchst artigen Büchlein ausspinnen könnte. Es ist ein durch und durch idealer, hochsittlicher, Classicismus mit Evangelium verbindender, deutscher Geist, der ihre Gedanken auszeichnet. Bei hohem Ethos ist doch ein falschwuchtiges Pathos vermieden. Der Ausdruck ist überall rein, sinnig, plastisch oft wunderbar bezeichnend und vielsagend.

Theolog. Literaturblatt 1880. 26. März.

Eine edle, kräftige Lektüre. Der Verfasser steigt nicht in die Trivalitäten des Familienlebens herunter, sondern will das Familienleben emporziehen.

Magdeburgische Zeitung 1880. 22. Dec.

Es ist überall wohlthätig wie mitten unter dem heißen Toben und dem lden Schlachtenruf der Parteien, die unser öffentliches Leben zur Zeit be-rrschen, eine Stimme vernehmbar wird, die an die Pflege der edelsten ieren Güter unseres Volkes mahnt und eine Reihe von ethischen und socialen Pflichten und Forderungen mit ruhiger Entschiedenheit betont, wie sie unter en ungestümen politischen und socialen Bewegungen des Zeitalters nur zu leicht zum fühlbaren Schaden Aller in den Hintergrund gedrängt werden.

Quellwasser für das deutsche Haus 1881. 23. Mai.

Mit einem Buche möchten wir die Leser des „Quellwassers fürs deutsche Haus" bekannt machen, welches unter diesem Titel erscheint und zum Theil schon vielfach bekannt ist, so daß bereits ein großer Kreis von Lesern auf den letzten Theil mit Verlangen wartet. Aber um so mehr verdient es noch weiter bekannt zu werden, denn es gehört in der That zu den seltenen Büchern, welche man nicht genug empfehlen kann. Sind es doch die beiden Brennpunkte: das Ewige und Alltägliche, um welche das Leben des echten deutschen Hauses sich bewegt. Oder sollte der Titel des Buches weniger ein Urteil aussprechen über die Vorzüge, welche dem deutschen Hause eignen, als eine Mahnung und Handreichung für das deutsche Haus, sich dieselben zu erwerben? In jedem Falle wird das Buch willkommen sein.

Deutsches Literaturblatt 1878. 1. April.

Man trete, bei welchem Stück der Reihe man will, nur aufmerksam in Lektüre ein, so wird man sofort mit Interesse, Behagen und wohl auch Spannung sich in mannigfaltige, feine Beobachtungen menschlichen Einzellebens und Gemeinlebens hineingezogen finden, die mit klarem, sicherem Gedankengang ger, edler, dabei ungezierter Darstellung vor uns auseinandergelget werden. ld und überall wird man auch eine innere Einheit in dem Vielen ge-sirten, überall das Streben des Verfassers, für sich selbst und für die Leser schiedenen Seiten und Momente jenes Lebens, des äußern Treibens und

der inneren Bewegungen, der Sitte und der persönlichen Individualitäten und Charaktere in dasjenige Licht zu stellen, dessen wir zu einer wahrhaft harmonischen, unserer Bestimmung entsprechenden Gestaltung des Lebens bedürfen; und dabei überall Grundlagen, die dem Verfasser durch tiefe innere Prüfung und reife Erfahrung unwandelbar feststehen, nämlich vor allem die Basis einer festen sittlichen und sittlich-religiösen Anschauung. Er schätzt alles Schöne und Humane oder die den ganzen Menschen in seinem Fühlen, Erkennen und Wollen umfassende Bildung, über alles aber die lautere und feste Gesinnung und Gewissenhaftigkeit, die Zucht gegen sich selbst, die edle Einfalt, welche „beim stillen Weben am Alltagskleide des Lebens nicht weniger ehrwürdig und nicht weniger mächtig ist, als wenn sie berufen ist, dem Genius zu leuchten."

Zum Schluß verweise ich noch auf einen im „Daheim" (1880 Nr. 23) erschienenen Aufsatze des Herrn Geh.-Rath L. Wiese über das Buch, der seiner Länge halber hier nicht wiedergegeben werden kann.

Bei der Buchhandlung von

bestelle

Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches. Herausgegeben von O. Nasemann. 4 Bde. Verlag von Max Niemeyer in Halle a. S.

geh. 15 M.

geb. 19 M.

Unterschrift:

Halle, Druck von E. Karras,

Die Reformation und Gegenreformation in der ehemaligen Herrschaft Breisig am Rhein.

Unter obigem Titel veröffentlichte ich im Anfange dieses Jahres die mehr als hundertjährige Leidensgeschichte von evangelischen Glaubensgenossen, welche in einer Gegend, über die sich mein weit ausgedehnter Pfarrbezirk mit erstreckt, nämlich in der unmittelbaren Umgebung des jetzt Herrn von Bethmann-Hollweg gehörigen Schlosses Rheineck einst gewohnt haben. Durch mehrjährige Nachforschungen gelang es mir, das Material zu dieser Schrift in Akten der Staatsarchive zu Koblenz, Düsseldorf und Münster, des Reichskammergerichts-Archivs zu Wetzlar, sowie des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin aufzufinden. Ein Kupferstich, der eine von den Breisigern im Jahre 1587 erlittene militärische Exekution darstellt, fand sich im Staatsarchiv zu Münster, und konnte ich eine durch Lichtdruck bewirkte Reproduktion des Bildes dem Büchlein beigeben. Mit einiger Besorgnis unternahm ich auf eigene Gefahr die Herausgabe des Werkchens, da ich mir sagte, wenn auch die aufgefundenen Schriftstücke, namentlich die tief ergreifenden Bittschriften der hart bedrängten armen Leute an ihre katholische Landesherrschaft mein Interesse in immer höherem Maße in Anspruch genommen hatten, so stehe damit doch noch nicht fest, daß die Schrift auch bei andern Anklang finden würde. Um so erfreulicher mußte es mir sein, daß alsbald nach ihrem Erscheinen von vielen Seiten, und zwar nicht blos von Fachgelehrten und Geistlichen, sondern auch von einfachen evangelischen Christen mir warme Anerkennung zu teil wurde, ja sogar einige Katholiken die ruhige Objektivität meiner Darstellung rühmten.

Da nun in kaum 8 Monaten die ganze Auflage vergriffen wurde, so ist mir der Gedanke gekommen, eine zweite verbesserte Auflage erscheinen zu lassen in der Hoffnung, daß durch den Reinertrag derselben die Summe, welche an dem Baukapital zu einem Pfarrhause meiner Diasporagemeinde noch fehlt, aufgebracht werden wird. Eine gewisse Genugthuung würde darin liegen, wenn, wie ich zu Gott hoffe, die wiederaufgefundene Leidensgeschichte der einst hier um ihres evangelischen Bekenntnisses willen heimatlos gewordenen Glaubensgenossen mit dazu dienen würde, ein Heim zu beschaffen für den Pfarrer der hier unter preußischem Schutze neuerstandenen evangelischen Gemeinde.

Um bei diesem Unternehmen ganz sicher zu gehen und nicht der Gefahr mich auszusetzen, daß ich dasjenige, was ich für den Pfarr-

hausbaufonds meiner Gemeinde bei der ersten Auflage — Gott sei Dank! — gewonnen habe, bei der zweiten vielleicht wieder verliere, möchte ich alle diejenigen Leser dieser Zeilen, welche sich meine Schrift anzuschaffen wünschen, herzlich bitten, ihre Bestellungen gütigst an mich direkt, etwa durch eine Postkarte richten zu wollen, aber möglichst bald, damit ich darüber, ob und eventuell in welcher Höhe ich die neue Auflage herstellen zu lassen im Stande bin, Gewißheit erlange. Nur dann gedenke ich den Plan auszuführen, wenn so viel Bestellungen eingehen, daß ich das Exemplar (8—10 Bogen) zu dem Subskriptionspreise von Mk. 1,20 bis höchstens Mk. 1,50 ablassen kann.

Zur Empfehlung erlaube ich mir eine Stelle der Vorrede, sowie Auszüge aus einigen Recensionen und Zuschriften hier folgen zu lassen.

Herr **Konsistorialrat Prof. Dr. Krafft** in Bonn nennt in der Vorrede die Schrift einen sehr wertvollen Beitrag für eine künftige vollständige „Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche", und fügt u. a. hinzu: „Das Bild, welches der Verfasser von der Leidensgeschichte der ehemaligen Herrschaft Breisig entworfen hat, ist nur ein Abschnitt aus der Geschichte der rheinischen Kirche als einer Kirche unter dem Kreuz". Dies Bild im kleinen und einzelnen gezeichnet, wie im großen und ganzen, soll sich tief in unsere Herzen einprägen, damit wir in unsern Tagen stets deß eingedenk bleiben, was unsere Vorväter im Kampfe gegen den Romanismus für den teuren evangelischen Glauben gelitten haben".

Aus Recensionen.

Zeitschrift für Kirchengeschichte von Prof. Dr. Brieger in Marburg. VI. B. 2. Heft. S. 321. Einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation im 16. und 17. Jahrhundert liefert (obige Schrift). Der Verfasser hat die bisher fast ganz unbekannte lange und schmerzliche Leidensgeschichte der Evangelischen in Breisig durch umfassende archivalische Nachforschungen in anerkennenswerter Weise aufgedeckt.

Kirchliches Amtsblatt des Kgl. Konsistoriums der Rheinprovinz 1883. Nr. 5. Diese Schrift verdient als ein interessanter und lehrreicher Beitrag zur Spezialgeschichte der Reformation und ihrer Bekämpfung in der Rheinprovinz die Beachtung der Angehörigen der evangelischen Kirche zunächst in dieser Provinz.

Theologischer Litteratur-Bericht von P. Eger. 1883. Nr. 3 S. 52, 53. Eine mit emsigem Fleiß aus staatlichen und kirchlichen Archiven geschöpfte Spezialstudie, ein anschaulich und warm gezeichnetes Miniaturbild von den Drangsalen einer glaubenstreuen evangel. Gemeinde des Oberrheins, die unter langjährigem Druck römischer Vergewaltigung zu Grunde ging. Die heldenmütige Gegenwehr der wackern Breisiger, wie sie in den ergreifenden urkundlich beigegebenen Glaubenszeugnissen sich ausdrückt, redet laut zu dem Geschlecht unserer Tage.

Litterarischer Wegweiser für's evang. Parrhaus von Decke Stöckicht. 1883. Nr. 4.. S. 94. Durch gründliche Spezialstudien ausgerüstet beschreibt unter Beigabe von Urkunden der Verfasser . . . . die im Ausgang des 16. und durch das 17. Jahrhundert hindurch verübten Greuel der Katholiken bei der Durchführung der Gegenreformation, die Drangsale, denen die Evangelischen ausgesetzt waren, besonders die Erfolge der Maßregeln der gräflichen Aebtissinnen Maria Klara und Anna Salome zur Ausrottung des Protestantismus.

Rheinisch-Westfälische Post. 1883. Nr. 30. War es bisher zwar bekannt, daß auch in diesem Ländchen ehemals die reformatorische Bewegung gewurzelt hatte, so ruhte doch, da die neuere Zeit keine Spur von evangelischem Leben in demselben mehr aufwies, auf der näheren Geschichte jener Bewegung ein völliges Dunkel. Es ist das Verdienst des Verfassers, nach mühevoller Durchforschung verschiedener Archive dieses Dunkel gelichtet und in oben genannter Schrift ein lebendig gezeichnetes Bild jener Märtyrer-Gemeinden vor Augen geführt zu haben.

Neuwieder Zeitung. 1883. Nr. 37. Dieses Werk beruht auf sorgfältigen Quellenstudien . . . . . Eine solche Monographie mit allen ihren Detailschilderungen ist im höchsten Grade geeignet, in das Verständnis der politisch äußerst verwickelten und religiös schwierigen Zeit einzuführen. Ein Umstand macht das Buch noch besonders interessant; wir meinen die Beziehungen Breisig's zu Rheinbrohl, welche die neuesten traurigen in letzterem Ort vorgekommenen Ereignisse im Lichte der Vergangenheit und der Geschichte noch beklagenswerter erscheinen lassen. Wir möchten die Anschaffung und Lektüre dieser in historischer und lokaler Hinsicht bemerkenswerten Schrift auch für weitere Kreise sehr empfehlen.

gez. Lohmann, Pfarrer.

Duisburger Sonntagsblatt für innere Mission. 1883. Nr. 7. S. 63. Indem uns dies Buch von den Leiden der schutzlosen Evangelischen erzählt, berichtet es auch von der Treue, mit der die evang. Bürger von Breisig ihrem Glauben an den Herrn Jesum Hab und Gut und Freiheit zum Opfer gebracht und lieber Haus und Hof verlassen haben, als ihren Glauben an das Evangelium zu verleugnen. Solche Geschichtsbilder aus früherer trüber Zeit sind sehr geeignet, uns auf's neue anzuspornen, die teure, von den Vätern vielfach mit ihrem Blut erkaufte evang. Wahrheit treu und fest zu behalten und mit Dank zu Gott aufzublicken, der es uns vergönnt, in Frieden und Sicherheit sein Wort zu hören und seinem Namen zu dienen.

Kirchlicher Anzeiger der evangelischen Gemeinde zu Düsseldorf. 1883. Nr. 6. Zumeist aus Staatsarchiven hat der Verfasser das Material zu der vorliegenden Schrift sammeln können und so ein Lebensbild aus der Vergangenheit der rheinischen Kirche geschaffen, welches nicht allein für die gelehrte Welt, sondern für jeden, der unsre teure rheinische Kirche lieb hat, von größtem Interesse ist. Fehlt es doch gar sehr an solchen Lebensbildern, und ist doch kaum etwas so geeignet, die Liebe zu unserer Kirche zu wecken und den Geist des Protestantismus in dem neuentbrannten Kampfe mit dem Romanismus zu stärken, als die Erinnerung an das, was unsere Väter von dem letzteren erduldet haben, als er noch die Macht besaß, das Evangelium zu unterdrücken. Wir empfehlen daher obige Schrift auf's beste.

Aus Zuschriften.

Evangelischer Oberkirchenrat: Von dem Inhalt des Büchleins, welches ein ergreifendes Bild von dem Märtyrergeist evangelischer Gemeinden giebt, haben wir mit Interesse Kenntnis genommen.

Herr **Generalsuperintendent Dr. Nieden:** Für die so sehr freundliche Zusendung Ihrer Schrift wollen Sie meinen verbindlichsten Dank entgegen nehmen. Es legt dieselbe ein Zeugnis von Ihrem unermüdlichen Fleiß ab und habe ich von den Resultaten Ihrer Forschungen mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen.

Herr **Oberkonsistorialrat Dr. Ball** in Koblenz: Ich habe das Schriftchen gleich nach Empfang mit großem Interesse gelesen und Tags darauf

eine empfehlende Anzeige in mein Missionsblatt gesandt. Mit mir danken gewiß recht viele Ihnen für die Mühe und den Sammelfleiß, dem wir dieses Schriftchen verdanken.

Herr **Konsistorialrat Prof. Dr. Jacobi** in Halle: Erst in den Ferien ist es mir wegen meiner Augenschwäche und des Dranges der amtlichen Arbeiten möglich gewesen, Ihre wertvolle Schrift genauer kennen zu lernen. Sie haben sich ein nicht geringes Verdienst erworben durch die gründliche Erforschung und Darstellung der Geschichte der Gemeinde von Breisig. Alles ist so urkundlich und so umsichtig gearbeitet, daß nichts dagegen einzuwenden ist, und man lernt die Perfidie und Gewaltthätigkeit der Römischen hier im kleinen Raum ebenso kennen, wie sie sonst auch in größeren Gebieten verfahren. Die Leidensgeschichte dieser Gemeinde erregt das tiefste Mitgefühl und neuen Abscheu gegen die schonungslosen Verfolger des evangelischen Christentums. Möchten unsere Brüder in den östlichen Provinzen endlich begreifen, welche Ziele Rom in Deutschland verfolgt.

Herr **Antistes G. Z. in Z. (Schweiz)** in einem Briefe an Herrn Landrat a. D. Heuberger zu Neuwied: Ich habe die Schrift mit vielem Interesse gelesen und mich der klaren und hübschen Darstellung, die auf so tüchtigen Quellenstudien beruht, gefreut. Es ist ja freilich eine recht traurige Geschichte, die hier erzählt wird und der leider tausend ähnliche andere zur Seite stehen. Diese gewaltsamen Gegenreformationen bilden ein recht dunkles Blatt in der Kirchengeschichte, das einem manchmal fast die Augen übergehen macht; doch müssen wir Gott danken, daß wir in andern Zeiten leben dürfen.

Herr **Dr. W. Maurenbrecher, Professor der Geschichte** in Bonn: Mit großem Interesse habe ich von Ihrer Arbeit Kenntnis genommen und sage Ihnen für die freundliche Zusendung derselben meinen aufrichtigen Dank.

Herr **Professor Dr. Kamphausen** in Bonn: Ich freue mich aufrichtig unter unserer heimischen Geistlichkeit eine neue Kraft wissenschaftlich thätig zu sehen und wünsche Ihren weiteren Arbeiten die verdiente Anerkennung.

Herr **Archivrat Dr. Jacobs** in Wernigerode: Erst die Ostertage haben mir die Muße gewährt, Ihre auf so fleißigen Quellenstudien beruhende Geschichte der evangelischen Gemeinden in der Herrschaft Breisig, einem der tausend Territorien, in welche einst unsere schöne Rheinprovinz zerfiel, zu lesen. Ich darf kaum erst versichern, wie sehr mich die Schrift interessiert hat, wie nahe sie mir gegangen ist; besonders die Grausamkeit der letzten Aebtissinnen muß empören.

Herr **Staatsarchivar Dr. Keller** in Münster: Ihre vortreffliche Arbeit habe ich soeben mit lebhaftem Interesse durchgelesen. Sie haben damit den evangelischen Glaubensgenossen, die soviel gelitten haben, ein schönes Denkmal gesetzt und es werden Ihnen gewiß viele dafür dankbar sein.

Da es aus Mangel an Raum nicht angeht, noch mehr Zuschriften abdrucken zu lassen, so mögen einige Zeilen aus einem Briefe des bewährten Kenners rheinischer Kirchengeschichte, des Herrn **Pastor Krafft** zu Elberfeld, den Schluß machen: Ueber den Inhalt Ihres Buches selbst habe ich mich ja mehrfach schon ausgesprochen; es thut mir wohl, daß jemand ein historisches Thema behandelt, dessen Gegenstand absolut unbekannt war. Sie haben auch die Mühsal der Quellenaufsuchung nicht gescheut.

Andernach am Rhein, im Oktober 1883.

Sinemus, evang. Pfarrer.

Strüder'sche Buchdruckerei und Buchhandlung in Neuwied.

Heinz von Wolfenbüttel.

Ein Zeitbild

aus dem Jahrhundert der Reformation.

Von

Prof. Dr. Friedrich Koldewey,
Direktor des Herzogl. Gymnasiums zu Holzminden.

Halle 1883.
Verein für Reformationsgeschichte.

Herrn Schulrat

Professor Dr. A. Eberhard

zu Braunschweig

ein Zeichen

aufrichtiger und dankbarer

Verehrung.

Vorwort.

Wie wahr es sei, daß die erregte Parteileidenschaft eine gerechte Beurteilung des Gegners, wenn nicht geradezu unmöglich macht, so doch in hohem Maße erschwert, ist zu keiner Zeit deutlicher zu Tage getreten als in dem Jahrhundert der Reformation, in dem wie nie zuvor die kirchlichen, politischen und sozialen Gegensätze auf einander stürmten. Welch wüste Flut von Schmähungen haben die Päpstlichen über die evangelische Partei ausgeschüttet, in wie falschem Lichte haben sie die Reformatoren und vor allen Luther dargestellt! Andererseits sind aber auch die Protestanten von dem Vorwurfe nicht freizusprechen, daß sie für die Würdigung ihrer Gegner nicht immer den richtigen Maßstab gefunden haben, und gerade Luther ist oft genug selbst mit übergroßer Heftigkeit auf seine Widersacher losgefahren.

Von allen Protestantenfeinden ist keiner mit größerem Eifer von den Evangelischen angegriffen als Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel. Wollte man dem Urteil seiner Gegner, wollte man namentlich den zahlreichen Flugschriften Glauben schenken, die in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts gegen diesen Fürsten ausgegangen sind, so müßte in ihm vereinigt gewesen sein, was nur immer an Bosheit und Tücke sich ersinnen läßt. Und doch war er nicht schlechter als die meisten seiner Standesgenossen, und neben seinen Schwächen lagen sehr lobenswerte Eigenschaften, wie sie selbst bei seinen Gegnern nicht allzu häufig waren.

Ohne Zweifel ist das Bild, das die protestantischen Flugschriften von dem Herzoge entwerfen, in der Zeichnung schief, im Kolorit übertrieben. Es ist nicht der historische Heinrich der Jüngere, nicht der ritterliche, heißblütige, scharfblickende, thatkräftige, bei allen seinen Fehlern Achtung gebietende Welfenherzog, wie ihn eine gerecht abwägende Geschichtsschreibung darstellen wird, sondern es ist der wilde Feind des Evangeliums, vor dessen Grimm die protestantischen Zeitgenossen erzittern, dessen Frevel sie verdammen, dessen Flucht sie verhöhnen, über dessen Niederlage sie frohlocken. Spott und Schadenfreude haben bei diesem Bilde die Farben gemischt, Furcht und Haß den Pinsel geführt.

Bei alledem ist dieses Bild auch für unsere Zeit nicht ohne Interesse. Er läßt die Gährung erkennen, welche in jenen Jahren die deutschen Gemüter in ihren innersten Tiefen aufwühlte, es zeigt die Spannung, mit der die großen Prinzipien einander gegenüber standen, es erklärt, entschuldigt und rechtfertigt gar manches, was gerade in unsern Tagen eine tendenziöse Historik als unberechtigt, tadelnswert und verdammungswürdig hinzustellen sich abmüht. Vor allem ist es das harte Urteil Luthers über Herzog Heinrich, das durch dieses Bild begreiflich wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus hofft der Verfasser keine ganz nutzlose Arbeit zu beginnen, wenn er es unternimmt, die Entstehung dieses Bildes begreiflich zu machen, seine subjektive Richtigkeit nachzuweisen, seine Übertreibungen und Verzerrungen auf das rechte Maß zurückzuführen.

Die erfinderische Leidenschaft der Gegner hat Herzog Heinrich mit einer Fülle von Spottnamen überschüttet, keiner war ihnen geläufiger als „Heinz von Wolfenbüttel“. Das der Grund, weshalb auch diese Blätter den Welfenherzog mit diesem Namen nennen.

Inhalt.

Seite

1. Herzog Heinrich und die Reformation 1
2. Der Reichstag zu Regensburg. 1541 11
3. Heinrichs Flucht, Rückkehr und Gefangenschaft. 1542—1545 . . . 41
4. Schluß. 1547—1568 66

Anmerkungen 70

1.
Herzog Heinrich und die Reformation.

Fünf und zwanzig Jahr zählte Herzog Heinrich der Jüngere[1], als ihm der plötzliche Tod seines Vaters die Regierung des kleinen Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel in die energischen Hände legte, acht und zwanzig, als Luther seine Thesen gegen den Ablaß an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg heftete.

Der Wolfenbüttelsche Hof, an dem der junge Herrscher aufgewachsen war, unterschied sich in nichts von den meisten deutschen Fürstenhöfen jener Zeit. Rohe Kriegsgesellen, denen von der alten deutschen Achtung vor Frauentugend so gut wie nichts geblieben war, verbrachten die Zeit zwischen den zahlreichen Fehden und Heereszügen bei Becher und Würfelspiel; rechtskundige Räte und gewiegte Kanzler, wohl erfahren in den Kniffen und und Schlichen einer ränkevollen und hinterhaltigen Politik, scheuten kein Mittel, um die verwickelten Rechtshändel ihrer gnädigsten Herren durchzufechten; daneben eine Priesterschaft, nur allzu bereit, fremde wie eigene Sünde mit dem Spruche der Absolution zu tilgen.

In dieser Umgebung hatte der feurige und thatkräftige Fürst von Wissenschaft wenig in sich aufgenommen; seine ungelenken Schriftzüge beweisen, daß seine Hand besser mit dem Schwerte als mit der Feder umzugehen verstand. Herr seiner selbst zu sein, hatte er nicht gelernt, und nur zu oft folgte er der Leidenschaft des Augenblicks, wenn es sich um die heißen Wünsche seiner Sinne oder um die Befriedigung seiner Rache handelte.

das fremde Recht gegen das eigene gewissenhaft abzuwägen, war ihm ebensowenig wie den meisten seiner Standesgenossen eigen. An Schärfe des Blicks, an kluger Berechnung, an praktischem Sinn fehlte es ihm nicht; aber der Sitz im Sattel war ihm lieber als die Bank in der Ratsstube, und leicht war er geneigt, die oft fein angesponnenen diplomatischen Fäden mit raschem Schwerte zu durchhauen. Das Glück des Familienlebens hatte wenig Reiz für ihn, die ruhige und geordnete Verwaltung seines Ländchens befriedigte nicht sein unstätes Gemüt. So haben ihn denn Kriegsfehden und diplomatische Händel mancherlei Art viel in die Fremde gezogen, und sehr bezeichnend für seinen Charakter und sein ganzes Leben und Streben ist es, daß er selbst die Worte „Meine Zeit mit Unruhe" zu seinem Wahlspruch gemacht hat.

Bei einem solchen Charakter und einer derartigen Gestaltung des Lebens darf man sich nicht wundern, daß die Religion in dem Gemüte des Fürsten keinen tiefen Boden gewann. Sein Christentum ist in den Jünglings- und Mannesjahren über das gewohnheitsmäßige Mitmachen der hergebrachten Formen und Übungen nicht hinausgegangen. Sein Respekt vor der Geistlichkeit war nicht groß, und die Pfaffen und Mönche in seinem Lande hörte man klagen, „ihr Herr sei gut papistisch, aber lasse bei ihnen hinwegholen, was sie nur erkrimmen und erkratzen, und lasse ihnen nicht viel mehr als das bloße Klingen und Singen.[2] Für die Kontroversen der Theologen, die „Pfaffenhändel", fehlte ihm Interesse und Verständnis. Auf dem Reichstage zu Augsburg billigte er die Forderungen der Protestanten in betreff der Priesterehe und des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, und man hörte ihn sagen, „wegen der Nießung des Sakraments unter beiderlei oder einer Gestalt, wegen der Privatmessen oder der Pfaffenweiber, oder dergleichen Sachen halber, die sich in die Gewissen zögen, dazu wolle er ungern ein Pferd satteln; aber die Mönche überliefen kaiserliche Majestät und forderten Herausgabe der Klöster und Klostergüter. Dem Kaiser müsse er und die anderen Fürsten gehorchen"[3].

Die letzten Worte enthalten den hauptsächlichsten Grund für die religiöse Parteistellung des Herzogs. Bei einer fast vollstän-

digen Gleichgültigkeit gegen Dogma und Konfession ist es die Rücksicht auf den Willen des Kaisers, die ihn unter die Gegner Luthers gestellt hat, eine Rücksicht, die in einer ererbten Anhänglichkeit an das habsburgische Kaiserhaus und in politischer Klugheit und Berechnung zwei gleich starke Wurzeln hatte. Der väterliche Oheim des Herzogs, Erich der Ältere von Kalenberg, war der treue Freund und Waffengefährte des ritterlichen Kaisers Maximilian gewesen; Heinrich selbst verdankte der Gunst des fünften Karl die Hälfte des hildesheimschen Stiftsgebiets, und nur diese Gunst war im Stande, den wertvollen Besitz ihm zu sichern. So finden wir denn in ihm allewege einen eifrigen Vasallen der habsburgischen Politik, und wohl zu keiner Zeit hat er ernstlich an einen Widerstand gegen dieselbe gedacht, am wenigsten, wenn es um die kirchlichen Wirren sich handelte. Hier ist er nichts als der getreue Dienstmann des kaiserlichen Gönners, und fast möchte man an der größeren oder geringeren Strenge seiner gegen die Lutherischen erlassenen Edikte ermessen, ob an den Höfen von Madrid und Wien dunkle Wetterwolken gegen die protestierenden Stände sich auftürmten, oder ob ein milderer Lufthauch dort die Atmosphäre durchwehte. Hätte auf dem Reichstage zu Worms der Kaiser sich für den Bruder Martinus erklärt, so hätte wohl kein Fürst früher als Heinrich die Meßpfaffen aus seinem Lande verjagt. Nachdem aber des Kaisers Acht den Wittenberger Mönch getroffen, zögerte der Herzog nicht, seinen Unterthanen bei peinlicher Strafe die Teilnahme an der Martinischen Ketzerei verbieten zu lassen[4].

Bestärkt wurde Herzog Heinrich in seiner feindlichen Stellung zu der Reformation durch die revolutionären Bewegungen, die in jenen Zeiten allerorten unter Bauern und Bürgern sich regten und der fürstlichen Gewalt Schädigung, wenn nicht den Untergang drohten. Ein unbefangenes Urteil wird zwar in den Wirren des Bauernkrieges nichts als den naturgemäßen Rückschlag jahrhundertelanger Bedrückung und Rechtlosigkeit der Landbevölkerung erkennen; aber einem Fürsten, der nicht gewohnt war, nach dem tieferen Grunde der Erscheinungen zu fragen, und dessen Blick von dem Interesse für die Erhaltung seiner Macht beeinflußt wurde, darf man es nicht allzusehr verargen, wenn er für die soziale

Revolution keinen andern als Luther verantwortlich macht, dessen kühnes Wort von der Freiheit der Christen wie ein Funke in die längst über und über gefüllte Mine gefallen war. Mit großem Eifer hat Herzog Heinrich zu der Unterdrückung Münzers und seiner zügellosen Haufen mitgeholfen, wenige Wochen nachher schloß er zu Dessau mit Georg von Sachsen und Albrecht von Mainz einen Vertrag, dem weiteren Umsichgreifen der Neuerungen auf kirchlichem und sozialem Gebiete ein kraftvolles Halt zu gebieten[5]. Was zehn Jahre später in Münster geschah, war wenig geeignet, seine Abneigung gegen die kirchliche Reformbewegung zu vermindern.

Weiteren Anlaß zur Erbitterung gegen den Protestantismus boten die Städte Braunschweig und Goslar.

Die alte Hansastadt Braunschweig gehörte nicht zu den freien Städten des Reiches, sondern war eine Landstadt des welfischen Fürstenhauses. Aber in kluger Benutzung der Umstände hatten die freiheitslustigen Bürger ihren Landesherren ein Recht nach dem andern abgewonnen und oft genug ihre Freiheiten mit gewaffneter Hand siegreich zu verteidigen gewußt. Heinrich wollte den Stolz der Bürger brechen, und es mehrte seinen Zorn, als seinem entschiedenen Verbote entgegen der Rat der ehrbaren Stadt unter dem Druck und Drängen der demokratischen Zünfte im Jahre 1528 der neuen Lehre die Thore öffnete.

Zu gleicher Zeit zogen auch in der alten Reichsstadt Goslar die lutherischen Prädikanten in die von den Papisten verlassenen Gotteshäuser ein. Jahre lang schon hatte der Herzog in Folge von Streitigkeiten um Berg- und Waldgerechtsame mit den Städtern in Fehde gelegen. Bald nach seinem Regierungsantritt hatte er sich gewaltsam in den Besitz des silberreichen Rammelsberges gesetzt und war trotz eines Restitutionsbefehls des Reichskammergerichts nicht aus demselben gewichen, hatte vielmehr vor den Thoren der Stadt das Kloster Reiffenberg befestigt und von dort aus die Bürger auf alle Weise geplagt und geschädigt. Aber die kleine Stadt hatte sich trotzig und mutig ihrer Haut gewehrt, und die Annahme des Luthertums war dem Herzoge ein Zeichen, daß sie weniger als je ihm sich zu unterwerfen gesonnen war.

So sind es denn nur äußere, dem Kern der theologischen

Fragen fern liegende Rücksichten, welche für die kirchliche Parteistellung des Herzogs maßgebend waren. Dadurch aber gerade erklärt es sich, daß die konfessionelle Differenz ihn nicht hinderte, lange Zeit mit Fürsten der Gegenpartei in gutem Einvernehmen zu leben.

Vor allen war es der protestantische Landgraf Philipp von Hessen, mit dem ihn lange Jahre vertraute Freundschaft und Gemeinsamkeit politischer Pläne verband. Der Landgraf hatte ihn in der Hildesheimschen Fehde kräftig unterstützt. Da hatte der Herzog sich geäußert, „es treffe Haut oder Haar an, so wolle er Leib und Gut für den Landgrafen einsetzen. Wenn er einen Sohn hätte, der dem Landgrafen zuwider sei, den wolle er abthun“[6]. Noch im Jahre 1530, als längst die kirchliche Parteistellung der Freunde eine verschiedene geworden war, verband sich der Herzog mit dem Landgrafen in feierlichen Verträgen, um Heinrichs Schwager, den landflüchtigen protestantischen Herzog Ulrich von Würtemberg, wenn es auf friedliche Weise durch Bitten und Vorstellungen sich nicht erreichen ließe, durch Waffengewalt in sein von den Östreichern ihm vorenthaltenes Fürstentum einzusetzen, wogegen der Landgraf dem Freunde kräftige Beihülfe gegen Goslar versprach. Für Heinrich war der letzte Punkt wichtiger als der erste, und mit vollem Ernste hat er wohl nie daran gedacht, dem Hause Östreich das schöne Schwabenland mit dem Schwerte abzudringen. Als daher der Kaiser am Schlusse des Augsburger Reichstages (5. September 1530) seinen Bruder Ferdinand feierlich mit Würtemberg belehnt und damit jede Hoffnung auf eine gutwillige Restitution Ulrichs abgeschnitten hatte, zeigte Heinrich sich unschlüssig und lau[7]. Und als nun gar im Dezember 1531 Goslar dem Schmalkaldischen Bunde sich anschloß und damit einen Anspruch auf den Schutz und Beistand des Landgrafen gewann, war es für einen guten Politiker wie Herzog Heinrich nur zu erklärlich, daß er sich von einem Bündnis zurückzog, das ihm statt des gehofften Vorteils gegen Goslar nichts als die Feindschaft des Kaisers in Aussicht stellte.

Der Landgraf hat bekanntlich 1534 den Würtembergischen Zug allein unternommen; aber es hat nicht den Anschein, als ob Heinrichs Rücktritt von dem Vertrage den staatsklugen und

berechnenden Fürsten fürs erste mit sittlicher Entrüstung erfüllt hat. Er hätte es unter gleichen Verhältnissen schwerlich anders gemacht. So dauert denn das gute Einvernehmen zwischen den alten Kameraden „Heinz“ und „Lips“ noch einige Zeit lang fort. Im Februar 1534 nahm Herzog Heinrich in Kassel an der Fastnachtsfeier teil und war dort in demselben Jahre auch bei einem Turnier zugegen. Im folgenden Jahre reiste er in der Gesellschaft des Landgrafen über Prag nach Wien[8]. Erst als bittere Zwietracht zwischen die Freunde getreten, macht der Landgraf dem Herzoge seinen Treubruch ernstlich zum Vorwurf, und ein Dichter seiner Partei läßt sich vernehmen[9]):

Landgraf und Herzog warn ein Mann
In Ernst und auch in Scherzen,
Jeder wollt dem andern beistan,
Verschrieben sich von Herzen,
Würtemberg zu setzen ein,
Einer wollt des andern Helfer sein,
Der Herzog war aber nit rein,
Erfuhr Landgraf mit Schmerzen.

Denn gleich zu Augsburg der Reichstag war,
Beide dahin sie zogen,
Gar bald der Landgraf ward gewahr,
Wie Herzog Heinz hätt gelogen,
Dem Kaiser geschwätzt den geheimen Rat.
Kaiser den Hessen gefordert hat,
Daß er gleich jetzt an Eides statt
Dem Kaiser sollt angeloben:

Herzogs Ulrichs müßig zu gon
Und sich sein ganz zu verzeihen.
Landgraf darauf ein Bedacht wollt hon,
Thät heimlich darvon weichen,
Wollt dem Kaiser nit geloben an,
Wollt halten als ein fürstlich Mann
Das Zusagen, das er hätt thon
Gen Würtemberg vergleichen.

Im Laufe der dreißiger Jahre gingen die politisch-kirchlichen Interessen der Freunde immer mehr auseinander. Anfangs mochte Heinrich mit leidlichem Gleichmute es ansehen, daß Philipp neben dem Kurfürsten von Sachsen als der hauptsächlichste Führer an

die Spitze der Schmalkaldischen Einigung trat; als aber der Bund zu immer kräftigerem Widerstande gegen die habsburgische Politik sich stärkte, als Goslar und Braunschweig sich demselben anschlossen und gerade in ihm eine kräftige Stütze gegen die feindseligen Absichten des Herzogs fanden, da ging es mit der alten Freundschaft zu Ende. Als daher der kaiserliche Vicekanzler Held Deutschland durchzog, um gegen die Schmalkaldischen ein katholisches Gegenbündnis zustande zu bringen, wurde es ihm nicht schwer, Herzog Heinrich für seine Pläne zu gewinnen. Im Juni 1538 wurde zu Nürnberg zwischen dem Kaiser, dem König Ferdinand, dem Kurfürsten zu Mainz, den Herzögen von Bayern, dem Erzbischof von Salzburg und den beiden braunschweigischen Herzögen Erich dem Ältern und Heinrich dem Jüngern der Bund der Liga abgeschlossen, und Heinrich wurde zum Bundeshauptmann für Norddeutschland ernannt.

Niemand hat für die Interessen der Liga mit mehr Eifer, Rührigkeit und Thatkraft gewirkt als er. Die Freundschaft mit dem Landgrafen war erkaltet, ein finsterer und feindseliger Groll erregte die Gemüter, und es bedurfte nur eines Anlasses, um die übel verhaltene Leidenschaft in hellen Flammen emporlodern zu lassen.

Bei einer solchen Spannung der Gegensätze, einer solchen Anhäufung von Gärungsstoffen ist es sehr mißlich, die eine oder die andere Partei für den Ausbruch der Feindseligkeiten verantwortlich zu machen. An dem ernstlichen Willen die Gegner zu unterdrücken hat es auf keiner Seite gefehlt. Aber jeder Teil mühte sich ab, seine feindseligen Absichten hinter Beteuerungen der eigenen Friedensliebe und hinter Anklagen des Gegenparts zu verbergen.

Schon im Frühjahr 1538 hatten die Führer der Schmalkaldischen Einigung erkannt, wessen sie sich von seiten ihres Gegners zu versehen hätten. Denn als der Bund sich in Braunschweig zu einer glänzenden Tagsatzung versammelte, hatte der Herzog dem Landgrafen sowohl als dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen das freie Geleit für den Ritt durch sein Gebiet versagt, und als dann trotzdem der Landgraf mit starkem Gefolge an seiner Festung Wolfenbüttel vorbeiritt, hatte er auf den ehe-

maligen Kameraden die Geschütze lösen lassen[10]. Bald sollte es schlimmer kommen. Am letzten Tage desselben Jahres fiel dem Landgrafen unweit Kassel ein Sekretär des Herzogs in die Hände. Man fand bei ihm Briefe an den Kurfürsten von Mainz und an den Vicekanzler Held, die in Verbindung mit den Aussagen des Boten über die feindseligen Absichten der Liga hinreichenden Aufschluß gaben. „Der Landgraf schläft nicht viel", heißt es in einem Memorialzettel, „die Nacht kaum eine Stunde, hat keine Ruhe denn im Holze, wird toll werden, als dann den Sachen leichtlich zu raten; ist es bereits über die Hälfte." Und der Neujahrsbrief an den Kurfürsten schloß mit dem freundschaftlichen Wunsche: „Gott auf unserer Seite und der Teufel bei unserem Gegenteil, der hole sie! Ich wünsche Ew. Liebden ein glückseliges neues Jahr"[11].

Der Landgraf mochte wohl fürchten, daß die Wegnahme und Öffnung der Briefe eines Reichsfürsten, mit dem er nicht in förmlicher Fehde lebte, üble Verwicklungen und Ungelegenheiten zur Folge haben könnte. So meldete er denn sofort den Vorfall unter Beifügung von Abschriften der vorgefundenen Dokumente an seinen Schwiegervater Georg von Sachsen, den Vicekanzler Held, die Schwester des Kaisers Maria von Ungarn, die als Statthalterin der Niederlande in Brüssel weilte, den römischen König Ferdinand und eine Anzahl der angesehensten Reichsfürsten. Herzog Georg riet ihm, „seine Entschuldigung in einem öffentlichen Drucke, doch ohne irgend jemandes Verkleinerung, ausgehen zu lassen"[12]. Der Landgraf folgte dem Rate, Herzog Heinrich blieb die Antwort nicht schuldig, auch der Kurfürst von Sachsen wurde in den Kampf hineingezogen, und so entwickelte sich denn in immer steigender Schärfe zwischen den fürstlichen Gegnern ein Schriftenwechsel, in dem sie, was nur immer an Schmach und Schimpf sich auftreiben ließ, einander ins Angesicht schlenderten. An Stoff dazu fehlte es bei keiner der hadernden Parteien.

Das sittliche Leben stand zu jenen Zeiten im deutschen Volke auf einer sehr niedrigen Stufe. Spiel, Trunk und Unzucht machen sich bereit in Stadt und Land, bei Hoch und Niedrig, nicht zum wenigsten an den Fürstenhöfen. Nur zu begründet ist es, wenn der Abt zum Berge Petrus Ulner in der Leichpredigt

auf Heinrich den Jüngern klagt, „daß Fürsten und Herren oft ihrer Lust und dem Fleisch nachhängen und der Gottesfurcht vergessen, daß zu Hofe Sauferei, Unzucht und allerlei Ärgernisse ergehen, das fürwahr nicht sein sollte und billig zu strafen ist“ [13]. Die Konfession macht hierbei keinen Unterschied, und gerade bei den geistlichen Reichsfürsten wissen die zeitgenössischen Berichte nicht zum wenigsten von Trunksucht und Konkubinenwesen zu berichten.

Von den hadernden Fürsten war keiner weniger von der moralischen Verderbnis seiner Zeit berührt als der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. Es ist gewiß wahr, was Ranke sagt, daß dieser Fürst durch die sittlich strenge Haltung, die er beobachtete, vor allen Zeitgenossen sich auszeichnete, daß er seiner Gemahlin unverbrüchliche Treue gehalten, daß kein unzüchtiges Wort, keine Unwahrheit aus seinem Munde kam, daß auf jede seiner Zusagen man sich heilig verlassen konnte [14]. Daß er aber dem Trunke mehr als gut gehuldigt, haben selbst seine eifrigsten Freunde nicht in Abrede gestellt.

Viel schlimmer stand es mit dem Landgrafen, in dessen Natur in seltsamer Mischung christliche Frömmigkeit und weltliche Schlauheit, ein hoher Sinn und fleischliche Inkontinenz zusammenliegen. Die dissolute Lebensweise seiner Jünglingsjahre hat er auch als Mann nicht abzuschütteln vermocht, und sein Fleisch war allezeit mächtiger als die Mahnungen des Gewissens, an denen es ihm nicht gefehlt. Seine Doppelehe, zu der er Luther und Melanchthon eine Art von Genehmigung abzunötigen wußte, hat der guten Sache des Evangeliums und dem Ansehen der Reformatoren den schwersten Schlag versetzt.

Um dieselbe Zeit aber, als der geschmeidige und in sittlicher Hinsicht nicht fleckenlose Hofprediger Melander über der übel geplanten Verbindung des Landgrafen mit Margarethe von der Sale den kirchlichen Segen sprach [15], lüftete sich der Schleier, mit dem Herzog Heinrich seine Beziehungen zu Eva von Trott eine Reihe von Jahren hindurch umsichtig verdeckt hatte. Drei Kinder hatte ihm die schöne Hofdame seiner Gemahlin bereits heimlich geboren, als sie in Gandersheim zum Schein erkrankte, zum Schein starb und mit allen kirchlichen Ceremonien, mit Vi-

gilien und Totenmessen begraben ward. Seitdem hatte sie fast ein Jahrzehnt hindurch in stiller Verborgenheit auf dem Schloß Staufenburg bei Seesen gelebt, und eine fernere Reihe von Kindern war die Frucht dieses Verhältnisses, dem bei aller moralischen Verwerflichkeit immerhin ein gewisser romantischer Zug und ein seltenes Maß von aufrichtiger gegenseitiger Liebe und Zuneigung nicht abzusprechen ist[16].

Bei aller Nachsicht, mit der jene Zeit den Bruch ehelicher Treue, und das nicht bloß bei Fürsten, ertrug, ist es doch begreiflich, daß die ganze Art und Weise, mit der Heinrich dabei verfahren, daß namentlich die Frivolität, mit der er die Gebräuche der Kirche zum Deckmantel seiner Gelüste mißbraucht hatte, Unwillen bei Freund und Feind erregte. Manches andere kam dazu, das ferneren Anlaß zur Klage bot.

Des Herzogs Vater Heinrich der Ältere hatte in einer Primogeniturordnung die Unteilbarkeit des Fürstentums und die Erbfolge nach Art des salischen Gesetzes festgestellt, nicht zur Freude seines jüngern Sohnes Wilhelm, dem eine Teilung, wie sie früher so oft zum Schaden der Welfenlande geschehen, willkommener gewesen wäre. Als derselbe sich anschickte, seine Wünsche zu Thaten werden zu lassen, hatte Heinrich ihn in Haft gebracht und durch zwölfjährige Gefangenschaft 1535 gezwungen, sich, wenn auch widerstrebend, zur Anerkennung des Primogenitureceßes zu verstehen. Die Maßregel ist für das Herzogtum von den segensreichsten Folgen gewesen, aber man begreift, daß die harte Behandlung des Bruders den Unwillen gegen Heinrich zu mehren und selbst bei katholischen Fürsten ihm zu schaden imstande war.

Inzwischen war auch Goslar mit einer schweren Anschuldigung gegen ihren alten Feind hervorgetreten. Im Jahre 1530 hatte man auf dem Augsburger Reichstage versucht, die alten Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Herzoge in Güte beizulegen; aber die Verhandlungen waren erfolglos geblieben. Als dann der Abgesandte der Stadt Doktor Konrad Dellingshausen sich auf dem Heimwege befand, wurde er in der Nähe von Homburg von Leuten des Herzogs aufgegriffen, seiner Barschaft, seiner Briefschaften und des kaiserlichen Geleitsbriefes beraubt und nach mancherlei Kreuz- und Querzügen auf das feste Schloß Schö-

ningen gebracht. Dort war er nach etwa zwei Jahren unter der Hut von zwei herzoglichen „Kammerjungen“ gestorben, und das Gerücht wußte davon zu erzählen, daß bei dem Tode eine von dem Herzoge besoldete Hand nachhelfend im Spiel gewesen sei. Die Stadt brachte den Frevel bei den Kammergerichte zur Sprache und bewirkte, daß der Herzog im Sommer 1539 auf den 19. November desselben Jahres zur Verantwortung beschieden wurde. Die Ladung hatte keinen Erfolg, und die Städter rächten sich durch Veröffentlichung der gerichtlichen „Citation“. Der Herzog setzte es dann durch, daß die Städter, weil sie das benachbarte Kloster Georgenberg, von dem aus der Herzog sie zu befehden drohte, niedergerissen hatten, im Oktober 1540 von dem Reichskammergericht mit der Reichsacht belegt wurden. Die Acht wurde zwar auf Betrieb der schmalkaldischen Stände bereits im Januar 1541 suspendiert, aber nichtsdestoweniger setzte der Herzog seine Plackereien gegen die verhaßten Nachbarn unbekümmert fort.

Aufregender noch als alle diese Anschuldigungen wirkte eine Anklage allerschwerster Art. An verschiedenen Orten des protestantischen Gebietes hatten um jene Zeit Mordbrenner ihr Unwesen getrieben, und insbesondere war die Stadt Einbeck im Jahre 1540 durch einen entsetzlichen Brand in Asche gelegt. Die Evangelischen fürchteten, es sei auf ihre Vernichtung abgesehen, und es fehlte nicht an solchen, die den Verdacht aussprachen, der Papst und seine Helfershelfer hätten dabei die Hände im Spiele[17]. Einige der Verbrecher wurden eingefangen und sagten in einer mit ihnen angestellten „Urgicht“ aus, daß sie für ihre Schandthaten von Leuten des Herzogs gedungen seien und daß das ihnen ausgezahlte Geld höchst wahrscheinlich von Herzog Heinrich herstamme; auch fehlte es nicht an solchen, welche zu der Ermordung des Kurfürsten und des Landgrafen gewonnen sein wollten. Die auf der Folter ausgesagten Geständnisse der Mordgesellen dürften für einen Gerichtshof des 19. Jahrhunderts schwerlich die Kraft eines vollgültigen Beweises besitzen; aber jene Zeit hatte in dieser Hinsicht andere Anschauungen. Die Aussagen der gefolterten Verbrecher gelten den evangelischen Fürsten als ausreichend, um gegen ihren Standesgenossen die Anklage auf Anstiftung zu den ruchlosen Frevelthaten erheben zu können.

Alle die hier erwähnten sittlichen Mängel und Frevelthaten werden in den Klageschriften der hadernden Fürsten rücksichtslos und in der allerkrassesten Form vor die Öffentlichkeit gebracht. Die Phraseologie, deren sich die gekrönten Häupter gegen einander bedienen, ist für uns Kinder des 19. Jahrhunderts geradezu unglaublich[18], und Hase hat ganz recht, wenn er in seiner Kirchengeschichte sagt, es sei in diesem Schriftenwechsel alle Fürsten- und Menschenwürde verletzt worden. Die Sprache der schmalkaldischen Fürsten ist nicht ganz so grob wie die, welche in Heinrichs Schriften hervortritt; aber grob genug ist auch sie, und es wäre verkehrt, wolte man auf seiten des Kurfürsten und des Landgrafen ein feineres Anstandsgefühl voraussetzen. Der Grund ist allein der, daß der braunschweigische Kanzler Johann Stapler, der dem Herzoge die Schmähschriften verfaßte, sich besser auf das Schimpfen verstand als die hessischen und kursächsischen Räte[19]. Zum Beweise genügen wenige Proben.

In einem seiner Ausschreiben (Dienstag nach Omnium Sanctorum 1540) nennt der Herzog seinen ehemaligen Freund einen Narren, einen Fälscher und Lügner und vergleicht ihn wegen seiner Bigamie, und weil er angeblich die Wiedertäufer begünstige, mit Johann Bockold, dem Könige von Münster; den Kurfürsten schilt er einen Ketzer, Rebellen und Trunkenbold und nennt ihn wegen seiner unschönen Körperfülle ein Monstrum, einen Aesopus corpore et non ingenio. Daß der Kurfürst hinter dem Gegner nicht zurückbleiben wollte, zeigt schon der Titel seiner Gegenschrift (Montag nach Judica, 4. April 1541): „Des Durchlauchtigsten ꝛc. Johans Friedrichen ꝛc. wahrhaftige ꝛc. Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeiten, verfluchten Ehrenschänders, bösthätigen Barrabas, auch . . . Holofernes von Braunschweig, so sich Heinrich der Jüngere nennet, unverschämt, kalphurnisch Schand- und Lügenbuch u. s. w.“ Das Buch selbst bietet dann noch Ehrentitel, von denen Gotteslästerer, heilloser Mann, Fürstenschänder, Gardenbruder, Satanas, Diabolus incarnatus noch nicht die kräftigsten sind. Trotzdem brachte es der Kanzler des Herzogs dahin, die kurfürstlichen Schmähungen noch zu überbieten. Am 31. Mai 1541 erschien eine Quadruplik des Herzogs wider „des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen

Kirchenräubers und vermaledeiten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani ꝛc. von Sachsen ꝛc. erdichtet, erlogen und unverschämt Lästerbuch u. s. w." Die ganze fast zwanzig Bogen umfassende Schrift des Herzogs strotzt von den ehrenrührigsten Ausdrücken, nicht eine einzige Seite ist davon frei. Man wird schier schwindlich, wenn man liest, wie der „heillose, lügenhaftige, weinsüchtige, trunkene, ehr- und schandlose Hans von Sachsen" samt seinem „Münsterischen Bruder, eidvergessenen Erzketzer und Apostata" Philipp von Hessen, wie der „ungewaschene, grobe, unerfahrene und ungelehrte Bengel von Sachsen", der „Erzschelm", der „aufgeblasene Nabal", das „ungeschickte Eseltier", der „Bauernschelm und Knüttelbösewicht", der „Gottes- und Menschenschänder", das „Tier mit den langen, ragenden Ohren", der „verlogene, scheußliche, faule Thersites, Cyclops und Polyphemus", der „verzweifelte Erzbube, Lügner und Ketzer", der kirchenräuberische „Antiochus, die Wurzel aller Sünde", der „volle, trunkene Maulwolf", der „Trunkenbolz, der sich mit Köchen und Küchenbuben vollzutrinken pflegt und sich mit Wein und Bier nicht anders als ein Schwein im Kot besudelt", das „unförmliche Monstrum oder Wundertier der Natur" mit seiner „scheußlichen ungeschickten Figur und Ungestalt" — wie der wegen seiner letzten Schrift, dem „ausgeschmeißten Teufelsdreck", und wegen seiner „vielen fetten und gemästeten Lügen" von seinem fürstlichen Gegner öffentlich mitgenommen wird.

2.
Der Reichstag zu Regensburg. 1541.

Die mitgeteilten Proben genügen, um einen Begriff davon zu bekommen, was im 16. Jahrhundert selbst gekrönte Häupter einander zu bieten und sich bieten zu lassen vermochten. Fast will es scheinen, als wäre über der Gewohnheit, grobe und unflätige Reden zu hören und zu führen, selbst den höchsten Kreisen zu jener Zeit das Gefühl für Anstand und gute Sitte abhanden gekommen; denn nur so erklärt es sich, daß der unwürdige Ton, der diesen merkwürdigen diplomatischen Schriftenwechsel durchzieht, von den Standesgenossen allem Anscheine nach ohne merkliche Zeichen einer sittlichen Entrüstung aufgenommen worden ist. Nur von dem Könige von Dänemark ist es bekannt, daß er die Zwietracht und Uneinigkeit der Fürsten „ganz ungern" vernommen[20].

So ist denn allerdings ein guter Teil von den fürstlichen Injurien und Schmähungen auf die Rechnung des Zeitgeistes zu setzen, der es nicht liebte die Worte zu wägen, und der durch keine Prüderie sich abhalten ließ, die Dinge bei dem rechten Namen zu nennen. Trotzdem aber bleibt in diesem Schriftenwechsel ein Rest von Grobheit, der selbst in jenem groben Jahrhundert Aufsehen erregt, bleibt eine sittliche Rohheit, die ohne ein Gefühl des Ekels, ja die selbst mit einer Art von Behagen in dem Schmutze des Gegners umherwühlt und dabei ganz vergißt, daß es vor der eigenen Thür reichlich zu kehren giebt.

Auf den Inhalt der fürstlichen Schmähschriften näher ein-

zugehen, liegt dem Zwecke dieser Blätter fern. Außer den bereits angedeuteten Anschuldigungen werden darin alle möglichen, zum Teil schon längst veralteten Rechtshändel und Streitigkeiten herangezogen, selbst die Frage wird weitläufig erörtert, ob das sächsische oder das braunschweigische Fürstenhaus das vornehmere sei. Den Grund oder Ungrund aller dieser sich kreuzenden Ansprüche und Anklagen zu prüfen, hat für uns wenig Interesse. Wichtiger ist es den Eindruck zu beobachten, den der Streit der Fürsten in weiten Kreisen des Volkes hervorgerufen hat.

Bei der straffen Spannung der Gegensätze, welche schon seit Jahren der Kampf um die wichtigsten kirchlichen, politischen und sozialen Interessen im deutschen Reiche wach erhalten hatte, konnte es nicht anders kommen, als daß der Schriftenwechsel der Führer der feindlichen Parteien die leidenschaftliche Erregung der Gemüter bis aufs äußerste steigerte. Der Ausfluß und Ausdruck der erbitterten Stimmung ist ein Schwarm von Flugschriften, von denen die Sorgsamkeit der Bibliothekare, oft auch ein glücklicher Zufall eine gute Anzahl der Nachwelt erhalten hat. Von manchen existiert nur noch ein einziges Exemplar. Wie viele von diesen flüchtigen Kindern der Tagesstimmung der Ungunst der Zeiten zum Opfer gefallen sind, läßt sich nicht bestimmen[21].

Aus dem Lager des Herzogs sind nur wenige Flugblätter auf unsere Zeit gekommen. Desto größer ist die Zahl von denjenigen Schriften, die der Leidenschaft der Evangelischen ihren Ursprung verdanken. Ohne Zweifel ist ein guter Teil dieser bald in Prosa, bald in Versen abgefaßten Pamphlete — selbst an lateinischen Spottgedichten fehlt es nicht[22] — auf Bestellung der streitenden Fürsten angefertigt, und besonders hat es die Umgebung des Landgrafen nicht an Versuchen fehlen lassen, den Herzog im Urteil der Zeitgenossen moralisch zu vernichten. Es wäre aber ein Irrtum, wenn man in allen diesen Schriften die Erzeugnisse eines käuflichen Litteratentums erblicken wollte. Viele von ihnen sind ohne jede offizielle oder offiziöse Beeinflussung entstanden und kennzeichnen, ähnlich wie jetzt die Zeitungen, die Tagesstimmung der Parteien. Zudem sind die wiederholten Auflagen, die Übersetzungen aus dem niederdeutschen Dialekt in das Hochdeutsche und umgekehrt ein unwiderlegliches Zeugnis, daß ihr

kecker Ton, ihre scharfe Satire, ihr ungezügelter Freimut in weiten Kreisen lebhaften Beifall gefunden hat.

Das älteste der uns erhaltenen Pamphlete ist der „Wolfenbüttelsche Reim", der schon gegen Ende der dreißiger Jahre entstanden sein mag[23]. Er kennzeichnet die stolze Verachtung, mit welcher der Herzog und seine Umgebung auf die mit ihm verfeindeten Nachbarstädte blickte. Der Reim lautet:

De van Goslar klagen,
De van Brunswick tagen,
De van Hildesheim jagen,
De van Gotting wollen nicht ins Feld,
De van Einbeck haben kein Geld,
De van Hannover seind zu licht,
De van Magdeborch thuns nicht.

Die Gegner wußten den Angriff durch folgendes „Contrarium"[23] zu parieren:

De van Goslar klagen:
Herzog Hinrich kann nichts dawider sagen.
De van Brunswick tagen:
Herzog Hinrich kanns nicht ertragen.
De van Hildesheim jagen:
Herzog Hinrich darfs mit ihnen nicht wagen.
De van Gotting wollen nicht ins Feld:
Herzog Hinrich weder Siegelbrief noch Glauben hält.
De van Einbeck haben kein Geld:
Es hat Herzog Hinrich auch oft gefehlt.
De van Hannover seind zu licht:
Herzog Hinrich thut dem Kaiser unrechten und falschen Bericht.
De van Magdeborch thuns nicht:
Wenn Herzog Hinrich den Hals bricht.

Außer diesem Contrarium ist noch eine andere Antwort auf den Wolfenbüttelschen Reim auf unsere Zeit gekommen: „Auf den Wolfenbüttelschen Reim ein Contrareim"[23]. Man erkennt daraus die Stimmung, welche seine Plackereien und hinterlistigen Überfälle hervorgerufen hatte. Es heißt darin:

Herzog Hinrich pucht und prahlt
Mit Fluchen, daß es weit schallt, . . .
Auch Kurren, Murren und Drauen,
Und darf (wagt) doch niemand hauen,
Wie die feigen Herzen zu thun pflegen,

So nur die Zungen flugs regen;
Mit Meucheln, Morden und Erstechen
Kann er und sein Gleich sich meisterlich rächen ...
Ein großer, kühner Held,
Ist Herzog Hinrich in seinem Zelt,
In der Not auf dem Felde ganz verzagt,
Der auf Erden niemand behagt,
Er fleucht eher, denn man ihn jagt,
Er darf's (wagt's) auch nimmermehr wagen,
Er fürcht sich im Felde werden geschlagen.

Es muß auffallen, daß hier dem tapfern Fürsten, der so oft in heißer Feldschlacht standgehalten, der Vorwurf elender Feigheit gemacht wird. Seine Kriegsknechte nannten ihn „den Kinderfresser, den grauen, reißenden Wolf“ [24], und ein Lied aus dem Jahre 1553 singt gewiß nicht ohne Grund von ihm:

Er hat wohl noch ein Herz im Leib,
Gott hilft ihm allzeit fechten [25].

So könnte man denn versucht sein, diesen Vorwurf als eine grundlose Verleumdung anzusehen. Aber er kehrt zu oft und in zu unverdächtiger Weise wieder, als daß er ganz aus der Luft gegriffen sein könnte. Und in der That lag etwas im Charakter des Fürsten, das seinen Gegnern Anlaß zu diesem Spott zu geben imstande war. Mit einer nicht geringen persönlichen Tapferkeit war bei ihm ein hohes Maß von kluger Berechnung gepaart; nutzlos und ohne Aussicht auf Erfolg sein Leben zu wagen, war nicht seine Sache. Als in der Hildesheimschen Fehde auf der Soltauer Haide für ihn und die Seinen keine Hoffnung auf Sieg mehr war, hatte sein ritterlicher Oheim Erich ihm zugerufen: „Vetter, reit! Meine gelben Sporen wollen nicht leiden, daß ich reite“ [26]. Und der Neffe hatte in der That „gebruket siner scharpen Sporen“ [27]. Auch auf der Rückfahrt aus Italien hatte er im Sommer 1528, als gegen die aufgewiegelte Bevölkerung Gewalt nichts frommen konnte, die Fürstentracht mit dem Wams eines Knechtes vertauscht und war so glücklich in die Heimat zurückgekehrt [28]. Als er endlich im Jahre 1540 einmal sich in seiner Herberge in dem Städtchen Kalau nicht sicher wähnte, war er bei Nacht und Nebel auf und davon geritten. Man be-

greift es, daß man da spöttisch sagte: „Der kühne Fersenritter ergriff das Hasenpanier gar bald“ [29]. Denn dem Volke imponiert allezeit tollkühnes Wagen, und nichts ist mehr in alter und neuer Zeit von den Sängern gepriesen worden als ein fröhlicher Reitertod. Den meisten Leuten will es schwer in den Sinn, daß Vorsicht und Mannesmut sich nicht ausschließen, und daß Heldensinn und Bedachtsamkeit recht wohl bei einander sein können.

Die bislang mitgeteilten Spottreime gehen über eine neckende Plänkelei im Grunde nicht weit hinaus; bald aber nahm der Kampf mit der Verschärfung der Parteigegensätze einen ernsteren und erbitterteren Charakter an. Noch im Jahre 1539 hatte Doktor Konrad Braun, ein Mitglied des Reichskammergerichts, in einem anonym herausgegebenen Dialoge zu der Vernichtung der Ketzerei aufgefordert [30], und am 25. Oktober 1540 hatte, wie bereits bemerkt, der nur mit römisch gesinnten Räten besetzte Gerichtshof über Goslar die Acht ausgesprochen. Die Evangelischen erblickten in dem Spruch eine schreiende Ungerechtigkeit, einen Ausfluß religiösen Parteihasses. Der Superintendent Nicolaus von Amsdorf zu Magdeburg eilte der bedrängten Stadt mit seiner poetischen Ader zu Hülfe. Zwölf Jahre vorher hatte der eifrige Lutherfreund den Bürgern die Segnungen des Evangeliums gebracht; jetzt verteidigte er sie gegen ihre Widersacher in dem „Gedicht, worin angezeigt wird, wie fromm Herzog Heinrich von Braunschweig und wie böse die Lutherischen sein“ [31]. Zur Charakteristik des Gedichtes mögen einige Verse daraus hier Platz finden. Von dem Herzoge heißt es:

Wider diesen untreuen Mann
Goslar kein Recht erlangen kann
Aus keiner andern Sachen nit,
Denn daß sie sind lutherisch mit;
Denn die lutherischen Knaben
Müssen allzeit unrecht haben,
Wenn sie auch gleich gehorsam sein
Gott dem Herrn und ihrem Kaiser fein.
Allezeit müssen haben recht
Papst, Mönch, Pfaffen und ihre Knecht;
Wenn sie gleich wider Gott leben,
Auch wider des Kaisers Gesetz streben,

So ist's ihnen alles vergeben,
Wenn sie nur den Papst erheben,
Wider den Luther heftig reden,
Uber Gott und sein Wort schweben.

Am Schlusse wird dann der Herzog mit folgenden Versen charakterisiert:

Neue Tücke brauch ich,
Nichts Ehrlichs handel ich,
Darum alle Evangelischen wider mich,
Ein Schelm und Böswicht bleib ich.

Derartige kurze Charakteristiken fanden weite Verbreitung. Man las sie wohl in den Herbergen an den Wänden, wo ein schreibkundiger Gefolgsmann sie angeschrieben hatte, sich und den Seinen zur Lust, den Feinden zum Verdruß. Es ist ganz glaublich, wenn Herzog Heinrich sich darüber beschwert[32], ihm sei auf seiner Reise der Schelmenreim vor die Augen gemalt:

Meine Bundesverwandten schatz ich,
Sie müssen prächtig erhalten mich,
Alle Gerechten wider mich,
Ein weidlicher Esel bleib ich.

Natürlich verfehlten dann die Leute des eigenen Gefolges nicht, einen noch derberen Spottvers darunter zu setzen, gerade wie vor 17 Jahren, als in den annektierten Ländern der wechselseitige Patriotismus sich darin gefiel, an allen nur möglichen Wänden in kräftigen Versen sich Luft zu machen.

Amsdorfs Gedicht blieb nicht unbeantwortet. Es erschien ein „Contrarium wider ein erlogen Schandgedicht, welches neulich im Druck wider Herzog Heinrich zu Braunschweig und die römisch-katholische Kirche ausgegossen ist“[33]. Es ist interessant daraus zu ersehen, wie sehr man auch im herzoglichen Lager der groben Rede mächtig war. Schon der Anfang läßt Ton und Tendenz erkennen:

Es hat ein ehrloser Böswicht
Lassen ausgehen ein Schandgedicht
Im Druck, erlogen, erstunken Ding,
Der Wahrheit ist er viel zu ring,
Wider den teuren Fürsten gut,
Herzog Heinrichen, das edel Blut.

Natürlich ist hiernach den Goslarschen, den „Ächtern", nicht mehr als recht geschehen, und Herzog Heinrich ist das Opfer böswilligster Verleumdung, die der „Bube und Erzböswicht" Landgraf Philipp ins Werk gesetzt hat. Was dem Herzog vorgeworfen wird von der Mißhandlung Goslars, von der Niederwerfung des Doktors Dellingshausen, desgleichen von der begrabenen Braut, das ist alles

Erlogen, erdichtete Unwahrheit,
Welches ihm, hoff ich, soll werden leid.

Denn Herzog Heinrich kann sich gegen alle diese Vorwürfe verteidigen,

Mit Recht und reinem Gewissen gut,
Ob es schon des Teufels Spitzhut,
Lipsen von Hessen, thäte Zorn.
Nichts denn Tugend der hochgeborn
Herzog Heinrich ihm hat erwählt,
Der edle, teure Fürst und Held . . . .
Und was er von dem Böswicht redt,
Das darf er mannlich auf der Stätt
Mit kühner Faust ihm machen wahr
Auf seinen Kopf, auch Haut und Haar.

Diesem Muster von Mannestugend steht der Landgraf gegenüber

Als wie ein ehrloser Bösewicht,
Der selbst sein Eid und Gelübde bricht
Dem Kaiser und dem ganzen Reich.

Ein Ketzer sei er geworden und dulde die Wiedertäufer in seinem Lande. Mit behaglicher Breite und mit nicht wiederzugebender Offenheit werden ihn dann seine zahlreichen Sünden gegen das sechste Gebot sowie seine zweite Ehe mit Margarethe von der Sale vorgehalten. Er sinne auf Empörung und Aufruhr und gehe damit um, fliegen zu lassen

Die Bundschuhfähnlein mit dem Pflug,
Die da sein gemacht ohn allen Fug
Aus aufrührerischem Herz und Mut,
Zu stürzen viel unschuldig Blut!
Ein König von Münster steckt in dir.
Wenn es nicht geht nach deiner Begier
Auf diesem Reichstag dermaßen,
So wirst den Schwarm du fliegen lassen.

Darum sei es für Kaiserliche Majestät hohe Zeit, nach dem Rat, den Kunz Braun gegeben,

All Schismata und Ketzerei
Mit ihrer großen Schelmerei
Zu tilgen und auszureuten.

Den Schluß des herzoglichen Contrariums bildet eine wenig schmeichelhafte Charakteristik des Landgrafen:

Ein Schelm in der Haut bin ich
Und ein großer Erzböswicht,
Darum Gott und alle Christen wider mich,
Ein Eheschänder, Ketzer und Aufrührer bleib ich.

Als das Contrarium auf Amsdorfs Gedicht in die Öffentlichkeit trat, hatten sich die deutschen Fürsten bereits zu Regensburg um den Kaiser zum Reichstag versammelt. Derselbe war schon auf den Epiphanientag (6. Januar) 1541 zusammenberufen, aber der gute alte Reichsschlendrian schob die Eröffnung hinaus. Der Kaiser war am 23. Februar in die Donaustadt eingeritten; aber die Fürsten kamen so langsam, daß die Versammlung erst am 5. April ihren Anfang nehmen konnte[34]. In Regensburg sollten alle die Händel und Irrungen, welche zwischen Heinrich und den schmalkaldischen Fürsten und Städten sich aufgesammelt hatten, verhandelt und verglichen werden. Da kam es für die Parteien darauf an, Kaiser und Stände für sich günstig zu stimmen, dem Gegner die Gemüter zu entfremden. Zu diesem Zweck schienen die offiziellen Beschwerden und Klageschriften nicht ausreichend zu sein. Ihre Wirkung vorzubereiten und zu verstärken, wurde von beiden Seiten eine Anzahl von kecken Flugschriften unter das Publikum geworfen.

Schon im Februar erschien eine nur wenige Blätter umfassende Schrift: „Evangelische, brüderliche, getreue Unterrichtung, durch Meister Justinum Warsager, Nachrichter zu Warheitsbrun, in einem Sendbriefe an den Landgrafen von Hessen beschehen“[35]. Es lag klar zu Tage, daß der hinter dem pseudonymen Henker von Warheitsbrun verborgene Verfasser des Pamphlets nirgend anders als am Hofe zu Wolfenbüttel zu suchen sei. Zunächst macht derselbe es dem Landgrafen zum Vorwurf, daß er einen in Ungnade gefallenen Beamten des Herzogs, den „Erzlügner, Erz-

fälscher, viertelmäßigen (d. h. des Vierteilens würdigen), treulosen, verzweifelten, meineidigen, verräterischen Schalk und Bösewicht" Hans Koch bei sich aufgenommen und demselben sogar gestattet habe, seinen früheren Gebieter in einem Schand- und Lästerbuche anzugreifen. Daraus sei zu ermessen, daß der Landgraf sonderliches Gefallen trage, mit Lügnern, verlognen, losen Leuten, Schälken, Buben, Verrätern und meineidigen Bösewichtern umzugehen. Er dürfe sich deshalb nicht wundern, wenn er dem schlechten Gesindel gleich geachtet werde. Auch in anderer Hinsicht sei der Landgraf mit unchristlichen, unfürstlichen, ketzerischen Lastern beschrieen und befleckt. Gegen die Vorschrift der Bibel habe er ein zweites Weib genommen. Ohne Zweifel stecke der Teufel in dem Landgrafen, und nach Art des Königs von Münster wolle er so viel Weiber nehmen, als ihm gelüste. Ferner begünstige er die Wiedertäufer in seinem Lande, und alle Welt spreche davon, daß er mit Aufruhr umgehe und die Bauern zu einem Aufstande nach Art des Bundschuh reizen wolle. „Solches alles", so schließt das Pamphlet, „habe ich E. F. Gn., wiewohl ich ein armer Sünder und Nachrichter bin, dennoch als E. F. Gn. Nebenchristenmensch aus brüderlicher Liebe nicht wollen unvermeldet lassen."

Die Herausforderung war zu scharf, als daß sie hätte unbeantwortet bleiben können. Aus der Umgebung des so schwer beschuldigten Landgrafen trat um die Mitte des Monats April ein Schriftchen ans Licht, das den Titel führt: „Expostulation und Strafschrift Satanae, des Fürsten dieser Welt, mit Herzog Heinzen von Braunschweig, seinem geschworenen Diener und lieben Getreuen, daß er sich unbilliger Weise in der Person eines Diebhenkers wider den Landgrafen, nicht ohne merklichen Nachteil seines Reichs, mit ungeschicktem Lügen eingelassen habe"[36]. Satanas, „Verweser der ewigen Finsternis", bezeugt dem Herzog Heinz zunächst seine Anerkennung dafür, daß derselbe durch die evangelische Unterrichtung des Meisters Justinus zu Warheitsbrun sich als sein treuer Diener bewiesen habe. Er habe es aber mit seinem unerhörten Schelten und Schmähen sehr ungeschickt angefangen und der guten Sache geschadet, weil so die heimlichen Pläne Satans an den Tag gekommen seien. Im Dienste des Teufels müsse „man nicht gar zu frech sein und nicht sofort zum

Blutvergießen eilen", sonst würde man den großen Haufen gänzlich abschrecken, sondern man müsse es machen wie die verstockten papistischen Geistlichen, die der Sache Satans „mit hübscher und gleißender Heiligkeit eine Gestalt gegeben und also alle Welt an sich gebracht" hätten. So pflege ja auch Satan selbst, wenn er mit Lügen und Trügen die Welt an sich ziehen wolle, sich in einen Engel des Lichts zu verwandeln. Wer wollte ihm sonst glauben? Lügen und trügen verstände Herzog Heinz ja wohl recht gut, aber die Kunst, „fein fisierlich und kunstreich zu lügen", mangele ihm ebenso wie seinen Skribenten. — Sehr zu tadeln sei es, daß er seine Schrift unter dem Namen eines Nachrichters und Diebhenkers habe ausgehen lassen. Nun würden die Widersacher ihn hinfort als Henker ausschreien, der schändlicher Weise den Doktor Dellingshausen und viele andere umgebracht habe. — Sehr thöricht sei es auch, daß er seinen früheren Diener Hans Koch, der alle seine Heimlichkeiten wisse, mit so groben Schmähworten, Drohungen und Verleumdungen angefahren habe, zumal derselbe sich zur Verantwortung vor Gericht erboten habe. „Siehe, also legest du uns hie ein Schand ein, der man wohl hätte müßig gehen können. Können dir aber gleichwohl alles, weil es aus einem rechten Blutdurst geschieht, wohl zu gut halten, allein daß wir zusehen, daß wir unsere Sache mit so unzeitigem Lügen nicht selbst verderben." — Ganz besonders tadelt Satanas seinen getreuen Heinz wegen der auf den Landgrafen gehäuften Anklagen. Die Sache mit dem andern Weibe wäre besser gar nicht angeregt. Es gehe wohl darüber ein Gerücht und Geschrei, aber man könne noch nicht entscheiden, ob es wahr oder unwahr sei. Überdies werde die Bigamie, wenn sie allgemein eingeführt werde, dem Reiche Satans merklichen Abbruch thun; denn dann würde der Ehebrecherei und noch viel schlimmeren Dingen, deren weit herrschende Verbreitung ja dem Teufel sehr angenehm sei, Einhalt gethan. Und dann sei es auch ein großer Irrtum, wenn er meine, die Bigamie lasse sich nicht rechtfertigen. Im Alten Testamente sei sie erlaubt und üblich gewesen, und wenn zur Zeit der Apostel der Brauch, ein Kebsweib zu haben, nicht gewesen sei, warum verböte denn der Apostel, daß ein Bischof mehr denn eine Frau haben solle? Zudem habe der Kaiser

Valentinianus II. die Doppelehe ausdrücklich erlaubt und sei seiner eigenen Bigamie halber nie von den Gelehrten jener Zeit angegriffen worden. Weil aber Heinz diese Sache in Anregung gebracht habe, könne er sich nicht wundern, wenn nun auch „der arme Geist zur Staufenburg" herhalten müsse. Er solle aber, wenn er danach gefragt werde, nach der Regel verfahren: Si fecisti, nega, und den Lügen eine glaubliche Gestalt geben, damit die Sache unvermerkt bleibe; sonst werde er dermaleinst den Teufel und sich selbst zu Schanden machen. — Nicht minder thöricht sei es auch, daß Heinz dem Landgrafen Begünstigung der Wiedertäufer vorwerfe und ihm die Absicht zuschreibe, den Bundschuh zu erneuern und Aufruhr zu erregen. Die Lügen seien zu grob und ungeschickt, als daß sie Glauben finden würden, und die Gegner würden ihm nun selbst Aufruhr nachweisen. Durch seine Ungeschicklichkeit seien nun aber leider die teuflischen Pläne der Liga bekannt geworden. „Wie wollten wir", so heißt es am Schluß, „eine herrliche Zeche im Blut der Lutherischen gehalten haben!.. Wir würden längst in der Widersacher Blut bis an die Enkel gegangen sein und gut Geschirr gemacht haben."

Der Verfasser der Expostulation ist Johann Lening, Pfarrer des hessischen Städtchens Melsungen, eine in sittlicher Hinsicht wenig achtbare Persönlichkeit. Ohne Zweifel ist die Expostulation mit großem Geschick abgefaßt; was ihr aber fehlt, ist der sittliche Ernst. Ihr hauptsächlichster Zweck ist es, den übeln Ehehandel des Landgrafen in ein leidlich günstiges Licht zu stellen und den schweren Schlag, den Justinus Warsager gegen ihn geführt, so gut als möglich zu parieren. Luther war mit dem Buche sehr unzufrieden. Er hatte gehofft, die Bigamie sollte verborgen bleiben. Jetzt muß er nun sehen, wie man sogar eine Rechtfertigung derselben versucht, wenn man auch vorläufig noch die Thatsache in Abrede stellt. Man darf sich nicht wundern, wenn er unwillig wird gegen den „Windbeutel von Melsungen, der eher Flammen als seine Worte im Munde behalten könne"[37].

Wenige Tage vor dem Erscheinen der Expostulation war Luther selbst mit einer Streitschrift gegen Herzog Heinz auf den Kampfplatz getreten. Die Persönlichkeit des Verfassers, die wegen

des Pamphlets gegen ihn gerichteten Angriffe machen es zur Pflicht, dasselbe etwas eingehender zu besprechen.

Lange Zeit hatte Luther dem Federkriege der Fürsten schweigend zugesehen und nur gelegentlich seinem Unwillen in vertraulichen Äußerungen Luft gemacht. In dem Briefwechsel der Wittenberger Theologen wurde der Herzog gewöhnlich Mezentius genannt nach dem gottlosen Tyrannen von Cäre, von dem Virgil zu erzählen weiß[38]. An der Wahrheit der gegen denselben vorgebrachten Anschuldigungen zweifelte Luther ebensowenig wie Melanchthon[39], und namentlich waren es die Nachrichten von den Mordbrennereien, welche beide mit der tiefsten Entrüstung erfüllten.

Den Anlaß zum offenen Ausbruch des lange verhaltenen Grolls gab eine Streitschrift des Herzogs, die den Kurfürsten mit Schmähungen überschüttete, und worin sich die Bemerkung fand, Herzog Heinrich „habe dem von Sachsen, welchen Luther, sein lieber Andächtiger, Hans Worst nenne, zu seinen Schriften keinen Anlaß gegeben“[40]. Luthers Antwort auf diese Herausforderung ist das Büchlein „Wider Hans Worst“[41]. Er schrieb es, wie er selbst sagt, in der Absicht, „nicht daß es dem Herzoge gefallen solle noch den Papisten, sondern daß fromme Leute ihre Lügen und unsere Wahrheit mögen sehen, und sie auch, so sie wollen“[42]. Schon in der ersten Hälfte des Februar 1541 war Luther mit dem Pamphlet beschäftigt, am 24. März war es vollendet, in den ersten Tagen des April wurde es bereits in Regensburg mit großem Eifer gelesen[43].

„Es hat der von Braunschweig zu Wolfenbüttel“, so beginnt das Büchlein, „jetzt abermals eine Lästerschrift lassen ausgehen, darin er an meines Gnädigsten Herrn, des Kurfürsten zu Sachsen, Ehre seinen Grind und Gnatz zu reiben fürgenommen, auch mich zweimal angetastet und gelockt, erstlich, da er schreibt, ich habe meinen Gnädigsten Herrn Hans Worst genennet, darnach die ganze Hauptsache des Glaubens angreift, der ich mich muß bekennen der fürnehmsten Lehrer einen zu dieser Zeit. Da flucht, lästert, plärret, zerret, schreiet und speiet er also, daß, wenn solche Worte mündlich von ihm gehöret würden, so würde jedermann mit Ketten und Stangen herzulaufen als zu einem, der mit

einer Legion Teufel wie der im Evangelio besessen wäre, daß man ihn binden und fangen müßte. Wiewohl ich aber den unflätigen Mann nicht wert achte, daß ich ihm einen Buchstaben antworten wollte, dennoch, weil ers nicht allein ist, will ich den Unsern etwas zu reden geben".

Solche Schmähbücher wie das, welches Heinz von Wolfenbüttel veröffentlicht habe, seien leichtlich mit dem einen Worte zu beantworten: „Teufel, du lügst," wie denn der hochmütige Bettler Doktor Luther in seinem Liedlein stölzlich und verdrießlich singe: „Ein Wörtlein kann ihn fällen".

So stehe es zunächst mit dem Ausdruck „Hans Worst", womit Herzog Heinz an ihm wolle Ritter werden. Er gebe zu, daß er „wider die groben Tölpel, so klug sein wollen, jedoch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun", das Wort Hans Worst oft gebraucht habe, sonderlich und allermeist in der Predigt; aber er wisse sich nicht zu erinnern, daß er jemals eine bestimmte Person, sei es Feind oder Freund, damit gemeint habe. Wäre er sich dessen bewußt, so würde er es frei bekennen und verteidigen. Jetzt aber sage er offen, der Teufel und sein Heinz seien wegen ihrer Lügen „die rechten Hans Worste, Tölpel, Knebel und Rülze", seien „verzweifelte, ehrlose, verlogene Bösewichter".

Nachdem sich Luther so auf wenigen Seiten gegen den ihm persönlich gemachten Vorwurf verteidigt, wendet er sich zu den Angriffen, die der Herzog in seiner Schrift gegen den Kurfürsten gerichtet habe, indem er ihn als Ketzer, Aufrührer, Monstrum, Nabal gelästert.

Besonders empört es ihn, daß der Kurfürst und mit ihm alle Evangelischen Ketzer genannt sind, und so nimmt er denn, „um die Zeit nicht mit des Heinzen Teufelsdreck zu verbringen", Anlaß, in längerer Darlegung nachzuweisen, daß den Evangelischen mit Unrecht der Vorwurf der Ketzerei gemacht werde. Vielmehr seien die Evangelischen die rechte alte Kirche, während die Papisten eine neue Kirche aufgerichtet hätten. Denn auf seiten der Evangelischen sei die rechte alte Taufe, das Abendmahl, wie es Christus selbst eingesetzt, der rechte Gebrauch des Amts der Schlüssel, das reine Predigtamt und Gotteswort ohne Zusatz neuer und menschlicher Lehre, das alte apostolische Glaubensbekenntnis,

das alte Vaterunser, der Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, die Achtung vor dem Ehestande als einer göttlichen, gesegneten und Gott wohlgefälligen Ordnung, das Leiden um des Evangeliums willen, wie es in der alten Kirche vorhanden gewesen, und schließlich finde sich bei ihnen auch unter Verzicht auf Selbstrache die Fürbitte für die Verfolger.

Dagegen seien die Papisten von der alten Kirche abgewichen und hätten Menschenlehre neben Gottes Wort gestellt. In zwölf Punkten wird ihnen der Abfall von der alten Kirche nachgewiesen. Sie lehrten, die Taufgnade werde durch nachfolgende Sünde verloren, und dann müsse der Mensch durch eigene Gerechtigkeit Genugthuung schaffen. Sie hätten ferner den Ablaß eingeführt, das Weihwasser, die Wallfahrten, die Brüderschaften, hätten das Sakrament des Altars verunstaltet, hätten der Kirche, die doch nur ein geistliches Haupt haben könne, nämlich Christus, in dem allerheiligsten Papste ein leibliches Haupt gegeben, hätten den Ehestand gelästert und als unrein und untüchtig zum Dienste Gottes verurteilt u. s. w. Darum habe die päpstliche Kirche aufgehört, die reine Braut Christi zu sein, und sei zur Buhlerin des Teufels geworden.

Ebensowenig aber wie der Vorwurf der Ketzerei sei dem Kurfürsten und den Evangelischen gegenüber die Anklage des Aufruhrs begründet. Denn was dem Kaiser gebühre, gäben sie ihm; aber das sei ein falscher Gehorsam, wenn man Gott das Seine nehmen und dem Kaiser auch das leisten wolle, was wider Gott und das Gewissen sei.

Daß bei den Evangelischen sich noch viele grobe Sünden finden ließen, giebt Luther zu. „Ich muß leider bekennen", sagt er, „ob wir wohl die reine Lehre des göttlichen Worts und eine feine, reine, heilige Kirche haben, so sind wir doch nicht besser denn Jerusalem, die heilige Gottesstadt, darin so viel böser Leute mitunter waren, doch allezeit das Wort Gottes durch die Propheten rein erhalten ward. Also ist bei uns auch Fleisch und Blut, ja der Teufel unter Hiobs Kindern, der Bauer ist wild, der Bürger geizet, der Adel kratzt; wir schreien und schelten, getrost durchs Wort Gottes, und wehren, was und so viel wir können — gottlob! nicht ohne Frucht". Von den Heinzen aber

will er keinen Tadel dulden, sie seien denn zuvor frömmer denn die Evangelischen. Sie sollten nur erst den Balken aus ihren eigenen Augen ziehen. Unwahr sei es auch, wenn gesagt werde, den sogenannten „Lutherischen Lärmen" habe vor Jahren Kurfürst Friedrich aus Gehässigkeit gegen den Erzbischof Albrecht von Mainz erregt. Die eigentlichen Urheber der Bewegung seien der Erzbischof von Mainz mit seinem Tetzel und der heiligste Vater Leo mit seinem unzeitigen Bann gewesen.

Wenn ferner Heinz den Kurfürsten einen Trunkenbolt nenne, so müsse er dagegen auftreten auf die Gefahr hin, daß man ihm sage: Des Brot ich esse, des Lied ich singe. Heinz lüge, obwohl er die Wahrheit sage. Er selbst könne ja nicht ganz entschuldigen, daß sein Gnädigster Herr zu Zeiten über Tisch, sonderlich mit Gästen, einen Trunk zu viel thue, „das wir auch nicht gern sehen, wiewol sein Leib eines großen Trunks mächtig ist". Aber das sei eine Lüge, daß der Kurfürst ein Trunkenbolt sei, und unordentliches Wesen daraus folge. Derselbe wisse sein großes Fürstentum wohl zu regieren, was doch ein Trunkenbolt nicht könne. Und dann, so fährt er fort, „ist auch da gottlob! ein züchtiges, ehrliches Leben und Wandel, ein wahrhaftiger Mund, eine milde Hand, Kirchen, Schulen, Armen zu helfen, ein ernstes, beständiges, treues Herz, Gottes Wort zu ehren, die Bösen zu strafen, die Frommen zu schützen, Friede und gut Regiment zu halten, und ist der Ehestand so rein und löblich, daß es ein schön Exempel kann sein allen Fürsten, Herren und jedermann".

Mit großer Schärfe hält dann Luther dem Herzoge vor, wie wenig gerade er ein Recht habe, dem Kurfürsten eine derartige Schwäche vorzuwerfen. „Denn du weißt", sagt er, „was alle Welt von dir weiß, wie du deine löbliche Fürstin hältst, nicht allein als ein voller, toller Filz und Trunkenbolt, sondern als ein unsinniger, wütiger Tyrann, der sich nicht voll Weins, sondern voll Teufel gefressen und gesoffen hat, täglich und alle Stunde, wie Judas im Abendmahl. Denn du speiest auch eitel Teufel aus deinem ganzen Leibe in allen deinen Werken und Wesen mit Gotteslästern, Fluchen, Lügen, Ehebrechen, Wüten, Schinden, Mordbrennen ꝛc., daß man deinesgleichen in keiner Historien findet. Dazu kannst du deinen schändlichen Ehebruch nicht vollbringen,

mußt es mit des göttlichen Namens Schmach und Schande thun" und die arme von dir verführte Person „als verstorben mit deinem heiligen Gottesdienst, Messe und Vigilien lassen verbergen. Das hast du von deinem Gesellen zu Mainz gelernt, der auch seine Ehebrecherei unter dem Schein des Heiligtums treiben mußte; doch kannst du wohl von dir selbst solche Tugend erdenken. Fürwahr, ihr seid ordentliche Leute, die ihr fein wisset von Trunkenheit und unordentlichem Wesen zu predigen".

Wenn aber Luther den Kurfürsten wegen seiner Schwäche, bei aller freimütigen Anerkennung derselben, in Schutz nimmt, so will er damit keineswegs das wüste Hofleben seiner Zeit entschuldigen. „Es ist leider", sagt er, „dieser Hof nicht allein, sondern ganz Deutschland mit dem Saufl aster geplagt. Wir schreien und predigen dawider. Es hilft leider wenig. Es ist ein böses altes Herkommen im deutschen Lande, wie der Römer Cornelius schreibt, hat bisher zugenommen, nimmt noch weiter zu. Da sollten Kaiser, Könige, Fürsten, Adel zu thun, daß ihm gesteuert werde. Dazu wills noch ärger werden, ohne Zweifel zur Strafe, daß nun auch welsche Sitten sich in deutschen Landen beginnen zu pflanzen durch die verdammten Kardinäle und Heinzen, so daß zu besorgen, Deutschland sei gewesen".

Nicht mit demselben Freimut wie über den Trunk des Kurfürsten spricht Luther über die Doppelehe des Landgrafen. Es ist für ihn ein wunder Fleck, über den er schnell hinweggeht. „Der Landgraf", so sagt er, „ist Manns genug, hat auch gelehrte Leute bei sich. In Hessen weiß ich von einer Landgräfin, die da ist und soll heißen Frau und Mutter in Hessen, wird auch keine andere vermögen junge Landgrafen zu tragen und zu säugen, ich meine die Herzogin, Herzog Georgs zu Sachsen Tochter. Daß aber ihr Fürsten zum Teil den Holzweg gehet, da habt ihrs leider dahin gebracht mit eurem bösen Exempel, daß schier der Bauer es nicht mehr will für Sünde halten". Jedenfalls habe keiner den Ehestand lästerlicher geschändet als Heinz von Wolfenbüttel, dadurch daß er aus den christlichen Bräuchen einen Schanddeckel für sein unlauteres Treiben gemacht habe.

Der Grund freilich, weshalb Herzog Heinrich so böse Lästerbücher gegen seine fürstlichen Gegner geschrieben, sei klar zu erken-

nen. „Er weiß“, so heißt es, „daß er bei aller Welt viel schändlicher Namen hat und stinket wie ein Teufelsdreck“. Daher wünsche er, daß auch andere löbliche Fürsten gleichfalls in schlechten Geruch kämen, damit darüber seines eigenen übeln Rufes ein wenig vergessen werde, zumal gerade jetzt der Mordbrenner Geschrei über ihn Zeter schreie.

Für Luther und seine Freunde waren die „Urgichten“ der aufgefangenen Mordbrenner ganz unverdächtige Zeugnisse, und er hegte nicht den mindesten Zweifel, daß Heinrich als der eigentliche Anstifter jener entsetzlichen Frevel anzusehen sei. Nur aus dieser Überzeugung erklärt sich die maßlose Heftigkeit, mit der er dem „Erzmordbrenner“ entgegentritt. „Es hilft nicht, Heinz“, so ruft er dem Herzog zu, „du schreiest vergeblich, und wenn du wettern und donnern könntest wie Gott selbst, dies große unschuldige Blut, zu Einbeck und anderswo durch deinen Mordbrand vergossen, schreiet gen Himmel so stark, daß dich's samt deinen Gesellen gar bald, ob Gott will, in den Abgrund der Hölle schreien soll, wird auch nicht eher aufhören“ . . . . „Der Henker, der die Mordbrenner gerichtet, hat damit dir fürgemalet, was du verdienet hättest, wenn man dir sollte dein Recht thun. Wohlan, du mußt denken, es sei eben so mehr in die Hölle gerannt als getrabt; du hast es doch dahin gesetzt, daß du Gottes und der Menschen Feind bleiben willst. Und wo du Gott ermorden könntest, so würdest du sein ja so wenig schonen als der Menschen, wie dein Wort zeuget, da Herzog Georg gestorben war: Ei nun wollt ich lieber, daß Gott im Himmel gestorben wäre“. Und so verabscheuungswürdig sind Luther die dem Herzog zur Last gelegten Verbrechen, „daß man Judas, Herodes, Nero und aller Welt Bösewichter gegen ihn schier würde heilig sprechen müssen“. Nero habe Rom doch wenigstens öffentlich angezündet, aber Heinz thue alles meuchlings. Von seinen Kriegsleuten habe Luther gehört, ein wie verzagter Schelm er sei, es sei auch noch nie keines freidigen Mannes That von ihm erhöret, sondern was er gethan, das habe er heimlich oder meuchlings aufs Leugnen gethan. Heinz verließe sich nun wohl darauf, daß der Papst die Evangelischen verdammt und der Kaiser ein Edikt wider sie erlassen habe; aber nach dem alten deutschen Spruche: Das Recht ist allzeit ein

frommer Mann, der Richter ist oft ein Schalk, bleibe Heinz als „ein Erzmörder und Bluthund“ dem Gerichte Gottes verfallen, selbst wenn Papst, Kaiser und Kammergericht ihn nicht verurteilen würden. Denn durch so viele Urgicht und Gericht habe Gott diesen Heinzen als einen Mörder, Bluthund, Erzmeuchelmörder verdammt zum höllischen Feuer, so er nicht schon auf Erden geschmeucht werden könne. Auf ihn und seine Gesellen passe das Judaslied, das am Schluß in folgender Weise parodiert wird:

Ach! du arger Heinze,
Was hast du gethan,
Daß du viel frommer Menschen
Durchs Feuer hast morden lan!
Des wirst du in der Hölle
Leiden große Pein,
Lucifers Geselle
Mußt du ewig sein. Kyrieleison.

Ach! verlorne Papisten,
Was habt ihr gethan,
Daß ihr die rechten Christen
Nicht konntet leben lan!
Des habt ihr große Schande,
Die ewig bleiben soll,
Sie gehet durch alle Lande,
Und sollt ihr werden toll. Kyrieleison.

Die hier mitgeteilten Proben dürften genügen, um den Ton, in dem Luther seinem Zorne gegen Heinz von Wolfenbüttel Raum gegeben, zu charakterisieren. Manche Stellen der Schrift sind noch gröber und heftiger als die, welche wir hergesetzt. Die Feder des 19. Jahrhunderts sträubt sich, die ordinären Ausdrücke und Wendungen jener groben Zeit in ihrer ganzen naturalistischen Derbheit dem Leser vor die Augen zu stellen.

Über den Eindruck, den Luthers Pamphlet bei den Zeitgenossen hervorrief, fehlt es nicht ganz an Zeugnissen. Herzog Heinrich wurde dadurch, wie leicht begreiflich, gegen den „Erz- und Fleischbösewicht, Ketzer und eidbrüchigen, heillosen Mönch Martin Lotterbuben“ in den höchsten Zorn versetzt. In seiner Quadruplik vom 31. Mai 1541 schreibt er: „Der heillose Mann

(Kurfürst Johann Friedrich) mit seinen erztückischen Böswichtern, Erzketzern Luther und Schwarzerdt (Melanchthon) meinen, wenn sie wider jemand was schreiben, so müssen derselbig oder dieselben ganz ausdörren, vergehen oder wie das Kraut welk werden; aber es fehlet mehr als einen großen Bauernschuh". — An einer andern Stelle heißt es: „Daß wir den erztückischen Erzketzer, gottlosen Erzböswicht und verzweifelten Buben Martin Luther zu seinem wider uns ausgegangenen gottlosen, falschen, unchristlichen, erlogenen, lotter- und hippenbübischen Schreiben gereizt, ist uns des Gottsböswichts von Sachsen verräterisch wie Judas' Christum Andichten und Lügen, und in Verantwortung solches seines Schand- und Teufelsgedichts bedarf es keiner Kunst. Wir vertrauen, solches und ein mehreres, gottlob und ohne Ruhm, auch gegen einen solchen falschen, ausbündigen Erzketzer mit heiliger beständiger Schrift wohl zu verantworten. Dieweil der gottlose Böswicht von Sachsen an uns nicht haften kann, so muß er den treulosen Mönch und eidvergessenen Apostaten an uns reizen, als er vor uns andern mehr gethan. Wir vertrauen aber zu Gott, ihm werde einmal sein gebührender Lohn darum widerfahren. Was der heillose Mönch auch anders damit ausgerichtet, denn daß er seine eigne Schande, gottlos, hoffärtig, unbillig, unchristlich, neidig, häffig und parteiisch Gemüt an den Tag gegeben, bezeugen alle christgläubige, fromme Herzen, und itzunder spüret männiglich, daß bei solchem gottlosen Mönch kein Theologei, Gottes Ehre Betrachtung und Förderung ist, sondern alle vorteilhaftige, böse, gottlose, neidige, untersteckte Handlungen, und daß er nicht Friede, Einigkeit, sondern Widerwillen, Uneinigkeit und Blutvergießung meinet und suchet, und wie er die deutsche Nation in Verderb und in Gewalt des grausamen Feinds, des Türken, setzen und um Glauben, Ehr und Wohlfahrt bringen möge. Dafür wird er, ob Gott will, von seinem Vater, dem Teufel, aus welchem der treulose Apostata per medium incubi, wie zu erweisen stehet, geboren ist, würdige Besoldung mit Verlierung seiner Seelen Seligkeit empfangen. Denn was hätte der treulose Mönch sonst mit diesen Sachen zu thun?" [44]

Von andern zeitgenössischen Feinden Luthers ist uns ein Urteil über sein Pamphlet nicht bekannt geworden. Auf evange-

lischer Seite mag es nicht an solchen gefehlt haben, denen der gereizte Ton desselben Unbehagen erweckte, wie es denn beinahe scheint, als ob der Historiker des Schmalkaldischen Bundes Johann Sleidan an der Heftigkeit der Schrift Anstoß genommen hat[45]. Aber ganz entschiedenen Beifall zollte dem Buche Kurfürst Johann Friedrich. Auf dem Reichstage zu Regensburg ließ er es durch seine Räte verteilen[46], und in seiner Gegenschrift gegen den Herzog vom 4. April empfiehlt er es demselben, „sich darinnen zu spiegeln und umzusehen". Der wegen seiner Milde und Friedensliebe so vielfach gepriesene Melanchthon war weit entfernt, den Ton des Pamphlets zu tadeln. Am 4. April schreibt er dem Verfasser, seine Schrift werde zu Regensburg sehr begierig gelesen[47], und als die Prediger der Stadt Braunschweig, doch wohl ermutigt durch Luthers Schrift, den Herzog auf den Kanzeln einen Mordbrenner nannten, nahm Melanchthon sie in Schutz und sprach sich dahin aus, daß sie mit Recht deswegen könnten entschuldigt werden[48]. Einen fernern Beweis für den Beifall, den Luthers Pamphlet bei den evangelischen Zeitgenossen gefunden, bieten die vier Ausgaben, die noch in demselben Jahre von ihm erschienen sind[49], und vergessen darf nicht bleiben, daß durch andere Flugschriften jener Zeit sein Inhalt vielfach hindurchklingt. In einer derselben heißt es:

Ich will dir aber wol einen Mann
Anzeigen und nennen gar schon,
Sieh, der darf's Heinzen zeigen an,
Was ehrlicher Thaten er gethan.
Heinz, sag, wie wilt du nun bestan
Mit der Wahrheit ganz hell und klar?
Ja, Heinz, merk's, es ist alles wahr
Und ist wohl schier zu wenig zwar.
Doktor Martinus Luther dar,
Der ist's; die ganze Welt fürwar
Auch gar nichts anders sagen thar (darf),
Denn daß er dir samt deiner Schar,
Deinen mordbrenn'schen Gesellen dar,
Hat gepreiset euer Lob fürwahr,
Daneben auch die sel'ge Lahr
Des Glaubens so gar herzlich zwar
Verteidigt und seinen Fürsten dar[50].

Luther selbst ist es nie in den Sinn gekommen, die Heftigkeit seiner Polemik gegen den Welfenherzog zu bereuen. Während er mit der Ausarbeitung der Schrift beschäftigt ist, nennt er sie ein „kurz und sanft Büchlein“[51], und am 12. April schreibt er an Melanchthon, „er habe sein Buch nochmals durchgelesen und wundere sich, daß er so gemäßigt verfahren sei. Er schreibe das seinem Kopfleiden zu, das ihn gehindert habe, kräftiger anzustürmen“[52]. Und in einem Briefe an Herzog Albrecht von Preußen vom 20. April heißt es: „Heinz von Braunschweig ist nun überzeuget (d. i. überwiesen), daß er Erzmeuchelmordbrenner sei und der größte Bösewicht, den die Sonne beschienen hat. Gott gebe dem Bluthunde und Bärwolf seinen Lohn“[53]. Auch später hat er es an Ausfällen gegen den Herzog nicht fehlen lassen[54], und wie wenig seine Phraseologie sich dabei verfeinerte, zeigt ein Brief, in dem es heißt: „Der grobe Filz, Rulz und Tölpel, der Esel aller Esel zu Wolfenbüttel schreiet daher sein Eselsgeschrei. Er ist ein trefflicher Mann, der heiligen Schrift fertig, behende und läufig wie eine Kuh auf Nußbäumen oder eine Sau auf der Harfe“[55]. Herzog Heinrich noch von besserer Seite kennen zu lernen, hat ihn der Tod gehindert.

Für den Leser unserer modernen Zeit wird die derbe Art der Polemik Luthers immer etwas Anstößiges haben. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob die Sittlichkeit unserer Nation seit drei Jahrhunderten erhebliche und wesentliche Fortschritte gemacht hat; das aber steht jedenfalls fest, daß die Gesittung, daß die Form des Verkehrs, die Weise der Sprache maßvoller, feiner, humaner, anständiger geworden ist. Es wäre aber ein sehr großes Unrecht und eine Verletzung der Wahrheit, wenn man bei der Beurteilung von Luthers Schrift die modernen Begriffe von Anstand und Schicklichkeit, wie die Gebildeten unseres Zeitalters sie schon mit der Muttermilch in sich aufgenommen, zu Grunde legen wollte. Hier dürfen allein die Anschauungen und Empfindungen, die Sitten und Gewohnheiten des 16. Jahrhunderts leitend und maßgebend sein.

Wird aber dieser allein berechtigte Maßstab angelegt, so ist es nicht nötig, auf das schwere Kopfleiden hinzuweisen, das gerade zu der Zeit der Abfassung des Pamphlets den Reformator geplagt

hat. Luther war ein Kind seiner Zeit, und diese seine Zeit war sehr grob und rücksichtslos. Bis in die höchsten Kreise hinauf herrschte, wie im Vorhergehenden zur Genüge dargethan, eine Routine des Schimpfens und ein Naturalismus des Ausdrucks, wie sie in unseren Tagen nur in den untersten Volksschichten sich finden. Es wäre kaum zu begreifen, wenn Luther bei seiner energischen und kräftigen Natur sich einer milderen Redeweise befleißigt hätte wie alle Welt um ihn her. Es ist auch sehr die Frage, ob er mit einer höflicheren Phraseologie der guten Sache einen besseren Dienst erwiesen hätte. Denn auf jenes harte Geschlecht machte ein leises, sanftes Säuseln wenig Eindruck; wer beachtet werden wollte, mußte mit Sturm und Ungewitter darein fahren. Und wie strotzen die Schriften der Gegner Luthers von den allergröbsten Injurien, ja von den allertückischsten Verleumdungen! Wahrlich, man kann es dem vielgeschmähten und vielverlästerten Manne nicht verargen, wenn auch er gelegentlich mit Keulenschlägen drauf los fährt. Was aber am meisten imstande ist, uns mit Luthers grobem Buche zu versöhnen, das ist die Treue der Überzeugung, auf der es ruht, der tiefe sittliche Ernst, der es durchweht. In Heinz von Wolfenbüttel bekämpft Luther nicht den persönlichen Feind, sondern den Feind des Evangeliums, den Zerstörer des Reiches Gottes. Was er von ihm sagt, das glaubt er felsenfest, so daß er selbst da, wo er irrt und übertreibt, nicht aufhört, der Mann der Wahrheit zu sein. Die Erregung trübt ihm wohl in etwas den Blick, der Zorn reißt ihn fort, der Unwille läßt ihn nicht erst lange fragen, ob es auch recht ist, daß die Leute den sonst so unerschrockenen Fürsten eine Memme schelten; aber es ist keine niedrige Leidenschaft, die ihn entflammt, nicht fremdes Geld, das er sucht, nicht eigene Ehre, nach der er strebt, nicht persönliche Rache, die ihn treibt. Nur das Reich Gottes ist es, für das er streitet, für das er zürnt, für das er schmäht. Und dieser sittliche Ernst, diese selbstsuchtslose Unerschrockenheit, diese lautere Liebe zum Evangelium, dieser furchtlose Eifer für das, was er für Recht und Wahrheit hält — sie sind es, die bei der Beurteilung der Angriffe Luthers auf Heinz von Wolfenbüttel vor allen Dingen in die Wagschale gelegt werden müssen, sie sind

es, die auch in der unholden Form dem unbefangenen Blick als edler Kern entgegen treten. Überdies hat gerade die Polemik unserer Tage sehr wenig Ursache, auf Luthers heftige und ungezügelte Derbheit selbstbewußt herabzusehen. Denn unendlich hoch steht die ehrliche Grobheit des Reformators über jener Art von Journalistik und Historik, die unter glatten Formen und unter dem Schein gewissenhafter Forschung das Gift tendenziöser Parteileidenschaft zu verbergen sucht.

Zu derselben Zeit etwa wie Luthers Schrift erschienen „Zween Sendbriefe an Hansen Worst“[57]. Der Verfasser des in drei verschiedenen Ausgaben erhaltenen Pamphlets fühlt sich verpflichtet, „in diesem Wort- und Schmachkriege, durch Heinzen Mordbrenner erregt, nach seinem Vermögen zu helfen und dem Heinzen Mordbrenner einen tapfern Jägerstreich in sein Angesicht zu geben“. Seinen Namen nennt er nicht, um dem Feinde nicht die Gelegenheit zu bieten, „seinem Gebrauche nach aus seinem (des Verfassers) Leibe eine Scheide zu seinem Schwerte zu machen“. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Verfasser im kursächsischen Lager suchen.

Den ersten Brief, datirt vom 1. März 1541, erläßt Lucifer, „von Gottes Ungnaden oberster Tyrann in der Hölle und Fürst der Welt“, an seinen „getreuen lieben Fürsten Hansen Worst zu Wolfenbüttel“. Zunächst spricht er seinen Unwillen darüber aus, daß seinem Reiche durch Martin Luther merklich Abbruch geschehe. Die Gegenwehr seiner Gelehrten wie Doktor Hans Geck zu Ingolstadt und anderer habe nicht viel genützt. Darum habe er sich mit seinen Räten und Dienern zu einem allgemeinen Kriege gegen die lutherischen Stände im Reiche deutscher Nation entschlossen. Zum Oberhauptmann dieses Krieges sei ihm vor allen andern Herzog Heinrich empfohlen wegen seiner Geschicklichkeit, Mannheit und Tapferkeit in allen bösen Sachen und Händeln, „so S. Liebden auf der Lüneburgischen Haide, in Italien, auch sonst mannigfaltig mit Mordbrennen, Morden, der Leute Verschleifen in Kaiserlichem Geleite, Verdrückung der Gerechtigkeit, Untreue, Meuterei, Kirchenraub, Gottlosigkeit, Glaubensbruch, Ehrlosigkeit, Fürsten- und Adelsschändung, Ehebruch und in Summa ganz tyrannischem Leben, Wesen und Regiment bewiesen“. Der Herzog

solle nun nicht nachlassen, „bis er alle lutherischen Häupter und Unterthanen gedämpft, den vorigen Glauben wieder aufgerichtet und Lucifers Reich vor dem gekreuzigten Gott und seinem Wort notdürftig sekuriert habe". Zum Lohn solle S. Liebden „einen redlichen Anteil der vertriebenen lutherischen Stände, Leute und Lande", auch „etliche wohlgelegene feiste Bistümer" bekommen, es müßte denn sein, daß „Sr. Liebden durch den gekreuzigten Gott von Nazareth Verhinderung an dem allen zugefügt werde".

Im zweiten Sendbriefe berichtet der Diebeshenker aus Wolfenbüttel seinem Gebieter, ihm sei bei der Rückkehr von der Hinrichtung eines Mordbrenners, der in seiner Urgicht den Herzog als seinen Anstifter angegeben, der Teufel in einer grauen Mönchskappe begegnet und habe ihm den eben besprochenen Brief zur Besorgung übergeben. Zugleich teilt er mit, er sei mit den zwölf berühmtesten Scharfrichtern zusammengewesen, die hätten „mit großem Ernst sich über die großen, bösen, schändlichen, sträflichen, unmenschlichen, teuflischen Thaten, damit S. F. Gnaden nunmehr durch ganz Deutschland mit gutem, beständigem Grunde beschrieen sei", beratschlagt und hätten sich ohne Unterschied dafür ausgesprochen, daß der Herzog wegen seiner bekannten Unthaten der schwersten Strafen schuldig sei. Er verdiene, daß man seine Zunge mit einem starken, breitköpfigen eisernen Nagel auf einen Stock nagele, daß man ihm die Zunge hinten zum Nacken herausreiße, daß man ihn aufs Rad stoße, lebendig schinde, vierteile, daß man ihn lebendig in ein Bierfaß mit einwärts hervorstehenden Nägeln einspunde und dann das Faß vom Rammelsberge herunter laufen lasse, und was sonst noch an haarsträubenden Strafen eine kühne Phantasie zu erfinden vermag.

An die „Zween Sendbriefe" schließt sich ein umfangreiches Pamphlet: „Wahrhaftige Kontrafaktur Herzog Heinrichs des Jüngern und seiner Gesellschaft", in dem ein Kleriker zu Wittenberg über den „hanswurstischen Phantasten", das „heillos lose Teufelskind", den Feind der „frischen, freien, fröhlichen" Lutheraner seinen Zorn und Spott ausfließen läßt[58]. Wenige Verse genügen, um den Ton des Gedichts zu kennzeichnen:

Kein Fürst im Reich kannst du sein mehr,
Sondern du bist ein Mordbrenner,

Ein gottloser Ehebrecher.
Du heilloser linker Schächer,
Du giftiger, böser Meuchler,
Du bist ein abgefeimter Mörder
Dort zu Warheitsbrun, du Henker.
Ja du unverschämter Lügner,
Der du wider Gott und alle Ehr
Fromme Fürsten, andre Leut mehr
Schändest und schmähest so gar sehr,
Die ganze Welt schreit jetzt Zeter
Über dich schelmischen Bösewicht.
Sieh, Heinz, so hast du's ausgericht.

In das Tirailleurfeuer der kecken und übermütigen Pamphlete, der „seltsamen Schmähbüchlein, dergleichen von keinem Fürsten je gehört oder gelesen war“ [59], mischte sich der Donner schwereren Geschützes. Der Landgraf ließ bereits im März ein umfangreiches diplomatisches Aktenstück erscheinen [60], während der Kurfürst die bereits erwähnte Verantwortung vom 4. April [61] publizierte und dem des Deutschen nicht kundigen Kaiser in einer französischen Übersetzung überreichen ließ [62]. In beiden Schriften werden dem Gegner alle seine wirklichen oder vermeintlichen Sünden und Frevel in systematischer Breite und oft kräftiger Derbheit vorgehalten. Zu alledem gesellte sich der holde Klatsch und trug in Regensburg von einem fürstlichen Losament zum andern, was ungünstiges über den wilden Heinz ihm zugeflüstert war.

Die Bemühungen der Schmalkaldischen blieben nicht ohne Erfolg. „Was von den Mordbrennern erzählt werde,“ schreibt Melanchthon am 29. März, „bewege vieler Gemüter“. Und am 4. April fügt er hinzu, „trotz aller Wühlerein wende sich wie durch göttlichen Einfluß die Gesinnung aller Gemäßigten von Mezentius ab“. „Bei allen Wohlgesinnten“, heißt es in einem Schreiben des Kanzlers Burckhart vom 5. Mai, „sei der Wolfenbüttler allgemein verhaßt“. „Nur der Mainzer und Bayer“, lautet es am 9. Mai, „ständen noch auf seiner Seite, die übrigen Fürsten, selbst die von seiner Partei, flöhen ängstlich seine Freundschaft. Zu den häufigen freundschaftlichen Gelagen seiner Bundesgenossen werde er niemals zugezogen“ [63].

Der Herzog ließ es seinerseits nicht an Bemühungen fehlen, die Stimmung zu seinen gunsten zu bessern. Er wendete sich an die einflußreichsten Fürsten und selbst an den Kaiser mit fast aufdringlichem Eifer[64]. Aber für Karl waren gerade jetzt, da er der Hülfe der Schmalkaldischen gegen Türken und Franzosen bedurfte, die von dem Braunschweiger im Reiche erregten Unruhen und Verwicklungen in hohem Grade ungelegen und verdrießlich. So findet der Herzog denn bei ihm nicht wie sonst gnädige Aufnahme, so daß ein Freund Luthers am 22. April berichten kann, das Gesuch des Herzogs, in Regensburg eine Gegenschrift drucken lassen zu dürfen, werde nicht die gehoffte Genehmigung des Kaisers finden[65].

Welche Schrift Herzog Heinrich in jenen Tagen gedruckt zu sehen wünschte, wird nicht bemerkt. Es kann aber kaum eine andere gewesen sein als der „Dialogus oder Gespräch wider eine vermeinte, ungeschickte Expostulation oder Strafschrift Satanae, des Fürsten dieser Welt, mit Herzog Heinrich zu Braunschweig aus Befehl des Landgrafen zu Hessen gehalten“[66]. Lesterle, einer der geriebensten Teufel, teilt darin seinem Vater Lucifer mit, ein wie guter Freund von ihm der Landgraf sei. Nur auf des letztern Antrieb habe er die oben erwähnte Expostulation gegen den fürstlichen, ehrlichen und mannhaften Herzog verfaßt und darin lauter Lügen gegen denselben vorgebracht. Der Herzog sei wohl ein Sünder wie ein andrer Mensch, aber der Teufel habe ihm nie etwas anhaben können, und wie der Landgraf des Teufels geschworener Bundesgenosse und Bruder sei, ein großer öffentlicher Erzlügner, ein Anrichter alles Übels, der Getreueste des Reiches des Teufels, so sei Heinrich der größte Feind, den der Teufel haben könne, sei Gott ergeben, beharre standhaft bei dem wahren christlichen Glauben u. s. w. Was ihm schuld gegeben werde vom Morde Dellingshausens, von den Mordbrennern, von Eva von Trott, das sei alles vom Landgrafen aus neidischem und gehässigem Gemüt erlogen. Dagegen sei der Landgraf aller Laster voll, und nur zu wahr sei, was von seinen Ausschweifungen, seiner Doppelehe, seiner Begünstigung der Wiedertäufer und von seinen aufrührerischen Plänen geredet werde.

Eine der interessantesten Flugschriften, die aus diesem merk-

würdigen Federkriege überhaupt erhalten sind, ist eine Art von Drama: „Drei neue und lustige Gespräche: Wie der Wolf, der etwa, doch nicht lang, ein Mensch, Heinz von Wolfenbüttel genannt, in den Abgrund der Hölle verdammt sei“[67].

Der unbekannte Verfasser ist ein tüchtiger Gelehrter. Form und Anlage des Stücks sind ihm in gleicher Weise gelungen. Es kommt ihm weniger darauf an, den einen oder andern Fürsten seiner Partei weißzubrennen, als die gemeinsame Sache der Evangelischen zu fördern. Nicht ohne Feinheit schildert er die Stimmung des Kaisers und seiner Umgebung, die Wünsche der Protestanten. Leicht ist es, in dem Schauplatz des Stücks, der Unterwelt, Regensburg, in Minos den Kanzler Granvella, in Pluto den Kaiser selbst zu erkennen; hinter dem himmlischen Genius verbirgt sich der Geist des Evangeliums, der auf die Bestrafung des Tyrannen dringt.

Den Welfenherzog, den Herrscher von Wolfenbüttel, als Wolf einzuführen, lag zu nahe, als daß die Satiriker sich diese Gelegenheit, ihren Witz zu üben, hätten entgehen lassen können. Der gelehrte Verfasser macht aber aus dem deutschen Wolfe den griechischen Lykaon. Schon bei seinem Eintritt in die Unterwelt sucht der den Höllengeistern bereits durch seinen Ruf bekannte Fürst Charon um das Fährgeld zu prellen und den Kahn desselben in die Luft zu sprengen, zu nicht geringem Ergötzen der Höllenwüterinnen Megära und Tisiphone. Er hat auf eine sehr ehrenvolle Aufnahme gerechnet, sieht sich aber bitter getäuscht. In einem Verhör, das Minos mit ihm anstellt, muß er gestehen, er habe wider Recht und Billigkeit seinen Bruder gefangen gehalten, seine Mutter unter die Erde gebracht, die Ehe gebrochen, eine adlige Jungfrau ihrer Ehren entsetzt und vorgegeben, sie sei gestorben, er habe ferner von den Feinden des Wortes Gottes Geld genommen und dafür Mordbrenner gedungen, um die Protestanten zu verderben. Zu seiner Überraschung erfährt er nun, daß er bei Pluto in Ungnade gefallen ist, nicht etwa, weil er übel gehandelt — denn derartige Frevel sieht man an Plutos Hofe gern — sondern wegen seines unbesonnenen und voreiligen Gebarens, das zu früh die Pläne des Herrschers offenbart hat. Pluto sagt selbst darüber im zweiten Gespräch:

Die Ungnad hat ihm nichts erweckt,
Denn daß sich in ihm hat erregt
Allzeit ein frech Unbesonnenheit
Und fürbündiger Geschicklichkeit
Sein selbst ein falsch vermeinter Wahn,
Damit er oft wider uns gethan.
Denn hätt er hierauf geben acht
Und nur nach unserm Willen gemacht
Die Händel, so wir ihm befohln,
Die baß verdeckt und auch verhohln,
Auf sein selbst Klugheit nicht stolziert,
(Daran doch an ihm wird nichts gespürt,)
Und hätt sich nicht vernehmen lan
Als der's uns gern zuvor hätt gethan,
So wär kein Zweifel in meinem Mut,
Deutschland schwümm jetzt zum Teil in Blut,
Wär auch zum Teil durch Brand verwüst
Und trüg den Schaden, nach dem uns lüst.

Schwere Höllenstrafen sollen nun Lykaon wegen „seines dummen Frevels und seiner kühnen Verwegenheit" treffen. Er bittet kläglich um Linderung, er habe ja nur im Dienste Plutos zu handeln geglaubt. Nun sähe er, daß der Papst und die treulosen Bischöfe, der Primas von Mainz an der Spitze, die ihn beredet und besoldet, ihn betrogen hätten. — Minos sucht Pluto zur Milde zu stimmen, und in der That ist Pluto auch zur Begnadigung geneigt, aber aus Furcht vor Gott,

Weil wir müssen gehorsam sein
Dem, den wir hassen ein und ein,

kann er Lykaon nicht ganz von Qual befreien, ist aber bereit sie zu mildern. Da erscheint zum Schrecken der Unterirdischen der himmlische Genius und verlangt unnachsichtige Bestrafung. Vergebens bieten die Getreuen Lykaons, der Kammerrichter Braun, der Vizekanzler Held, der Kanzler des Herzogs Stapler, allen juristischen Scharfsinn auf, ihren Gebieter zu verteidigen. Der Genius weist sie zurück:

Wer Satans ist und mit ihm hält,
Der redet auch stets, was ihm gefällt,
Ich gebiet euch aber, ihr Ottergezücht:
Haltet's Maul! kein Wort redet weiter nicht.

Und den „Schirganten" der Hölle ruft er zu:

Drum ruft den Schelm nur her geschwind
Mitsamt seinen Räten und Gesind
Für Gericht, mit Urteil und mit Recht
Ewig verdammt zur Höllen ihn sprecht.

Unter dem Zusammenlauf der Bevölkerung der Unterwelt erfolgt sodann ein förmlicher Gerichtstag. Unter Plutos Vorsitz bilden Minos, Rhadamanthus und Äakus den Gerichtshof; der Genius überwacht das Verfahren. Schließlich verliest Äakus das Erkenntnis, in dem Lykaon wegen zehn der gröbsten Verbrechen zu allen erdenkbaren Höllenstrafen verdammt wird, wie Sulla und Katilina, Kambyses und Nero, Tityos und Sisyphus, Papst Johann XII. und andere sie erleiden. Sein Hofgesinde, die schon genannten drei Berater, sowie der Großvogt Balthasar von Stechau sollen sein Schicksal teilen. Den Schluß bilden die Worte des Genius:

Fahrt, ihr Verfluchten, jämmerlich
In die Verdammnis ewiglich,
Daß ihr fortmehr zu keiner Zeit
Ohn Marter, Heulen und Seufzen seid!
Fahrt, ihr Verdammten, immer hin!
Also, wer in seines Herzens Sinn
Seines Gotts vergessen thut auf Erden,
Soll in die Höll gestürzt auch werden.

Von den „drei neuen und lustigen Gesprächen" sind uns zwei verschiedene Ausgaben erhalten und bezeugen, daß es ihnen an Lesern nicht gefehlt hat. Der Einfluß des Pamphlets tritt auch darin hervor, daß bald nach seinem Erscheinen der Herzog in dem Briefwechsel der Reformatoren vielfach Lykaon, das Herzogtum Braunschweig Lykaonia genannt wird[68].

Wenn der Verfasser gehofft hatte, daß Herzog Heinrich auf dem Reichstage zu Regensburg verurteilt werden würde, wie er Lykaon vor dem Gericht der Unterwelt verurteilt werden läßt, so wurde er enttäuscht. Die Verhandlungen, welche im Mai und Juni stattfanden, verliefen im Sande. Der Herzog stellte alles, was man ihm vorwarf, in Abrede. Märlein und Fabeln seien es, abenteuerliche und unwahrhaftige Anklagen. Seine

Gegner sollten ihre Anschuldigungen beweisen oder als Ehrabschneider bestraft werden. Er erbot sich, „ohne einigen Verzug seinen Widersachern zur Antwort zu stehen, alle rechtliche und gütliche Verhör, Handlung und Erkenntnis und derselbigen Exekution zu gedulden oder mit seiner Hand, wie sich's gebührt, auszutragen“ [69]. Aber man schenkte seinen Beteuerungen keinen rechten Glauben, und als in der Fürstenversammlung die Beschwerdeschrift der Verwandten der Eva von Trott vorgelesen war, herrschte ein solcher Unwille unter den Standesgenossen, daß viele von ihnen den üblichen Handschlag ihm weigerten [70]. Es charakterisiert die Stimmung der zu der kaiserlichen Politik in Beziehung stehenden katholischen Kreise, wenn ein Zeitgenosse schreibt: „Herzog Heinrich hielt sich beim alten Glauben und auf seiten des Kaisers wegen der großen Vorteile und des Fürschubs; ob auch aus wahren Bewegnissen des Gewissens und Glaubens, weiß Gott allein; aber groß Vertrauen unter den Verwandten des Glaubens hatte er nicht; denn er war unruhigen Wesens, und sein Thun und Sprechen war ungleichmäßig, der Art, daß man nicht gern mit ihm zu thun hatte“ [71].

Der Kaiser hätte gern den verdrießlichen braunschweigischen Handel in Güte beigelegt gehabt. Da dieses nicht gelungen war, suchte er wenigstens dem weiteren Umsichgreifen der Erbitterung, die nur zu leicht den Ausbruch offener Feindseligkeiten zur Folge haben konnte, mit Ernst zu steuern. In dem Reichstagsabschiede vom 29. Juli wurde verfügt, „daß hinfüro keine Schmähschriften gedruckt, feil gehabt, gekauft noch verkauft, sondern wo die Dichter, Drucker, Käufer oder Verkäufer betreten, daß dieselben ernstlich und härtiglich gestraft werden sollten“ [72].

3.
Herzog Heinrichs Flucht, Rückkehr und Gefangenschaft.
1542—1545.

Kaum war der Reichstag geschlossen, so setzte Herzog Heinrich trotz der Aufhebung der über Goslar ausgesprochenen Acht seine Feindseligkeiten gegen die Städter fort und ließ sich selbst durch kaiserliche Einsprache nicht davon abbringen. Als es dann auch mit der Stadt Braunschweig zu offener Fehde kam, entschlossen sich der Kurfürst und der Landgraf als Hauptleute des Schmalkaldischen Bundes, den bedrängten Städten zu Hilfe zu kommen. Im Juli des Jahres 1542 sendeten sie dem Herzoge den Absagebrief und zogen mit so starker Kriegsmacht heran, daß Heinrich an eine erfolgreiche Gegenwehr nicht denken konnte. So verstärkte er in der Eile, so gut er konnte, die Besatzungen seiner Festungen und verließ das Land, um sich bei seinen ligistischen Bundesgenossen nach Hilfe umzusehen. Er wurde in seinen Erwartungen getäuscht. Die Herzöge von Bayern, auf die er fest gerechnet hatte, ließen ihn im Stich, und die Räte des Königs Ferdinand sagten sogar, es sei ihm nach seinen Thaten geschehen[73]. So fiel denn das Herzogtum den Schmalkaldischen fast ohne Schwertstreich in die Hände; am 12. August öffnete Wolfenbüttel, die starke Hauptfestung des Landes, den Siegern die Thore.

Wie hoch die Evangelischen den Sieg schätzten, davon geben Luthers Äußerungen ein deutliches Zeugnis. „Das sei ein wahrhaft

göttlicher Sieg," schreibt er an Anton Lauterbach. „Alles sei durch Gott geschehen, er sei das fac totum. Man dürfe hoffen, daß der selige Tag der Erlösung nahe sei". Und in einem anderen Briefe heißt es, „Wunder Gottes seien die Dinge, die gegen Heinz Mordbrenner gethan. Wären sie in früheren Zeiten geschehen, so würden sie große Geschichtswerke hervorgerufen haben" [74].

Die Aufregung des Kriegszuges gab trotz des kaiserlichen Verbots erneuten Anlaß zu mancherlei Flugschriften. Namentlich sind es jetzt neben Reimgedichten eine Anzahl von „schönen neuen Liedern", die der Stimmung der beteiligten Kreise Ausdruck geben.

Noch ehe die Eroberung des Landes vollendet war, entstand „Ein neues Lied von dieser Zeit, wie sich erhebet Krieg und Neid" [75]. Von dem ursprünglich in niederdeutscher Sprache geschriebenen Gedichte ist nur eine hochdeutsche Übersetzung vorhanden. Der Verfasser ist ein ruhiger Beobachter der Verhältnisse, dabei dem Evangelium von Herzen zugethan und erfüllt von der festen Überzeugung, daß Gott der gerechten Sache helfen werde. Er beginnt:

Es bleibt das alte Sprichwort wahr,
Es läuft kein toll Hund sieben Jahr,
Man stellt ihm nach und schlägt ihn tot,
Auf daß der Schade nicht zu groß
Möcht reißen ein
Durch seinen bösen schnöden Sinn.

Das zeigt sich jetzt. Die Papisten haben die armen evangelischen Christen verfolgt mit Mord und Brand, an ihrer Spitze Herzog Heinrich:

Durch seinen Rat, der Nichtendocht,
Hat er der Christen Blut gesucht,
Durch Judas groß
Hat er sie bracht in große Not.

Aber Gott erhört die Gebete der Seinen und schützt sie gegen ihre Verfolger:

Dem Gott sein Schwert nun hat gethan,
Der ist jetzund auf der Bahn,
Zu strafen wohl dies böse Kind
Und auch, die seinesgleichen sind;

Gott helf ihm fort
Und stärke ihn durch Christus' Wort! . . .

Wir wollen flugs zu Streite gan,
Gerüst vor unsern Feinden stan
Und schlagen drein mit Gottes Macht,
Sie müssen vor uns auf die Jagd;
Mit uns ist Gott,
Mit ihnen ist eitel Spott.

Nach der Eroberung Wolfenbüttels mehren sich die Lieder und Gedichte. Die früheren Anklagen werden darin wiederholt. So heißt es von Dellingshausens Ermordung:

Och Hintze, du hefst vorvolget gades word
Unde doctor Dellinghusen vormordt
Unde to Schening in den wall begraven,
Den heft der chorförst laten graven up,
Do fand me einen swarten teen in sinem kop;
Wat kan he darto seggen?[76]

Auch von Eva von Trott ist wieder die Rede. Man vermutete, der Herzog habe sie auf seiner Flucht mitgenommen; allerdings mit Unrecht. Sie suchte in Halberstadt, später in Gardelegen den Schutz, den ihr die Staufenburg nicht mehr gewähren konnte. Es heißt von ihr:

Do dat hus (Wolfenbüttel) ward belecht,
Do hadde sik Hintze mit der bulschaft utgedreigt,
De to Gandersam was entslapen,
Dar heft he se begraven lan:
De is vom dode weder upgestan,
Is dat nicht ein grot mirakel?[77]

Auch das Mordbrennen wird vielfach erwähnt. So heißt es in einem niederdeutschen Liede:

Arge list der brukt he vel,
Mit mordbrennen und mit liegen,
Mit bosen tücken drift he sin spel
Jederman kan he bedriegen;
Verbrennede Eimbeck, ein schöne stad
In sinem egen Lande,
De urgicht sulk vermeldet hat,
Om to ewiger schande[78].

Besonders aber ist es die Flucht des Herzogs, welche den Dichtern willkommene Gelegenheit zu bitterem Spotte bietet. Man vergaß, daß für den Herzog ein Widerstand mit den Waffen in der Hand der erdrückenden Übermacht der Feinde gegenüber ohne jeglichen Nutzen gewesen sein würde, und erblickte in der von kluger Berechnung gebotenen Entfernung nichts als Furcht und Verzagtheit. Hatte man früher schon an seinem Mute gezweifelt, so macht jetzt der Parteihaß den sonst doch unerschrockenen Fürsten erst recht zu einem Feigling, der die Seinen treulos im Stiche gelassen. In einem Reimgedicht, dessen Titel „Ein lustig Gespräch der Teufel und etlicher Kriegsleute von der Flucht des großen Scharrhansen Herzog Heinrichs von Braunschweig" genugsam auf den Inhalt schließen läßt [79], klagt einer seiner Söldner:

Es hat sich wahrlich der Herzog wohl bedacht,
Daß er sich hat von dannen gemacht;
Hätte er noch so einen kühnen Mut,
So weiß er, daß weit davon ist für den Schuß gut.

Ein niederdeutsches Lied erinnert wieder daran, wie Heinz schon mehr als zwanzig Jahre vorher in der Hildesheimschen Stiftsfehde sein Roß zur Flucht gewendet:

Hertoch Hinrik dacht in sinem mod:
Verne van is vor den schote gud,
Ik wil hir nicht lenger beiden,
Als ik wol hebbe ehr gedan,
Do se mi wolden den kop toslan
Up der soltower heide [80].

Besonders scharf tritt der Gegensatz zwischen dem frevelhaftem Trotz des Herzog und seiner schimpflichen Flucht hervor in der „Neuen Zeitung von dem verjagten strümpfichten weißen Roß" [81]. Dem Dichter, der sich Günther Strauß nennt, begegnet im lustigen Waldrevier

Ein weißes Roß, war strümpficht [struppig] gar,
Dem war zerrissen Haut und Haar,
Seinen Kopf es niederschlug zur Erd,
Es führet viel klägliche Geberd.

Hinter dem weißen Roß, das natürlich in Anlehnung an das braunschweigische Wappen den vertriebenen Herzog bezeichnet,

läuft „ein wilder Mann, mit grünem Laube angethan", das bekannte Sinnbild des Harzer Bergbaues. Von ihm erfährt der Dichter, wie das flüchtige Tier sich übel gehalten, und wie es deshalb von dem Rautenkranze und den gekreuzten Schwertern Sachsens und von dem rot und weiß gestreiften hessischen Löwen mit Schande ins Elend getrieben sei:

Der Wildmann sagt: Das strümpficht Roß
Sein unrein Maul und stolzen Troß
Wider Gott und Menschen hat gesatzt,
Gepocht, gescharrt und greulich tratzt,
Im Himmel Gott hat pochen wölln,
Auf Erd die Leut, der große Schelm,
Bedrangt, geschmäht, gefangen, getödt,
Beraubt, geschlagen, ohn alle Not,
Allein aus Frevel und aus Trotz,
Dadurch gesucht sein eigen Notz,
Manch Stadt und Dorf mit Feuer verbrannt,
Darum er ist Mordbrenner genannt.

Dann werden seine Frevel aufgezählt wider die Stadt Goslar, den Doktor Dellingshausen, Eva von Trott, seine Gemahlin, seinen Bruder Wilhelm, den Bischof von Hildesheim, die Stadt Braunschweig. Im ganzen Reiche deutscher Nation hat das Roß durch seine Machinationen Unheil angerichtet. Es ist schlimmer als Pharao Saul und Judas, schlimmer als Isabel, „das böse Tier, das geworfen ward den Hunden für", schlimmer als Nero, Kaligula, Domitian und Kommodus,

Dem Katilina sieht es gleich,
Kein größer Bub im Römischen Reich
Hat nicht gelebt als dieses Tier.

Jetzt ist die Strafe gekommen. Der Kurfürst und der Landgraf schickten dem Schelm die „Abklage" ins Haus,

die macht ihm bang,
Das Roß das säumet sich nicht lang,
Sein Herz das ward ihm feig, so vor
Auf Rosen ging nur hoch empor;
Denn Gottes Straf war vor dem Thor.
Es hub sich bald das strümpficht Roß,
Auf seine Feste es nicht verloß (verlassen)
Sich wollt, seim Land den Rücken es wandt,
Stahl sich davon mit großer Schand."

In einer seiner Streitschriften hatte der Herzog gedroht, den sächsischen Rautenkranz in Stücke zu reißen, und dem gestreiften hessischen Löwen, der hessischen bunten Katze, wie er sie nannte, sowie den gekreuzten Schwertern des kurfürstlichen Wappens hatte er stolz sein weißes Roß und den welfischen Löwen entgegengestellt. Nun es anders gekommen, spottet der Landsknecht Bruder Veit in seiner „Treulichen Warnung“:

Solche Salsen vom Rautenkranz gehört auf den untreuen Mann,
Der mit seinem weißen Schelm (Schimmel) das aufzufressen gedacht,
Aber wie bitter das wäre, aber das Ende nicht betracht.
Viel weniger hat er gedacht an die Katzenelnbogischen Katzen,
Die wahrlich, wann sie bewegt, kann auch kratzen[82].

In ähnlicher Weise singt ein niederdeutscher Dichter:

De lauwe de drauwete dem rutenkranz,
He wolde om gar toriten:
De tene sind om worden stump,
He kan om ja nicht biten. . . .

De lauwe bod der katten trotz,
Se schölde man fri kommen,
Allein bewaren ore ehre und gunst,
Nichts mer utgenommen. . . .

De katte schref einen feidebref,
Se wolde de schöttelen licken,
Dat he dat wüste to rechter tid
Und konde sik darto schicken.

Se pruste dem lauwen in sin nest,
De buren worden vorzaget,
De steine flogen in der fest,
Dem adel dat mishaget.
Se ergeven sik, de bernebroder (Brandbrüder),
Darto der dummen katten!
God ward de sinen vordan bewaren
Vor kappen und vor platten. . . .

De lauwe heft sin nest verlorn,
Wat wil he nun beginnen?
Dat deit om utermaten weh,
He kant nicht weder winnen.
Vel Propheten vertellen groter ding,

De Hinze noch werde bedriven,
Averst wem god verworpen hat,
De mut wol liggen bliven[83].

Durchweg wird in den Pamphleten die Niederlage des Herzogs als eine Strafe Gottes für seine Frevel, besonders für seine Feindschaft gegen das Evangelium aufgefaßt. So beginnt ein „schön neu Lied“:

Herr Gott im allerhöchsten Thron,
Wer kann dir doch voll danken,
Daß du denen giebst ihrn rechten Lohn,
Die wider dein Wort zanken,
So augenscheinlich, wie man sicht
An dem gottlosen Fürsten
Von Braunschweig Herzog Heinrich,
Tränkst ihn, wie ihn thut dürsten,
Wie konnt er dir entrinnen?[84]

Und in einem „hübschen neuen Liede“ heißt es:

Herzog Heinrich, bist du ein Christenmann?
Du hast viel böser Stück gethan,
Darum wird man dich strafen;
Der Landgraf liegt dir in deim Land,
Daraus mußt du entlaufen.

Dir geschicht gleich als dem Pharo recht.
Vor warst du Herr, jetzt bist du Knecht,
In das Elend bist du kommen;
Deine Söhne hast dahinten gelan,
Dein Gewalt ist dir genommen[85].

Es ist bereits erwähnt, daß Herzog Heinrich bei seinen katholischen Bundesgenossen nicht die erwartete Hilfe fand. Darum läßt ihn ein unbekannter Dichter in dem Reimgedicht „Bekenntnis und Klage Herzog Heinrichs von Braunschweig“ sich darüber beschweren, daß seine Freunde ihm lohnen, wie ein Henker seinem Knecht zu lohnen pflegt:

Zuvor bin ich ihr Trost und Held,
Ihr Hauptmann und ihr Gott gezählt:
Zwar jetzund denken sie, du bist nicht wert,
Daß dich vor uns träget die Erd.
Hätt mich nicht versehen zu den Verwandten mein,
Daß ich also sollt verlassen sein![86]

Besonders interessant sind unter den Pamphleten des Jahres 1542 vier Gedichte des bekannten Fabeldichters Burkard Waldis[57]. Der Dichter hatte wenige Monate vorher in Wittenberg zu Luthers Füßen gesessen und war dann in seine hessische Heimat zurückgekehrt, um dort als ehrwürdiger Pfarrherr sein vielbewegtes Leben zu beschließen. Zur Zeit des Braunschweigischen Feldzuges befand er sich im Gefolge des Landgrafen und wurde so ein Zeuge der Eroberung Wolfenbüttels. Seine Streitgedichte dürfen neben den Pamphleten Amsdorfs und Luthers als Ausfluß der Stimmung angesehen werden, welche in den Kreisen der evangelischen Geistlichkeit Herzog Heinrich gegenüber vorherrschend war.

Dankbarkeit gegen Gott ist der Grundton, der sie durchklingt. Wunderbar hat der Herr den Seinen geholfen im Kampfe gegen den übermütigen Feind und wird auch ferner die „stolzen Geister", die sein heiliges Wort verachten, mit seiner strafenden Hand zu finden wissen. Daneben macht bitterer Spott sich geltend über den landflüchtigen Herzog, über den wilden Wolf, der so manches unschuldige Lamm gebissen und gefressen, und dem nun „sein Nest verstöret, sein Balg zerrissen" ist. Gar wehmütig läßt der Dichter ihn klagen:

O weh mir armen Welfen,
Wie ist mein Not so groß!
Will mir kein Freund jetzt helfen,
Wie steh ich hie so bloß!
Auf die ich mich verlassen han,
Sein all von mir abgetreten,
Find nicht einen treuen Mann!

In dem Reimgedicht „Wie der Lykaon von Wolfenbüttel in einen Mönch verwandelt ist" wird der Welfenherzog geradezu mit dem wilden Arkadierkönige Lykaon identifiziert, den Jupiter zur Strafe für seine blutdürstigen Frevel zum Wolf hat werden lassen. Lange Zeit hat derselbe im Reiche der Tiere gewütet, bis zwei fromme Hirten (Kurfürst und Landgraf) die jammernden Schafe erretten. Nur mit Mühe entrinnt der Wolf und

Nun geht der arme verlaßne Tropf
Verzagt dahin und hängt den Kopf,
Sucht Hilf bei seinen Bundsgenossen,

Auf die er sich hat stets verlossen,
Und find't doch keine Hilf bei keim,
Er klopft, da ist niemand daheim.

In seiner Not sucht der Wolf Zuflucht in einem Kloster und wird den Mönchen gleich

in allem Wesen
Mit Morren, Beten, Singen, Lesen,
Mit Sauersehen, Knien und Bücken
Und all dergleichen geistlichen Stücken.

Aber der Dichter hält die Umwandlung des Wolfs für eitel Spiegelfechterei; denn

Im Sprichwort sagt beid alt und jung:
Einen Mönch macht die Verzweifelung,
Und wenn der Wolf ist in den Nöten
Und sich besorgt, man möcht ihn töten,
So thut er's Fleischessen verloben,
Will Wurzeln aus der Erde graben,
Damit er Hungers sich mög wehren,
Im Schweiß seins Angesichts ernähren;
Sobald er aber findet Raum
Und dem Unglück entkommet kaum,
Schreit er: Lamm! Lamm! tragt immer her!
Und folgt seins Vaters Art und Lehr.

Den Anlaß zu der bitteren Satire vom Lykaon, der ein Mönch geworden ist, gab dem Dichter der Umstand, daß der flüchtige Herzog eine Zeit lang in dem Emmeramskloster zu Regensburg gastliche Aufnahme gesucht und gefunden hatte. In einem anderen Reimgedicht läßt er ihn im Hinblick auf die braunschweigischen Wildemannsthaler mit der Devise: Instus non derelinquitur als den „Wilden Mann von Wolfenbüttel" auftreten. Derselbe hat

so hoch aufgenutzt,
Daß er Gott und seinen Heil'gen trutzt,
Sich alles zu fressen unterstanden,
Was sich nur regt in deutschen Landen,
War ein Scharrhans und Eisenfresser,
Ein Lästerer und Gottsvergesser,
Ein Gottloser und Gottesversucher,
Seins Worts und der Wahrheit Verflucher,

Ein Schänder und ein Leutverdrießer,
Mordbrenner und ein Blutvergießer,
Ein Mameluck, ein bös Papist,
Ein Ketzer und ein Widerchrist,
Ein herzloser, verzagter Krieger,
Ein Lügner und ein Leutbetrüger,
Ein Gliedlöser und Augenblender,
Ein Ehebrecher und Frauenschänder,
Ein Erzfeind aller frommen Fürsten,
Der sich nach Unglück stets ließ dürsten,
Wollt oben aus und nirgend an,
Mezentius, der Wilde Mann;
Ließ bei ihm Lästern, Fluchen, Schelten
Viel mehr denn alle Tugend gelten.
Das war der Welf von Wolfenbüttel:
Jetzt ist er nur ein Aschenprüttel,
Beißen und bellen ist ihm verboten,
Weil all seine Macht in die Asche gesotten u. s. w.
. . . . . .
Nun läuft der Mann dahin ins Wild,
Wie er ihm selbst hat gemalt ein Bild,
Setzt auch den schönen Spruch dafür:
Iustus non derelinquitur,
Der Gerechte wird nimmermehr verlassen,
Und darf sich solches Spruchs anmaßen,
Der sich zu ihm reimt gleich so viel
Wie der Esel zum Saitenspiel.

Vielmehr haben gerade die Evangelischen ersehen, daß Gott ihre gerechte Sache nicht verläßt:

Er hat verloren Land und Leut,
Die Unsern han erjagt die Beut,
Vertrieben von seim starken Schloß,
Gestoßen von seim weißen Roß,
Dahinter geht er jetzt zu Fuß,
Sein Vaterland er meiden muß.

Nun möge sein Schicksal denen zur Lehre dienen, die wie er es treiben; denn

Die Spötter und die bösen Buben
Fallen gemeinlich in die Gruben,
Die sie eim andern han gegraben,
Und müssen selbst das Unglück haben.

Zum Schluß mögen hier zur Charakteristik der Pamphlete des Jahres 1542 noch einige Verse aus einem Liede Platz finden, in dem der Herzog in schmerzlicher Verzweiflung seinem alten Freunde, dem Kardinal-Erzbischof von Mainz, zuruft:

O weh mir Heinz von Wolfenbüttel weh!
Wie geschieht mir und dir immer so weh!
Was haben ich und du gethan,
Verbrannt, ermordet so manchen Mann!

Viel Weiber gebraten und viel Kind,
Die uns nie feind gewesen sind:
Nun schreiet über uns ihr Blut
Und treibet mich zur Höllenglut.

Warum hab ich gefolget dir?
Das nun der Teufel lohnet mir,
Wird auch bald darnach holen mich,
Mich und dich peinigen ewiglich.

Verflucht seien in ewigen Tod,
Wer mir je geholfen hat,
Fürst, Adel, Bürger oder Baur!
Wie haben sie's mir gemacht so saur!

Ach weh, ach weh und immer weh,
Weh mir, weh und allezeit weh!
Alle Teufel holen mich hin,
Mainz, folg und bleibe, wo ich bin![88]

Während so in Liedern und Gedichten die triumphierende Stimmung der protestantischen Partei sich Luft machte, waren die schmalkaldischen Fürsten und Stände in nicht geringer Unklarheit darüber, was aus dem eroberten Fürstentum werden sollte. An eine Restitution des vertriebenen Herzogs dachte wohl niemand; das Land unter die Hand des Kaisers zu stellen, verbot die nur allzu bekannte Ländergier des habsburgischen Hauses; dem Vorschlage, einen Sohn Heinrichs mit dem Herzogshut zu bekleiden, widersetzte sich der Landgraf. Am liebsten hätte er wohl selbst das welfische Erbe an sich genommen, und auch die Stadt Braunschweig hätte gern eine Teilung der Beute gesehen; aber daran war bei dem Widerspruch der Agnaten, der drohenden Haltung

des Kaisers, der Eifersucht der übrigen Reichsstände vorderhand nicht zu denken. So blieben denn einstweilen die Dinge in der Schwebe. Man ließ Ritterschaft und Prälaten, Bürger und Bauern der Schmalkaldischen Einung den Huldigungseid leisten und bildete eine gemischte Kommission, die von Wolfenbüttel aus das Land regieren sollte. Der sächsische Statthalter Bernhard von Mila und der hessische Kanzler Heinrich Lersener waren die einflußreichsten Mitglieder derselben.

Zu den ersten Maßregeln der neuen Regierung gehörte die Einführung der Reformation. Schon politische Rücksicht forderte dazu auf; denn nur so konnte man hoffen, für den Fall einer Rückkehr des Herzogs die Unterthanen zu Bundesgenossen zu haben. Bei dem Kurfürsten stand das religiöse Interesse hinter dem politischen nicht zurück. Für sein im evangelischen Glauben fest gegründetes Gemüt war es Bedürfnis, der reinen Lehre immer weitere Verbreitung und Vertiefung zu schaffen, und so hatte er von vornherein allerorten, wohin er kam, das papistische Kirchenwesen, das ihm als Teufelswerk erschien, abgeschafft und durch evangelische Prädikanten das Wort Gottes verkündigen lassen.

Die Aussichten auf eine bereitwillige Aufnahme der kirchlichen Reform waren nicht ungünstig. Trotz aller Strenge und Wachsamkeit des Herzogs fehlte es unter dem Adel nicht an Freunden des Protestantismus; die Bürger der Städte waren durchweg der neuen Lehre zugethan, nirgend mehr als in Helmstedt; von den Klosterbrüdern war mancher aus der engen Zelle entwichen und hatte die geschorene Platte des Hauptes verwachsen lassen, und es hatte nicht an Beispielen gefehlt, daß Jünglinge des Fürstentums sich von dem Durst nach evangelischer Belehrung hatten gen Wittenberg treiben lassen.

So konnte denn die Kommission, welche bald nach der Eroberung des Landes zur Durchführung der Reformation berufen war, mit gutem Mut ihre Arbeit beginnen. Sie hätte kaum glücklicher zusammengesetzt sein können. An der Spitze stand Bugenhagen, der treueste von Luthers Getreuen und in dergleichen Geschäften wie kein anderer erfahren. Bereits vierzehn Jahre zuvor hatte er in der Stadt Braunschweig die Reformation durchgeführt und inzwischen auch in Hamburg und Lübeck, in Pommern, Däne-

mark und Holstein die kirchlichen Verhältnisse geordnet. Neben ihn hatte man Anton Corvinus, den würdigen Reformator des Herzogtums Calenberg-Göttingen, und Martin Görlitz, den frommen und gelehrten Superintendenten der Stadt Braunschweig, als Helfer gestellt. Einige Herren von Adel wurden den Theologen beigeordnet, um den Anordnungen derselben Nachdruck zu verleihen.

Vier Wochen lang durchzog die Kommission das Fürstentum. An geeigneten Orten mußten vor ihr aus der Umgegend die Herren vom Adel, die fürstlichen Beamten, die Ratsherren der Städte, die Alterleute der Dörfer, die Pfarrherren und Küster, die Äbte, Pröpste und sonstigen Klosterpersonen erscheinen, um Auskunft zu geben und Weisungen zu empfangen. Man verbot die Messe samt den übrigen katholischen Ceremonien, befahl den Geistlichen, nach dem Augsburgischen Bekenntnis sich zu richten, setzte, wo es nötig und soweit es möglich war, evangelische Prediger ein, bestellte Aufseher und Superintendenten, regelte das Schulwesen, verzeichnete die Güter der Kirchen und Klöster — kurzum, man ordnete die Verhältnisse, so gut es Zeit und Umstände gestatten wollten. Nach der Neigung der Leute fragte man nicht, und der persönlichen Überzeugung schenkte man keine Beachtung. Denn Glaubensfreiheit war noch nicht zu einem Menschenrechte geworden, und die Wahl der Konfession stand kaum erst den Fürsten und Ständen zu. Wer daher den getroffenen Anordnungen sich widersetzte, wurde streng verwarnt und, wenn er hartnäckig bei seiner Unfügsamkeit beharrte, des Landes verwiesen. Aber nur selten war eine solche Maßregel erforderlich. In vielen Fällen bereitete die schon vorhandene Liebe zum Evangelium der Reformation eine freudige Aufnahme; daneben waren Furcht, Gewinnsucht und Gleichgültigkeit die kräftigen Hebel, welche den Widerspruch aus dem Wege schafften.

Jedenfalls schien der Anfang erfreulich genug, um eine gute Entwicklung hoffen zu dürfen; aber es dauerte nicht lange, so geriet das gute Werk ins Stocken, und statt der erstrebten Ordnung trat in Kirchen und Schulen ein Zustand trostloser Verwirrung ein. Es half wenig, daß Doktor Pommer eine besondere Kirchenordnung für das eroberte Gebiet verfaßte. Es fehlte der gute

Wille und die starke Hand, um ihren trefflichen Bestimmungen Kraft und Geltung zu verschaffen. Predigt und Sakrament wurden vernachlässigt, die Geistlichen lebten und lehrten, wie es ihnen gut dünkte, und allerorten nahm sittliche Verwilderung und Zuchtlosigkeit bei hoch und niedrig überhand.

Die Schuld der unerfreulichen Zustände ist dem Verfahren der Sieger und insbesondere der Schwäche, dem Eigennutz und der Willkür der zu Wolfenbüttel eingesetzten Regierung zuzuschreiben. Burkard Waldis weiß zwar davon zu singen, daß bei dem Anzuge der Schmalkaldischen den Feinden auch nicht ein Hühnlein geschencht sei. In Wahrheit haben aber die Landsknechte der protestantischen Partei im Gebiet des Welfenherzogs nicht humaner gehaust, als die verwilderte Soldateska es damals überall zu thun pflegte. Besonders die Klöster hatten schwer unter der Raubsucht des fremden Kriegsvolkes zu leiden: im Lorenzkloster bei Schöningen war wenig mehr als die nackten Mauern übrig geblieben. Die Bevölkerung Braunschweigs wetteiferte mit dem Soldatengesindel an Raubsucht und Zerstörungswut. Die benachbarten Klöster Riddagshausen und Steterburg wurden von ihr verwüstet und ausgeplündert. Alle fahrende Habe an Kleinodien und Vorräten schleppte man fort, zerbrach die Altäre, verschüttete die Hostien, zertrümmerte die Bilder, machte aus den Kirchen Pferdeställe und warf die kostbaren Handschriften und Dokumente den Tieren als Streu unter die Füße. Selbst Leichen riß man aus den Gräbern, beraubte sie des Geschmeides und warf sie den Schweinen zum Fraße vor. Die Fürsten thaten ihr möglichstes, um die wilden Rotten in Zucht zu halten; aber sie waren machtlos gegen ein Unwesen, das durch Gewohnheit und Kriegsbrauch gestützt ward. Die Einsetzung der Statthalter brachte keine Abhülfe. Für die Fürsten sollten sie wenigstens die bedeutenden Kriegskosten herausschlagen, für sich selbst suchten sie den unsichern Besitz möglichst vorteilhaft auszunutzen, um nicht mit leeren Taschen in die Heimat zurückkehren zu müssen, und wer es mit ihnen hielt, glaubte sich gleichfalls berechtigt, an sich zu raffen, was irgend sich gewinnen ließ. Besonders die Kirchen und Klöster hatten unter dem Raubsystem der Fremdherrschaft zu leiden, und sehr bezeichnend schreibt der

Landgraf: „Es möchten eurer ein Teil ganze Klöster hinweggenommen haben, wenn man's ihnen gegeben hätte!“ In dem wüsten Leben, das die Herren von der Regierung auf dem Schlosse zu Wolfenbüttel führten, verhallten die Klagen, mit denen die bedrückten Unterthanen um Abhilfe schrieen. An eine Befestigung der kirchlichen Verhältnisse, an eine Förderung der sittlichen Zustände zu denken, kam niemand in den Sinn. Wer will es da dem armen Volke verargen, daß es seine Sympathieen einer Lehre versagte, deren unwürdige Vertreter weder den Willen noch die Kraft besaßen, dem Unwesen zu steuern? Vergeblich klagt Luther: „Der fröhliche Sieg wird durch böse Gerüchte verunstaltet. So groß ist die Raubsucht der Unsern, daß die Einwohner gar bald wieder nach ihrem Mezentius verlangen werden. Es kommt das Ende, es kommt das Ende!“[89]

Inzwischen ließ Herzog Heinrich kein Mittel unversucht, um wieder in den Besitz seines Fürstentums zu gelangen. Auch bei dem Kaiser ließ er es nicht an Bemühungen fehlen. Der aber hatte die protestierenden Stände für seine Kriege nötig und wollte ein gutes Einvernehmen mit ihnen, „es sei dem Papste lieb oder leid“. Granvella sagte, „Heinrich habe verdient, was ihm widerfahren, er sei an allem schuld“[90]. Besonders den Landgrafen suchte die kaiserliche Politik auf alle Weise sich zu verbinden. So blieben denn die Verhandlungen, die 1543 und 1544 auf den Reichstagen zu Regensburg und Speier über die braunschweigische Angelegenheit geführt wurden, ohne Erfolg. Als einige Mitglieder des Bundes zur Rückgabe des Fürstentums geneigt waren, meinte der Landgraf, man dürfe die evangelischen Unterthanen nicht wieder dem Wolfe befehlen[91], und auch die Wittenberger Theologen sprachen sich mit Entschiedenheit gegen die Restitution des Herzogs aus[92].

Welche Stimmung im Frühjahr 1544 zur Zeit des Speierschen Reichstages in den evangelischen Kreisen herrschte, läßt eine pseudonyme Flugschrift erkennen, welche den Titel führt: „Ein wunderlich, seltsam und neu Geburt des Babylonischen alten und jetzund neuen Waldochsen, im Herzogtum Braunschweig geboren,

samt dem Summario seiner vollbrachten Unthaten ꝛc.“ [9]. Der alte Waldochse ist der König Nebukadnezar, von dem der Prophet Daniel zu erzählen weiß, er sei wegen seines Übermuts aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen und habe Gras gefressen wie Ochsen; nachdem er aber sich bekehrt habe, sei er wieder zur Vernunft und zu seinen königlichen Ehren gekommen. Der neue Waldochse ist Herzog Heinrich. Gott hat ihn wegen seiner Frevel vertrieben. Verharrt er in seinem Stolz, und meint er, durch seine oder anderer Leute Gewalt in sein Land wieder hineinzukommen, Gott zum Trutz, so ist er verloren und „muß bis an sein Ende Heu fressen“. Nur Demütigung vor Gott kann ihm helfen. „Wenn nun der Gott“, so schließt die für die Kenntnis der Tagesstimmung nicht uninteressante Schrift, „der den neuen Waldochsen (wollte Gott, daß er sich also erkennt!) ausgehoben, wieder gut braunschweigisch wird, so muß er [in sein Land] einkommen: alldieweil aber das nicht, so ist alles Praktizieren verloren; denn der aller Menschen Königreiche Gewaltige ist wider ihn und macht alle seine Anschläge zunicht durch den Engel, der vor ihm steht mit bloßem Schwert, so lange bis er ihn, Gott, lernt erkennen und seine Sünde beklagen, wie der Nebukadnezar gethan. Dazu helfe ihm und uns allen Jesus Christus! Amen.“

Im folgenden Jahre (1545) wurden zu Worms die Verhandlungen wegen des Herzogtums Braunschweig wieder aufgenommen. Der Kaiser hatte inzwischen durch den Frieden zu Crespy für die Ordnung der deutschen Verhältnisse freie Hand gewonnen und brauchte auf den Landgrafen keine Rücksicht mehr zu nehmen. Mit großem Ernst verlangte er daher, daß ihm das eroberte Land zur Sequestration durch zwei von ihm zu benennende Reichsfürsten übergeben werde. Die Schmalkaldischen waren denn auch angesichts der veränderten politischen Situation bereit, sich zu fügen; aber Heinrich, der die Ländergier der Habsburger kannte und auf diese Weise erst recht seines Erbes verlustig zu gehen fürchten mußte, verließ Worms, ohne die Kapitulation unterzeichnet zu haben. Die Uneinigkeit der Gegner, ihre Fügsamkeit gegen den Kaiser gaben ihm die Hoffnung, daß er sein Land mit eigener Faust wiedergewinnen könne. So blieb das Herzogtum einstweilen noch im Besitz der Schmalkaldischen.

Die hoffnungsvolle Stimmung des Herzogs spricht sich in einem Liede aus, das um jene Zeit in seiner Umgebung gesungen sein muß[94]. Es führt die Überschrift: „Heinzens Lied wider die Evangelischen" und ist nur noch in einer hochdeutschen Übersetzung aus dem Niederdeutschen vorhanden. Es läßt die Gegner des Herzogs zu einem Tanze sich vereinigen, zu dem Luther die Musik macht. Auf ihn beziehen sich folgende Verse:

Den Tanz hat vorgesungen
Ein wütend Eberschwein,
Vom Wald hereingedrungen,
Das schwarz Waldbrüderlein,
Lange Zeit mit scharfen Zähnen
Gebissen um sich her,
Thut keinen Mann verschonen,
Der nicht will pfeifen wie er.

Schau, was ist guts entstanden
Aus deiner berühmten Lehr?
All Bosheit ist vorhanden,
Nimmt zu je länger je mehr;
Der Glaube schwebt auf der Zungen,
Die Liebe ist worden kalt:
Wie du das Lied gesungen,
So tanzen jung und alt.

Besonders giftig ist der Dichter gegen die bunte Katze von Hessen. Er ruft ihr spöttisch zu:

Bunt Kätzlein, halt dich feste,
Hab acht wohl auf dein Spiel,
Bleib in deim hungrigen Neste,
Friß Speckes nicht zu viel!
Mit Bös hast du vergolten
Das Gute an dir gethan:
Der Lau führte dich in Hulde,
Hast ihm geben bösen Lohn.

Bunt Kätzlein, halt dich feste,
Mach Murrens nicht zu viel;
Du lädst viel fremder Gäste,
Setze du ein anderes Ziel!

Vor dir bleibet nichts stille,
Willst des Lauen Acker han:
Dafür er dich wird fillen,
Dein Fell zum Kürschner thon.

Herzog Heinrich ließ es bei den Drohungen nicht bewenden. Schon 1544 hatte er ernstlich an kriegerische Rüstungen gedacht und geäußert, „er wolle nach Wittenberg und da Doktor werden“[95]. Im Herbst 1545 brachte er mit französischem Gelde ein starkes Heer zusammen und nahm im September 1545 das Herzogtum, ohne Widerstand zu finden, bis auf Wolfenbüttel in Besitz. Überall beseitigte er die neuen Kircheneinrichtungen, vertrieb die Geistlichen, die nicht zu den alten Lehren und Gebräuchen zurückkehren wollten, und ließ die nach evangelischem Ritus getauften Kinder einer abermaligen Taufe unterziehen[96]. Aber schon eilte der Landgraf herbei, kursächsische Truppen und Herzog Moritz von Sachsen vereinigten sich mit ihm. Herzog Heinrich zog ihnen entgegen, in der Gegend von Northeim kam es zum Treffen. Das Glück war nicht auf Heinrichs Seite, und Herzog Moritz, der vom Kaiser beauftragt war, zu Gunsten Heinrichs zu vermitteln, konnte es nicht verhindern, daß der Herzog samt seinem ältesten Sohne Karl Viktor am 11. Oktober des Landgrafen Gefangener ward. Der Sieger ließ den ehemaligen Freund nach der Festung Ziegenhain abführen. Es schien, als ob im Fürstentum Braunschweig die Herrschaft des Schmalkaldischen Bundes nun doch noch Bestand gewinnen sollte.

Die Flugschriften, zu welchen der siegreiche Feldzug den Evangelischen Anlaß gab, beschränken sich zum großen Teil auf eine Darlegung der historischen Vorgänge, so besonders die „Neuen Zeitungen“, von denen einige auf unsere Zeit gekommen sind[97]. Nur selten tritt in diesen Referaten hervor, was auf die Stimmung des Tages schließen ließe, doch fehlt es auch hier nicht an einem gelegentlichen Ausfalle gegen den „deutschen Türken, neuen Pharaonem und Saulum, den man sonst Herzog von Braunschweig nennet“[98].

Von den Reimgedichten jener Zeit möge nur eins Erwähnung finden. Sein Titel: „Triumph des durchlauchtigen Schmöckers Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, obersten

Gubernatoren aller papistischen Meuterei und Unart" genügt, um den Inhalt zu kennzeichnen[99].

Die „schönen neuen Lieder" von denen mehrere auf unsere Zeit gekommen sind, gehen zum Teil sehr genau auf den Verlauf der Ereignisse ein. So singt ein Dichter von der Gefangennahme des Herzogs:

Der Landgraf sagt zum Herzog an:
„Wilt du dich gefangen geben?"
Herzog sagt: „Ja, Herr, ich will's thon!"
Der Sohn hielt auch daneben,
Gab sich auch ganz gutwilliglich.
Der Langraf redt ganz zorniglich:
„Du loser Mann, was zeucht dich,
Daß du mir wolltst nehmen's Leben?"

„Brief, Siegel, dein geschwornen Eid
Hast du allsamt zerbrochen,
Nit fürstlich gelebt, das ist mir leid;
Ich bin an dir schon gerochen;
Will dich besser, dann du würdig bist,
Halten jetzt zu dieser Frist,
Wiewohl's vor Gott die Wahrheit ist:
Hättst konnt, hättst mich erstochen"[100].

Und in einem andern Liede heißt es:

Sie führten ihn aus dem Haufen
Mit Karol seinem Sohn,
Als wären sie zu kaufen,
Ins Elend müssen sie gon . . . .
Das mag man sagen hie und dort,
Daß seider Adams Zeiten
Solch Buße ward nicht gehört[101].

Die alten Skandalgeschichten treten in den meisten der Flugschriften jener Zeit, namentlich in den Liedern, so gut wie ganz zurück. Sie hatten im Laufe der Jahre für das Publikum das Interesse verloren, und angesichts der dunkeln Wolken, die sich dichter und dichter gegen die Protestanten am politischen Horizonte zusammenzogen, war es nicht mehr recht an der Zeit, aus ihnen Kapital zu schlagen.

In der That war die Lage äußerst bedenklich. Der Kaiser

hatte den ernstlichsten Willen, sich im Reiche als Herr und Gebieter zu zeigen. Die Römischen erhoben überall das Haupt. Es war niemand verborgen, daß der Ausgang des Braunschweigischen Krieges von der größten Bedeutung war. Ein „panischer Schrecken" verbreitete sich in Wittenberg, als man von dem Anzuge des wilden „Lykaon" hörte[102]. „Man kämpfe nicht", so schreibt Melanchthon, „um die dem Lykaon abzujagende Beute, sondern um den Bestand aller evangelischen Kirchen"[103], und Luther meinte, „jetzt bräche der Pfaffenkrieg aus, der schon länger als zwanzig Jahre gedroht. Man wisse recht wohl, daß die papistischen Pfaffen und Bischöfe dem Herzoge das Geld dazu gegeben hätten. Dem Kaiser sei nicht zu trauen"[104].

So erscheint denn auch in den evangelischen Liedern jener Zeit der Sieg über den Herzog als ein überaus großer Gewinn. Gar freudig singt ein Dichter:

Frisch auf in Gottes Namen,
Ihr werten Fürsten Christi groß!
Fürwahr, ihr macht zu Schamen
Papisten all auf einen Kloß,
Daß sie die Köpf schlan nieder
In großer Erschrockenheit;
Berupft ist ihr Gefieder,
Ihr Geld wird ihnen nicht wieder
Bis nun in Ewigkeit.

Verstoben und verflogen
Sein bald die Eisenfresser groß;
Hie wollt nicht sein verzogen,
Flohn all, als wärn sie nackt und bloß;
So geht's den Gottesfeinden,
Daß sie sich dünken lan,
Wie sie von schlechten Winden
Eine große Furcht empfinden,
Eine Maus sie jagen kann[105].

In einem „Neuen Liede von der Niederlage Herzogs Heinrich von Braunschweig" läßt sich der Dichter vernehmen:

Freu dich mit großem Schalle,
Ganz deutsche Nation,
Dieweile ist gefallen
Der Bosheit höchste Kron;

Der ihm hat vorgenommen,
Im ganzen deutschen Land
Gotts Wort wollt er verstummen,
Gott hat ihm das verkommen,
Ist worden gar zu Schand.

Gottlob! es ist gefallen
Der teuflisch, grimmig Drach,
Der das Reich und Fürsten alle
Oft bracht in Ungemach.
Zu Ziegenhain auf dem Schlosse
Muß er sein Lager han;
Sein Tück wollt er nicht lassen,
Des muß er mit Verdrosse
Den Spott zum Schaden han[106].

Durchweg erklingt in diesen Liedern, wie auch in vielen aus der früheren Zeit bei aller Parteileidenschaft doch ein tief religiöser Ton und erinnert an den Hauch, der durch Luthers Kampf- und Siegeslied hindurchweht, und an die Glaubensfreudigkeit, in der die Schmalkaldischen auf ihre Fahne die Worte setzten: Verbum Dei manet in aeternum. In solchem Sinne schließt ein Dichter sein „schönes neues Lied“:

Ach Gott vom Himmelreiche,
Du väterliche Kraft,
Du regierst ganz wunderleiche,
Kräftig, aus einiger Macht.
Nun gebet Gott die Ehr allein,
Dem soll man billig danken,
Die ganze christliche Gemein.

Nun hat der Zug ein Ende,
Gottes Wort das bleibt bestan;
Er muß in das Elende,
Sein Volk das floh davon;
Und wär der Haufen noch so stark,
So höret Gott die Ehre
Und seim göttlichen Werk[107].

Die Schmalkaldischen standen nach Heinrichs Gefangennahme auf dem Höhepunkte ihrer Macht; sie waren aber in Verlegenheit, was mit dem Gefangenen werden sollte. Die zahlreichen

Verwandten, Freunde und Parteigenossen des Herzogs verwendeten sich angelegentlich für seine Freilassung, und der Landgraf schien auch geneigt, ihnen nachzugeben. Da veröffentlichte Luther kurz vor Weihnachten 1545 auf Anregung des sächsischen Kanzlers Brück ein „Sendschreiben an den Kurfürsten und Landgrafen“ [108] und ermahnte darin die Fürsten mit großer Entschiedenheit, gegen dergleichen Bemühungen stark und fest zu bleiben. Der Herzog habe durch seine frühere unerhörte Tyrannei und Wüterei das Vertrauen verloren, und wenn er Buße und Besserung gelobe, so könne das nur eine falsche, fuchsische Buße sein. Den löblichen Verwandten stehe es zwar nicht übel an, für ihren Freund treulich und ernstlich zu bitten; aber Heinrich sei von dem herrlichen Stamme ein ungeratener, störriger, wilder, ungezogener Zweig, sonderlich dem Dienste des Götzen zu Rom ergeben und darüber in große Lästerung Gottes und andere böse Thaten gefallen. Er selbst sei auch nicht steinernen Herzens oder eisernen Gemüts und gönne niemand böses; er wünsche wohl, der Gefangene sei König von Frankreich, sein Sohn König von England, das könne nichts schaden. Hier aber sei zu bedenken, daß Gott dieses Mal nicht allein die Person des Herzogs von Braunschweig, sondern den Papst und den ganzen Körper des Papsttums getroffen und geschreckt habe. Die Papisten seien schon seit vielen Jahren mit bösen Ränken und Tücken umgegangen, bei dem Einfall des Herzogs hätten sie allerorten schon triumphiert, daß nun die Ketzerei ausgerottet und vertilgt werde. Es heiße Gott versuchen, wolle man jetzt ihren hauptsächlichsten Heerführer loslassen. Hernach werde die Reue allzu schwer, vielleicht umsonst sein. Herzog Heinrich habe durch seine vielen Frevel gegen Goslar, den Doktor Dellingshausen, durch den Mordbrand ꝛc. wohl die Hölle verdient; seine Verjagung und sein Gefängnis seien noch gar nicht die rechte, verdiente Staupe, sondern ein Fuchsschwänzlein, damit er säuberlich und gnädiglich zur Buße vermahnt werde. Folge er dieser Mahnung, so werde wenigstens seine Seele gerettet werden. Vorläufig seien die Gedanken des Herzogs noch nicht offenbar; man wisse, daß er den Kriegszug nicht allein vermocht habe, und daß aus Welschland treffliche Rüstung in das deutsche Land geschickt gewesen sei. Werde es laut, daß der Papst oder sonst jemand es ge-

thun, so könne man weiter beratschlagen. — Im zweiten Teile vermahnt dann Luther die Evangelischen, daß sie sich ihres Sieges nicht rühmen, sondern Gott die Ehre geben sollen, der allein der rechte Krieger sei und heiße. Sie möchten weder zur Linken noch zur Rechten weichen. Links gingen die, welche sich nicht rüsten wollten, obwohl Gott ihnen die Möglichkeit gegeben, nach rechts aber die, welche sich auf ihre eigene Rüstung, Klugheit und Stärke verließen. Die Mittelstraße heiße: „Gott hat Wohlgefallen an denen, die ihn fürchten und seiner Güte trauen."

Das Sendschreiben ist das letzte Wort, das Luther über Heinrich veröffentlicht hat. Ist es auch viel ruhiger und gemäßigter gehalten, als das Büchlein, in dem er fünf Jahre zuvor Heinz von Wolfenbüttel bekämpft hatte, so zeigt es doch deutlich genug, daß der sittliche Unwille über den trotzigen Feind des Evangeliums noch fest im Herzen des Reformators haftete. Den weiteren Verlauf der braunschweigischen Händel hat Luther nicht mehr erlebt. Schon wenige Wochen nach der Publikation seines Sendschreibens ging er ein zu dem Frieden, nach dem er schon so lange verlangt hatte.

4.
Schluß.
1547—1568.

Die Trauerglocken, welche Luthers Tod in Bewegung gesetzt hatte, waren kaum verklungen, als der Krieg zwischen dem Kaiser und den Protestanten zum Ausbruch kam. An der Donau und auf der Lochauer Heide sank die Macht des Schmalkaldischen Bundes in den Staub. Da nahm im Herzogtum Braunschweig das ungeordnete und gewaltthätige Regiment, das die Statthalter der Einigung nur zu lange zum Verderben des Landes von Wolfenbüttel aus geführt hatten, ein rasches Ende. Für Heinrich öffneten sich die Thüren seines Gefängnisses, im Sommer des Jahres 1547 kehrte er in das Erbe seiner Väter als Herrscher zurück. Vor seiner Entlassung aus Ziegenhain hatte der Herzog in einem mit dem Landgrafen abgeschlossenen Vertrage versprochen, „er wolle niemand im Lande Braunschweig-Wolfenbüttel von seiner Religion dringen, noch auch die Städte Goslar, Braunschweig und Hildesheim oder deren Unterthanen der Religion halber beschweren“[109]; trotzdem ließ er es nicht an ernstlichen Versuchen fehlen, den Katholizismus in seinem Lande in die verlorenen Positionen zurückzuführen, zunächst im Sinne des vom Kaiser als Reichsgesetz erlassenen Interims. Nur die Stadt Braunschweig widerstand mit Erfolg seinen katholisierenden Bestrebungen; in den übrigen Teilen des Landes lasen die Pfaffen wieder die Messe, wie sie es vor der schmalkaldischen Occupation gethan; nur wenige mieden um des evangelischen Glaubens willen das Land.

Mit der Zeit milderte sich Heinrichs Abneigung gegen das evangelische Christentum, und in demselben Maße gewann die Religion, die ihm in seiner Jugend und in seinen Mannesjahren wenig mehr als äußere Form gewesen, in seinem Herzen Raum und Geltung. Das Unglück übte an ihm seine läuternde Kraft. Schon in Ziegenhain hatte er fleißig in der Bibel gelesen und mit Geduld und Ergebung sein Los tragen gelernt[110]. Als dann im Jahre 1553 die Schlacht bei Sievershausen ihm seine beiden hoffnungsvollen ältesten Söhne raubte, da stand er zwar ohne Thränen und ohne ein Wort der Klage an ihrem Sarge, aber der Schmerz haftete doch tief und lange in seinem Gemüte[111]. Man darf nicht zweifeln, daß er erkannte, wie mißlich es ist, wenn ein Mann sich auf Menschen verläßt und Fleisch hält für seinen Arm. Mit dem zunehmenden Alter schwand mehr und mehr das Ungestüm und die Leidenschaft. Er wurde versöhnlicher, trat zu der Stadt Braunschweig wieder in ein freundliches Verhältnis, selbst mit dem Landgrafen kam im Jahre 1553 ein Ausgleich zu Stande[112]. Das Wohl seiner Unterthanen lag ihm redlich am Herzen, und mit treuem Eifer war er bemüht, nach Kräften die Wunden zu heilen, die seine vielen Fehden und Kriege dem Lande geschlagen hatten.

Für seine Person blieb der alternde Heinz der römischen Kirche treu, aber er duldete evangelische Männer in seiner Umgebung und gewöhnte sich an den Gedanken, in seinem protestantischen Sohne Julius seinen Nachfolger zu sehen. Gegen Ende seiner Regierung gestattete er sogar in seinem Fürstentum das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und als ihm hinterbracht wurde, sein Hofgesinde habe in der fürstlichen Kapelle das Lutherische Lied „Es woll uns Gott genädig sein“ angestimmt, erwiderte er ablehnend: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig sein?“

So ward Herzog Heinrich nach Jahrzehnten der Unruhe ein friedlicher Lebensabend zu teil. Sanft und gottergeben entschlief er am 11. Juni 1568 zu Wolfenbüttel in der Burg seiner Väter, ein fast achtzigjähriger Greis. Was ihn ein Vierteljahrhundert vorher für die Protestanten zum „Heinz von Wolfenbüttel“ gemacht hatte, war verblaßt, geläutert, gesühnt. Ein protestantisch gesinnter Geistlicher hat ihm die Leichenpredigt gehalten. Es

kennzeichnet die versöhnte Stimmung der Evangelischen, wenn derselbe dem „Wilden Manne“ nachruft: „Hat dieser Herr und Landesfürst, wie er denn an Fleisch und Blut auch ein Mensch gewesen, wie wir alle sind, in seiner Jugend oder sonsten dem Fleisch nachgehänget und durch menschliche Blödigkeit und Schwachheit des Fleisches gestrauchelt und gesündigt, so hat ihn Gott wiederum wohl gepanzerfeget, gestäupet und gezüchtigt, hat ihm Unglück und Widerwärtigkeit genug zugeschickt, hat ihn von Landen und Leuten verjagen, ja auch gefänglichen halten lassen, hat auch sein Fleisch durch schwere, langwierige Krankheiten wohl martern und kreuzigen lassen, daß er's wohl wird gefühlet und oft beklaget haben und mit tiefem Seufzen und reuigem Herzen zu Gott um Gnade und Vergebung der Sünden gebeten. Und weil denn Gott des armen Sünders Tod nicht begehret, sondern will, daß er sich bekehre und lebe, so wollen wir auch nicht zweifeln, der barmherzige, gütige Gott werde auch ihrer fürstlichen Gnaden den Trost seiner Gnade nicht entzogen haben. Denn es ja gewiß ist, daß kein Sünder so groß ist, Gottes Güte und Barmherzigkeit ist viel tausend Mal größer“ [113].

Anmerkungen.

1) An einer Biographie Heinrichs des Jüngern fehlt es leider noch immer. Die kleine Schrift von W. Elster, Charakteristik Heinrich des Jüngern (Braunschweig 1845), will selbst nur ein Vorläufer für eine ausführliche, aber nicht erschienene Arbeit sein. Havemanns Darstellung im 2. Bande seiner Gesch. der Lande Br. u. Lüneb. ist weder erschöpfend noch hinlänglich scharf in der Schilderung des kirchlichen und politischen Standpunktes des Herzogs. Seine Stellung zur Reformation behandelte außer Schlegel, Kirchen- und Reformationsgesch. von Norddeutschland und den Hannoverschen Staaten Bd. II (1829), ausführlich Lentz, Geschichte der Einführung des evang. Bekenntn. im Herzogtum Braunschw. (Wolfenb. 1830). — Die hier gegebene Darstellung gründet sich hauptsächlich auf Studien, deren Resultate der Verfasser in einem Aufsatze über „Die Reformation des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel unter dem Regimente des Schmalkaldischen Bundes 1542—1547" (Zeitschr. des histor. Ver. f. Niedersachsen 1868, 243—338) niedergelegt hat. Vergl. auch den Vortrag „Heinrich d. J. und die Reformation" in des Verfassers Lebens- und Charakter-Bildern (Wolfenbüttel 1881).

2) Anderer Abdruck der Verantwortung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gegen Herzog Heinrich d. d. Torgau, Mittwoch nach Pfingsten 1540, abgedruckt bei Hortleder, Handlungen und Ausschreiben von den Ursachen des deutschen Kriegs Th. I, Buch IV, Kap. 9, § 64.

3) J. J. Müller, Historia von der evang. Stände Protestation und Augsburger Conf. (Jena 1705) 655. 835.; Salig, Hist. v. d. Augsb. Conf. (3 Bde., Halle 1730—35) I, 224. 325; Seckendorf, Hist. Lutheranismi (Ed. II, Lips. 1694) II, § 78, add. o; Luthers Briefe von de Wette IV, 70; Th. Kolde, Analecta Lutherana (Gotha 1883) 133.

4) Rehtmeyer, Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig III, 9; Luthers Werke, Altenb. Ausg. II, 79, Walchs Ausg. XV, 2622 f.

5) G. K. Seidemann, das Dessauer Bündnis vom 26. Juni 1525, in der Zeitschr. f. d. hist. Theol. XVII (1847), 638 ff.

6) Havemann II, 224; Hortleder Th. I, B. IV, Kap. 7, § 86; Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Ref. IV, 113.

7) Die Verträge zwischen Heinrich und dem Landgrafen bei Hortleder Th. I, B. IV, Kap. 7; vergl. Havemann II, 222. Über die Würtembergische Angelegenheit überhaupt vergl. die betreffenden Abschnitte bei

v. Rommel, Philipp der Großmütige, Landgraf v. Hessen (3 Bde., Gießen 1830); Hayd, Ulrich Herzog zu Württemberg (3 Bde., 1841—44); Wille, Philipp der Großmütige und die Restitution Ulrichs von Wirtemberg (Tübingen 1882).

8) v. Rommel, Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen I, 345 373. 374.

9) v. Liliencron, die histor. Volkslieder der Deutschen IV. 270.

10) Der sogenannte „Fürstentag" zu Braunschweig war auf den Sonntag Oculi (24. März 1538) zusammengerufen, vergl. Rehtmeyer, Kirchenhistorie der St. Br. III, 121. Die Verweigerung des freien Geleits wird in den Beschwerdeschriften der schmalkaldischen Fürsten gegen Herzog Heinrich, die sich bei Hortleder Th. I, Buch IV abgedruckt finden, bis zum Überdruß besprochen. Vergl. auch Havemann II, 223 f.

11) Hortleder Th. I, B. IV, Kap. 2.

12) Hortleder Th. I, B. IV, Kap. 3.

13) Die Leichpredigt des Petrus Ulner von Gladbach, Abts des Kaiserlichen freien Stifts zum Berge vor Magdeburg (Wolfenbüttel 1568 in 4°) findet sich in der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel, auch in der an älteren Drucken sehr reichen Gymnasialbibliothek zu Holzminden. Die Stelle steht H. 2.

14) Ranke, deutsche Gesch. im Zeitalter der Ref. IV. 190. — Wäre die schwere Anschuldigung, welche der ultramontane Historiker Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters Bd. III (8. Ausg. Freiburg i. Br. 1883) S. 446. 504 gegen die sittliche Reinheit des Kurfürsten vorbringt, begründet, so würde es absolut unbegreiflich sein, wie die in jener Zeit nimmer ruhende Klatschsucht sich einen so willkommenen Stoff hätte entgehen lassen sollen. Hier wäre wahrlich eine Kritik der Quellen am Platze gewesen, ehe Janssen es versuchte, das bis dahin unangefochtene Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt umzustoßen. Die S. 446 mitgeteilte Bezichtigung seitens des Landgrafen stammt aus einer Zeit, in welcher derselbe gegen seinen Verbündeten im höchsten Grade verstimmt war und nach jedem Anlaß griff, um die ihm wegen seiner Fleischeslust gemachten Vorwürfe erwidern zu können. Es ist doch mindestens sehr gewagt, auf eine so vereinzelte und in so gereiztem Gemütszustande gelegentlich hingeworfene Äußerung eines in sittlicher Hinsicht laxen Gewährsmannes sein Urteil zu gründen. Nicht besser steht es mit der von den Zeitgenossen offenbar gar nicht beachteten Skandalnotiz eines Flugblattes aus dem J. 1545, die Janssen S. 504 mit dem Zusatze „wenn sie begründet ist" ans Tageslicht zieht. Er ist über die Berechtigung der schweren Anklage selbst zweifelhaft und trägt doch kein Bedenken, sie mit Behagen in die Welt zu schleudern. Sapienti sat! Semper aliquid haeret.

15) Die Trauung fand zu Rothenburg an der Fulda statt. Köstlin, Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften (Elberfeld 1875) II, 513 giebt als Tag der Trauung den 3. März an, während der 4. März das

richtige Datum ist. Vergl. M. Lenz, Briefwechsel Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen mit Bucer I (Publikationen aus den K. Preuß. Staatsarchiven V. Leipz. 1880) S. 334. — Über den Charakter des Dionysius Melander vergl. Köstlin II, 316 f. 318. 469. — Wie die Doppelehe des Landgrafen von dem Standpunkte des evangelischen Christentums zu beurteilen sei, zeigt Köstlin, Martin Luther II, 468 ff. und namentlich in seiner neuesten Schrift: Luther und Janssen, der deutsche Reformator und ein ultramontaner Historiker (Halle 1883) S. 51 ff.

16) Das geschichtliche Material über Eva von Trott ist am ausführlichsten zusammengestellt von H. v. Strombeck in der Zeitschr. des Harzvereins f. Gesch. und Altertumskunde, 2. Jahrg. 1869, Heft 3. S. 11 ff. Vergl. Havemann II, 231 ff.

17) Luthers Briefe von de Wette V, 309. 372. Vergl. besonders die auch in der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel vorhandene Flugschrift „Newe zeitung von Rom, Woher das Mordbrennen kome? 1541", abgedruckt bei Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit (3 Bände, 2. Aufl. Hannover 1863) I, 210 ff. Die weiteren Nachweisungen bei de Wette VI, 570, Anm. 5; Burkhardt, Luthers Briefwechsel 363.

18) Die Streitschriften der Fürsten sind abgedruckt bei Hortleder im 4. Buche des 1. Theils. Derselbe hat aber, wie er selbst in der Vorrede sagt, die ehrenrührigen Ausdrücke der „abscheulichen Schmach-, Injurien- und Famosschriften" so viel wie möglich „als ein rechtes Unkraut ausgejätet, weggeworfen und ausgetilgt". Um den Ton der Streitschriften kennen zu lernen, ist die Durchsicht der Originaldrucke notwendig. Die Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel besitzt davon eine sehr reiche Sammlung. Vergl. auch Prauns Bibliotheca Brunsvico-Luneburg. (Wolfenb. 1744) S. 224 f.

19) Chytraei Chron. Sax. II, lib. XV, p. 306; Seckendorf III, 69, add. 2.

20) Kolde, Analecta Lutherana 377.

21) Luther erwähnt am 13. Oktober 1539 eine den Mord des Doktors Dellingshausen betreffende „Neue Zeitung", de Wette V, 209, am 10. November 1540 Cyclopis furiosi scriptum contra Brunsvicensem, de Wette V, 313. Die zuletzt erwähnte Schrift könnte sein: „Der Mordtbrennner Zeichen und Losunge, etwa bey drey hundert vnd viertzig ausgeschickt", abgedr. bei Hortleder Th. I, B. IV, K. 13. Vergl. de Wette VI, 570, Anm. 5.

22) Die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt von einem nicht weiter bekannten Dichter:

ELEGIA | QVANTA DAEMO- | NIS IN PIOS SAEVITIA, QVAN | ta uicissim in impios Tyrannos ira sit, | exemplo Henrici Iunioris Ducis | (olim) Brunsuicensis | ostendens. | M. Christophorus Copehenus Erphurdianus. | 3 Distichen: Bella canant u. s. w. — 1 Bogen kl. 8°, letzte Seite leer, o. O. u. J. (1542).

Fünf Distichen dieser Elegie hat Burkard Waldis auf das Titelblatt seines Reimgedichts vom Wilden Mann gesetzt, vergl. Anm. 87 und besonders Koldewey, Burkard Waldis' Streitgedichte gegen Heinrich d. J. (Halle 1883) S. 25.

In der Wernigeröder Bibliothek Ri. 278 Nr. 14 befindet sich ein 14 Distichen umfassendes Gedicht auf den mißhandelten Dellingshausen:

EPITAPHIVM | CVNRADI DILLINGSHVSEN EM- | beccensis, Iurisconsulti, interfecti ab Henrico | Brunsuicensi tyranno. — Quartblatt, nur auf einer Seite bedruckt, o. O. 1542.

Ferner sind der Expostulation Satanae (Anm. 36) und dem dagegen erlassenen Dialogus (Anm. 66) Epigramme eingefügt, die davon zeugen, daß es weder auf seiten des Landgrafen noch des Herzogs an Gelehrten gefehlt hat, die sich auf die Verfertigung lateinischer Spottverse wohl verstanden. Ebenso ist dem Lykaon des Burkard Waldis ein lateinisches Epigramm beigegeben, vergl. Koldewey, Burkard Waldis S. 23, und ein Reimgedicht aus dem Jahre 1545 (Anm. 99) hat deren sogar zehn aufzuweisen.

23) Der Wolfenbüttelsche Reim und das Contrarium sind hier unter Modifizierung der Orthographie aus einer gleichzeitigen handschriftlichen Aufzeichnung der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel (ohne Nummer in 4°) mitgeteilt. Aus derselben Handschrift sind die Bruchstücke des Contrareims entnommen. Eine andere mehrfach abweichende Handschrift dieser drei Gedichte findet sich in der Stadtbibliothek zu Hannover, nach welcher sie abgedruckt sind in der Zeitschr. des hist. Ver. f. Niedersachsen 1852, S. 154 f.

24) Havemann II, 284.

25) v. Liliencron IV, 596.

26) Havemann II, 35.

27) v. Liliencron III, 391.

28) Havemann II, 219.

29) De Wette V, 273.

30) v. Liliencron IV, 176 Anm. Der Dialog ist vorhanden in der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel. Von Melanchthon wird Konrad Braun ein Sykophant, von Cruciger ein homo veterator et vafer genannt, Corpus Reformatorum IV, 1163. 1184. Die Auszüge bei Janssen, III, 375 genügen nicht zur Charakteristik der bei Hortleder (erst in der 2. Auflage von 1645, Th. I, Bd. I, Kap. $\frac{\text{XXXII}}{\text{XXXII}}$, nicht in der ersten von 1617) abgedruckten Schrift.

31) Abgedruckt in der Zeitschr. des hist. Ver. f. Niedersachsen 1850, S. 1 ff.; bei Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit (3 Bde, 2. Aufl., Hannover 1863) I, 48 ff.; in Scheible, Schaltjahr IV, 657; bei v. Liliencron, IV, 176. Amsdorf wird als Verfasser genannt von Goedeke, Grundris S. 265, § 141, No. 161. Vergl. Weller, Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen I, 34; II, 501, wo das Jahr zu berichtigen ist.

32) Quadruplik des Herzogs gegen den Kurfürsten vom 31. Mai 1541, Bogen M 4b.

33) Abgedruckt bei v. Liliencron IV, 179 ff. Vergl. Weller, Annalen I, 35; II, 501. Vorhanden auch in der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel.

34) Corp. Ref. IV, 150. 151.

35) Euangelische, | Brüderliche, getrewe | vnterrichtung, durch | Meister Justinum warsager | Nachrichtern zu Warheits- | brun, jnn einem Sendbrieffe, | dem Landgrafen von Hessen | beschehen, belangendt, enthal | tung des viertelmessigen Ver | reterischen fleisch Böswichts, | Hansen Kochs, vnd andere | vnthaten, damit derselbig Landgrafe be- | schreiet vnd berüchtigt ist. | 1541. — 1 Bogen in 12°, o. O. 1541, letzte Seite leer. — Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel.

Schon in seiner gegen den Kurfürsten und Landgrafen gerichteten Schrift vom 24. November 1539 hatte der Herzog über Kochs Aufnahme Beschwerde geführt (Hortleder Th. I, Bd. IV, Kap. 6), und Koch hatte sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe in einer besondern Schrift vom Freitag nach Jubilate 1540 verteidigt (Hortleder, Th. I, Bd. IV, Kap. 8). Auch auf den Sendbrief des Justinus Warsager verantwortete er sich in einem an den Landgrafen gerichteten Schreiben vom Sonnabend nach Lätare (2. April) 1541 (Hortleder Kap. 21). — Am 1. März 1541 schreibt Cruciger von Wittenberg an Menius (Corp. Ref. IV, 112): Visus est hic paucarum pagellarum libellus editus ficto nomine, sed auctore minime dubio. Justinus Warsager carnificem se adpellat Landgravii ministrum; scribit ad suum dominum et ornat eum laudibus περὶ τῆς διγαμίας καὶ ἀναβαπτισμοῦ et aliis, quae horrendum est audire, et minatur adhuc atrociora. O tempora, o seculum! Eo ventum est, ut inimici principis sua scelera mundo palam occinant, quae praestabat obruta esse sempiternis tenebris.

36) In der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel befinden sich drei verschiedene Ausgaben des interessanten Pamphlets, zum Teil in mehreren Exemplaren:

A. Expostulation vnd | strafschrifft Satane des | Fürsten dieser welt, mit | Hertzog Heintzen von | Braunschweig, seinem ge- | schworen diener vnd lieben | getrewen, das er sich vnbil- | liger weise, in der person | eins Diephenckers wider | den Landtgrauen, nicht one | mercklich nachteil seines | Reichs, mit vngeschicktem liegen | eingelassen | habe. — 14 Bl. in 4°, letzte Seite leer, o. O. 1541, reiche Randverzierung des Titelblattes. Am Ende: Gedruckt in VTOPIA.

B. Expostulation vnd | straffschrifft Satane des Fürsten | dieser welt, mit Hertzog | Heintzen von Braunschweig, | seinem geschworen diener vnd | lieben getrewen, das er sich vnbillicher weise, in der person | eins Diephenckers wider | den Landtgrauen, nicht | one mercklich nachteil, | seines Reichs, | mit vngeschicktem | liegen eingelassen | habe. | Gedruckt in VTOPIA. — 14 Bl. in 4°, letzte Seite leer, o. O. 1541, fast dieselbe Randverzierung wie bei Ausgabe A. Am Ende: Gedruckt in VTOPIA.

C. Expostulation vnd strafschrifft Sa | tane des Fürsten diser welt mit her | tzog Heintzen von Braunschweig, seinem geschworen | diener vnd

lieben getrewen, daß er sich vnbillt= | cher weise, in der person eins dieb= henckers | wider den Landtgrauen, nicht one | mercklich nachteil seins reichs, mit vngeschicktem liegen | eingelassen habe. | Getruckt in VTOPIA. — 12 Bl. in 4°, zweite Seite des Titelblattes bedruckt, o. O. 1541.

37) Luther schreibt über diese Flugschrift an Melanchthon am 2. Ostertage (18. April) 1541 (de Wette V, 343 f.): Editus est libellus sub nomine Satanae ad Mezentium (Herzog Heinrich von Braunschweig), reprehendentis eum, quod non simulantius et tectius mentiatur et insaniat. Sed pulcherrimum poema hoc incipit agere, ut causam Landgravii notam vobis, si qua esset, defendi posse publice glorietur, tamen interim consistat in negando. Ille Melsingen nebulo tam bona sua dicta difficilius quam flammam in ore suo retinet. Daß Luther das in Prosa abgefaßte Pamphlet ein poema nennt, darf nicht auffallen. Herzog Heinrich nennt auch die voluminöse Schrift des Kurfürsten vom 4. April 1541 in seiner Quadruplik vom 31. Mai desselben Jahres ein „Schandgedicht". Die von de Wette a. a. O. und Burkhardt, Briefe Luthers S. 377 angeführten Schriften sind von Luther jedenfalls nicht gemeint.

Die Expostulation ist der erste Versuch, die Bigamie des Landgrafen zu rechtfertigen. Das interessante Büchlein wird von dem Verfasser eingehender besprochen in einem der demnächst erscheinenden Hefte der Theol. Studien und Kritiken, Jahrg. 1884. Bald nach der Expostulation erschien unter dem Pseudonym Hulderich Neobulus eine denselben Gegenstand in eingehender Weise behandelnde Flugschrift desselben Pfarrers Lening: „Dialogus, das ist ein freundliches Gespräch zweier Personen, ob es göttlichem, natürlichem, kaiserlichem und geistlichem Rechte gemäß oder entgegen sei, mehr denn ein Eheweib zugleich zu haben". Vergl. Köstlin, II, 519.

38) de Wette, V, 171. 271. 272. 273. 766; Corp. Ref. III. 824. 838. 1063. 1081; IV, 112. 168. 142. 144 u. öfter. Vergil erwähnt den Contemptor divom Mezentius Aen. VII, 648; X, 689.

39) Corp. Ref. III, 1093. 1126 f. 1231; de Wette, V, 309. 314. 322. 415. VI, 570 Anm. 5; Burkhardt 363.

40) Es ist die Duplik des Herzogs, datiert von Dienstag nach Omnium Sanctorum 1540. Der alte Druck trägt die Jahreszahl 1541. Allem Anschein nach ist sie erst nach Beginn des Jahres 1541 in Wittenberg bekannt geworden, vielleicht erst im Februar. Abgedr. bei Hortleder, Th. I. B. IV, Kap. 16. Die auf Luther bezügliche Stelle findet sich bei Hortleder in § 3.

41) Abgedruckt in Luthers Werken, Erl. Ausg. XXVI, 1; Wittenb. XII, 310; Altenb. 443; Jen. VII, 417; Leipz. XXI, 374; Walch XVII. 1645. Vor wenigen Jahren ist das Pamphlet neu gedruckt in der bei Velhagen und Klasing erscheinenden Sammlung klassischer Werke der deutschen Litteratur für Bücherfreunde und als No. 28 der von W. Braune herausgegebenen Neudrucke deutscher Litteraturwerke (Halle, Niemeyer). Der letztgenannten Ausgabe hat J. K. F. Knaake eine Einleitung vorausgeschickt, welche schätzenswerte litteraturgeschichtliche Nachweise enthält. Von den

Ausgaben des Jahres 1541 ist dem gelehrten Lutherkenner ein Marburger Nachdruck, welcher sich in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, entgangen:

Wider Hans | Worst. | D. Martinus | Luther. | Getruckt zu Marpurg. | M.D.XLI. — Bogen A—M 4°, letzte Seite leer.

42) de Wette VI, 281.

43) Vergl. die Einleitung von Knaake in dem in Anm. 41 erwähnten Neudrucke.

44) Die Stellen finden sich im Original der Quadruplik vom 31. Mai N2b, M1b und M4.

45) In Joan. Sleidani de statu religionis et reipublicae Carolo Quinto Caesare Coment. lib. XIII heißt es von Luthers Schrift: liber admodum vehemens; Lutherus acerrime respondet.

46) Janssen III, 496.

47) Corp. Ref. IV, 149: Liber tuus contra Mezentium hic avidissime legitur.

48) Corp. Ref. IV, 650 f.

49) Vergl. Knaakes Einleitung zu dem Neudruck (Halle 1880) und oben Anm. 41.

50) Schade, Satiren und Pasquille I, 93 f.

51) de Wette VI, 281.

52) de Wette V, 342.

53) de Wette V, 345.

54) Vergl. Erl. Ausg. 63, 366; de Wette V, 452. 484. 548 und sonst.

55) Havemann II, 230, wo leider die Quelle nicht angegeben ist.

56) Der ultramontane Historiker Janssen benutzt Luthers Pamphlet, um dem Zerrbilde, das er von dem Reformator entwirft, einen neuen verunstaltenden Pinselstrich hinzuzufügen. Auf S. 495 des 3. Bandes seines bekannten Geschichtswerkes läßt er sich vernehmen: „Unter dem Titel ‚Wider Hanswurst' hatte Luther gegen den Herzog eine Lästerschrift veröffentlicht, welche bei Vielen Zweifel erregte, ob der Verfasser ‚noch bei gesundem Verstande' sei". Da Janssen nicht sagt, wo die Vielen, die an Luthers Zurechnungsfähigkeit zweifelten, zu suchen sind, so muß es einstweilen dahin gestellt bleiben, ein wie großes Gewicht auf die Stimmen seiner Gewährsmänner zu legen ist. Daß er selbst im Ernst die Zweifel derselben teilen sollte, läßt sich bei seiner genauen Kenntnis des 16. Jahrhunderts und der groben Redeweise desselben, bei seiner Einsicht in die Vorgänge und Thatsachen, die politische Konstellation und die bis aufs äußerste gesteigerte Verbitterung der Parteien gar nicht annehmen. Was soll man aber von einem Historiker sagen, der „bei gesundem Verstande" ist und trotzdem eine derartige unbegründete Insinuation über ihren größten Sohn der deutschen Nation ins Angesicht schleudert?

57) Von diesem Pamphlet sind noch drei Ausgaben vorhanden: A. Newe

Zeitung. | Zween Sendbrieff, | An Hansen Worst, zu Wol= | ffenbüttel ge= schrieben. | Der Erste. | Vom Lucifer. | Der Ander. | Vom Diebhencker zu Wolffenbüttel. | Prouerbiorum XI. | Wer da guts sucht, dem wi= | derferet guts. | Wer aber nach vnglück rin= | get, Dem wirds begegnen. — $2\frac{1}{2}$ Bogen in 4°, letzte Seite leer, reiche Titeleinfassung. Am Ende: Gedrucket zu Wolfenbüttel, | nach Christi geburt, Jm | M. D. X. C. | — Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel. — B. Newe Zeitung. | Zween Sendbrieff, | An Hansen Worst, zu Wol= | ffenbüttel geschrieben. | Der Erste. | Vom Lucifer. | Der Ander. Vom Diebhencker zu Wol= | ffenbüttel. | Prouerbiorum XI. | Wer da guts sucht, Dem wi= | derferet guts, | Wer aber nach vnglück rin= | get, Dem wirds begegnen. — $2\frac{1}{2}$ Bogen in 4°, letzte Seite leer, dieselbe wie bei A. Am Ende: Gedruckt zu Wolffenbüttel, | nach Christi geburt, Jm | M. D. X. C. — Andere Ausgabe wie A, aber aus derselben Druckerei. — Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel. — C. Newe Zeitung. | Zween Sendbrieff, | An Hansen Worst, zu Wolffenbuttel ge= | schrieben. | Der Erste. | Vom Lucifer. | Der Ander. Vom Diebhencker zu Wolffenbuttel. | Prouerbiorum XI. | Wer da guts sucht, Dem widerferet guts, | Wer aber nach vngluck ringet, Dem wirds | begegnen. Anno XLI. — $2\frac{1}{2}$ Bogen in 4°, letzte Seite leer, o. O., am Ende keine Bemerkung wegen des Druckortes. — Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel; Stadtbibliothek zu Hannover; Wernigeröder Bibl. In. 865. — In einem handschriftlichen Verzeichnis der Wolfenbüttelschen Bibliothek aus dem vorigen Jahrhundert, die dort vorhandenen Spottgedichte wider Herzog Heinrich d. J. enthaltend, wird noch eine vierte Ausgabe notiert: „Gedruckt zu Wittenberg durch Geo. Rhaw". Dieselbe ist jedoch nicht aufzufinden. — Der Brief des Lucifer ist datiert: Geben in vnserm hellischen Schlosse den ersten tag Marcij, vnsers Reichs im 1541. jar, der des Diebhenkers: Geben eilent zu Wolffenbuttel am Montag nach Judica im XLj jar. Vom letztgenannten Tage (4. April) ist auch die Schrift des Kurfürsten gegen Herzog Heinrich datiert.

58) Abgedruckt in der Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1850 S. 28 ff.; bei Schade I, 80 ff. Vergl. Weller, Annalen I, 34, Nr. 159. II, 501; v. Liliencron IV, 174. Das Jahr ist jedenfalls 1541.

59) Äußerung des in Regensburg weilenden Frankfurtischen Gesandten v. Glauburg vom 18. Mai, bei Janssen III, 495.

60) d. d. Freitag nach Esto mihi, den 4. März, gedruckt zu Marburg und vollendet am 12. März 1541, abgedr. bei Hortleder, Th. I, B. IV, Kap. 19.

61) Hortleder, Th. I, B. IV, Kap. 22.

62) Corp. Ref. IV, 266.

63) Corp. Ref. IV, 144. 149. 258. 265 f. 269.

64) Corp. Ref. IV, 149. 183. 269.

65) Corp. Ref. IV, 183. Cruciger schreibt am 22. April an Luther: Mezentius hic dicitur ingentes tragoedias movere apud Caesarem de scriptis adversus eum libellis et nescio quid adversus te parare ac quaesivisse, ut hic exenderetur, quod tamen non permittet Caesar.

66) DIALOGVS oder gesprech wider ein vermeinte vngeschickte expostulation oder strafschrift Satanae des Fürsten dieser welt, mit Hertzogen Heinrichen zu Braunschweig aus beuelch des Landgrauen zu Hessen gehalten. A. D. XLI. — Bog. A—E 4°. — Die Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel besitzt zwei verschiedene Ausgaben des Pamphlets.

67) Die „drei neuen lustigen Gespräche" sind abgedruckt in der Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1850, S. 51 ff.; bei Schade I, 99 ff. Vergl. v. Liliencron IV, 173 Anm.; Weller, Annalen I, 33, Nr. 154. Auf dem Titel steht: Reimweis aus dem Latein ins Deutsch geben. Es ist aber, wie Schade mit Recht bemerkt, bei der Selbständigkeit der Sprache schwer glaublich, daß hier eine Übersetzung vorliegt. Daß das interessante Pamphlet schon zur Zeit des Reichstags erschienen sei, läßt sich zwar nicht direkt beweisen, ist aber in hohem Grade wahrscheinlich.

68) z. B. Corp. Ref. IV, 833. V, 869. 875. 876 und sonst. Auch Arcas nennt ihn Melanchthon Corp. Ref. V, 876 mit Beziehung auf den arkadischen Tyrannen Lykaon. Vergl. das Gedicht von Burkard Waldis: „Wie der Lykaon von Wolfenbüttel in einen Mönch verwandelt ward" bei Koldewey, B. Waldis' Streitgedichte S. 15 ff.

69) Quadruplik des Herzogs vom 31. Mai 1541 Bogen B2b. Auch bei Hortleder Th. I, B. IV, Kap. 32, § 3.

70) Havemann II, 234.

71) Bei Janssen III, 493.

72) Corp. Ref. IV, 630.

73) Corp. Ref. IV, 878; Ranke IV, 283 (1. Ausg.).

74) de Wette V, 493 f. 494 f.

75) v. Liliencron IV, 184.

76) v. Liliencron IV, 189.

77) v. Liliencron IV, 188.

78) v. Liliencron IV, 195.

79) Abgedruckt bei D. L. B. Wolff, Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen (Stuttg. und Tüb. 1830) S. 123; bei Schade I, 54 ff.; in der Zeitsch. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1850, S. 91 ff. Vergl. v. Liliencron IV, 175 Anm.; Weller, Annalen I, 35. II, 501. Außer den drei bei v. Liliencron verzeichneten Ausgaben befindet sich in der Wolfenbüttler Bibliothek eine vierte, die sich von C bei v. Liliencron nur sehr wenig unterscheidet, aber unzweifelhaft als besondere Ausgabe sich erkennen läßt. Die Wernigeröder Bibl. besitzt Ri. 278 Nr. 18 eine den Verbau völlig umgestaltende und gegen den Schluß durch einen selbständigen Zusatz erweiterte Umarbeitung:

Ein lustig gesprech | Der Teuffel vñ etlicher Krigs | leute, Von der Flucht des grossen Schar- | hansen Hertzog Heinrichs von Braunschweig ꝛc. | Inhalt. | 4 Reimpaare: Luciper mit seinem Heer ꝛc. — 3 Bogen 1°, o. O. u. J., Rückseite des Titelblatts und letzte Seite leer.

80) v. Liliencron IV, 187.

81) Abgedruckt in der Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1850, S. 11 ff. Vergl. v. Liliencron IV, 174; Annalen I, 35.

82) Es ist die bei v. Liliencron IV, 174 A. unter Nr. 9 angeführte „Wahrhafftige Zeitung ꝛc.". Abgedruckt in der Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1850, 7 ff.; bei Schade I, 77 ff.; bei Wolff S. 115. Außer den drei bei v. Liliencron verzeichneten Ausgaben besitzt die Wernigeröder Bibliothek Ri. 278 Nr. 3 eine den Versbau ändernde und auch die Gedanken verschiebende Umarbeitung:

Von der wunder= | barlichen Eröbe= | rung des festen Schlosses Wolffen= büttels, vnd gantzen Landes, des von Braunschweig. D.M.XLII. — 4 Bl. 4°, o. O. 1542, Rückseite des Titelblattes und letzte Seite leer.

83) v. Liliencron IV, 198 f.

84) v. Liliencron IV, 197.

85) v. Liliencron IV, 192.

86) Abgedruckt in der Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1850, S. 20 ff.; bei Schade I, 68 ff.; vergl. v. Liliencron IV, 175 A. Nr. 12; Weller, Annalen I, 34. II, 501.

87) Über Burkard Waldis hat die vorhandenen Nachrichten am vollständigsten zusammengestellt G. Milchsack, Burkard Waldis (Halle a. S. 1881). Das Schriftchen ist als Ergänzungsheft erschienen zu Nr. 30 der Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Die vier Streitgedichte Burkards gegen Herzog Heinrich hat der Verfasser kürzlich mit einer Einleitung als Nr. 46 derselben Sammlung herausgegeben.

88) v. Liliencron IV, 289 f. Das Lied wird am passendsten in das Jahr 1542 gesetzt, nicht wie v. Liliencron will, in das Jahr 1545.

89) Über die unerfreulichen Zustände des Herzogtums zur Zeit der Schmalkaldischen Occupation vergl. Koldewey, die Reformation des Herzogtums Br.=W. unter dem Regimente des Schmalkaldischen Bundes, in der Zeitschr. des hist. Ver. f. Niedersachsen. Jahrg. 1868, S. 243 ff. — Die Äußerung Luthers bei de Wette V, 495 f.

90) Janssen III, 526.

91) v. Rommel, Philipp der Großmütige III, 111.

92) Burkhardt 433 ff.

93) EYn wunderbarlich, sel= | tzam vnd new geburt deß Babylonischen | alten, vnd jtzundt newen Waldt=Ochsen, im Hertzogthum | Braunschweig geborn, Sampt dem Summario seiner | volbrachten onthaten, vnd erzelten handlung vor Kais. | M. Chur F. vnd Fürsten, vnd Ständen deß Reichs zu | Speier gethan, An. M. D. X Liiij. Auff | Sambstag den fünften Aprilis. Holzschnitt. | Darauß ein jede Oberhandt, Weß sie sich zu jrem Ober Lehen herren zuuerse | hen, Auch den gröisten vrsacher, vnd warum mancher herr auß sein Landt vertri | ben sein muß, Vnd wie er on alle waffen, auß dem trewen rath Danielis deß Pro | pheten, vnd Nebucad Nezars deß königs Babylonie, wider | einkommen sol, wol erlernen mag. Dan. iiij. — Die Vorrede ist unterzeichnet Durch Vocazium Danielem Leonium. — O. O.

(1544). 8 Bogen 4°, auf den Titel ein, auf der letzten Seite zwei Holzschnitte. — Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel; Werniger. Bibl. Ri. 278 No. 23.

94) v. Liliencron IV, 266 ff. Der Vergleich Luthers mit einem Eberschwein ist eine Reminiscenz aus dem Anfang der päpstlichen Bannbulle, Köstlin I, 379.

95) Corp. Ref. V, 415. 541.

96) Koldewey die Reformation ꝛc. S. 318; Havemann II, 247 ff.

97) Hortleder Th. I, B. IV, Kap. 51. 53. 54.

98) So auf dem Originaltitel der bei Hortleder, Th. I, B. IV, Kap. 54 mit Weglassung der Vorrede abgedruckten Zeitung. Das Original in Wernigerode Ri. 278, No. 25.

99) Abgedruckt in der Zeitschr. des hist. Ver. f. Niedersachsen, 1850, S. 103 ff. — In der Wolfenbüttler Bibliothek ist noch ein bisher ungedrucktes Reimgedicht aus dem J. 1545 vorhanden, das bei einer demnächst zu veranstaltenden Gesamtausgabe der Flugschriften wider und für Heinrich den J. mitgeteilt werden wird.

100) v. Liliencron IV, 274.

101) v. Liliencron IV, 278.

102) Corp. Ref. V, 866.

103) Corp. Ref. V, 864: Non nunc dimicabitur de illis Lycaoniis exuviis, sed *περὶ καταστάσεως ἁπασῶν ἐκκλησιῶν* etc.

104) de Wette V, 764.

105) v. Liliencron IV, 279 f.

106) Das hübsche bisher nicht bekannte und von v. Liliencron IV, 265 Anm. vergebens gesuchte Lied (vergl. Weller, Annalen I, 39 Nr. 181) befindet sich in der Wernigeröder Bibliothek Ri. 278 Nr. 28. Es wird hoffentlich demnächst an einer andern Stelle veröffentlicht werden können. Der Titel lautet:

Ein New Lied | von der Niderlage Hertzog | Heinrichs von Braunschweig, | Inn dem Thon, Die | Sonn ist vns | verblichen. | 1545. | Holzschnitt. — 4 Bl. 8°, o. O. 1545, Rückseite des Titels bedruckt, letzte Seite leer.

107) v. Liliencron IV, 279.

108) Abgedruckt bei de Wette VI, 385 ff.; vergl. Burkhardt 482; Kolde 419 f., 421 ff.

109) Lentz, Einführung des evang. Bek. ꝛc. S. 144 f.

110) Havemann II, 256.

111) Havemann II, 279.

112) Hortleder Th. I, B. IV, Kap. 55.

113) Petrus Ulners Leichpredigt H 2.

Halle, Druck von E. Karras.

Zum vierhundertjährigen Jubiläum der Geburt
Martin Luthers.

Verlag von **Heyder & Zimmer** in **Homburg v. d. Höhe**:

Martin Luther als deutscher Classiker

in einer Auswahl seiner kleineren Schriften.

3 Bände. Preis jeden Bandes: broch. 4 Mark, geb. 5 Mark.

„Weil der vollständige Luther für die Meisten unerschwinglich ist, kommt es, daß auch die „classischen" unter seinen Schriften viel weniger bekannt sind, als sie es billiger Weise sein sollten, in den gebildeten Laienkreisen sowohl als unter den Pastoren.

In diesen Bänden sind mit glücklichem Griffe eine Anzahl Lutherscher Schriften vereinigt worden, die ihn ebenso als Deutschen wie als Theologen und Reformator zu charakterisiren geeignet sind.

Durch kurze Einleitungen zu den einzelnen Schriften wie durch Anfügung der nothwendigsten Erläuterungen sprachlicher oder sachlicher Art ist den mit der Literatur des 16. Jahrhunderts weniger Vertrauten das Verständniß erleichtert. Orthographisch ist der Text dieser Lutherschriften mit Rücksicht auf den Leserkreis in verständiger Weise modernisirt, das Spracheolorit ist aber unverändert in seiner ganzen Kraft erhalten geblieben. — Kurz, alles vereinigt sich, um diese Auswahl als eine *ganz vortreffliche* zur Anschaffung allen denen empfehlen zu können, die einer größeren und vollständigeren Lutherausgabe entbehren. Wer sich wissenschaftlich mit Luther beschäftigen will, wird ja freilich stets an die großen Gesammtausgaben gewiesen sein, wer ihn aber nur als den Vater der evangelischen Kirche, den Lehrmeister der evangelischen Christenheit und als den deutschen Mann kennen lernen will, der greife getrost zu dieser Sammlung; er muß ihn lieb gewinnen". (Evangel. Kirchenzeitung 1881.)

„Zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Luther-Literatur sind diejenigen zu zählen, welche Luthers eigne Werke dem deutschen Volke immer zugänglicher zu machen bestrebt sind. Eine neue kritische Ausgabe der sämmtlichen Werke Luthers wird noch in diesem Jahre zu erscheinen beginnen. Bei dem Umfange aber, den dieselbe gewinnen muß, ist eine allgemeine Verbreitung derselben nicht zu erwarten. Um so freudigere Begrüßung darf man daher einer *Auswahl von Luthers Schriften* versprechen, welche, mit Verständniß getroffen, dem großen Reformator nach allen Seiten hin gerecht wird, welche alle Ausstrahlungen seines Genius treu wiederspiegelt, in welcher Luther als *Reformator*, als Verfasser zündender Flugschriften, als *Dichter*, *Geschichtsschreiber*, *Exeget*, als *Pädagog* und *Lehrer* der Unmündigen, *Familienvater* und *Volkserzieher*, in seinem persönlichen Umgange mit Fürsten und Gelehrten, mit Bürgern und Handwerkern, erscheint. Diese Sammlung betitelt sich; „**Martin Luther als deutscher Classiker**" und durch Hinzufügung eines 3. Bandes eine höchst wertvolle Bereicherung unserer Literatur erfahren". (Der prakt. Schulmann v. A. Richter. 32. J.

Das Werk ist ferner besprochen und empfohlen in: **Cor**
schrift — Daheim — Europa — Haus und Sch
Lit. Blatt — Beilage der Leipziger Ztg. — Post
Studien und Kritiken — Grenzboten.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.
3.

Huldreich Zwingli
und sein Reformationswerk.

Zum
vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis
dargestellt
von

Rudolf Stähelin.

Halle 1883.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

An unsere Mitglieder!

Wir bitten unsern Schatzmeister dem Buchhändler Herrn Max Niemeyer in Halle

1. alle noch rückständigen Beiträge einzusenden,
2. alle in dem Mitgliederverzeichniß gefundenen Fehler sowie etwa stattfindende Wohnungsveränderungen anzuzeigen.

Solchen Mitgliedern, welche in ihren Kreisen ferner für unsern Verein wirken wollen, stehen zu diesem Behuf Satzungen in jeder gewünschten Anzahl zu Gebote. Sehr erwünscht erscheint uns eine festere Organisation des Vereins, und es haben sich bereits zu diesem Zwecke Zweigvereine und Pflegeschaften bilden lassen. Diejenigen, welche an ihrem Platze dergleichen ins Leben zu rufen beabsichtigen, wollen ihre Vorschläge an unsern Schatzmeister richten.

Der Vorstand.

Zur Nachricht.

Anfang Februar wird als nächstes Heft zur Ausgabe kommen:

Luthers Schrift: „**An den christlichen Adel**“, mit erläuterndem Commentar von Professor Dr. Beurath.

Den dem vorigen Hefte beigegebenen Prospekt möchte ich hierdurch ergebenst in Erinnerung bringen, da leider noch nicht in genügender Zahl Bestellungen eingegangen sind. Die Schrift enthält folgende Kapitel: 1. Der Kölner Erzbischof Hermann, Graf von Wied, und sein Reformationsversuch. 2. Der Augsburger Religionsfriede und König Ferdinands Deklaration. 3. Die Reformation des Ländchens Breisig. 4. Die katholische Obrigkeit. 5. Einmischungsversuch des Gebhard Truchseß. 6. Die Wirren des truchsessischen Krieges. 7. Eine grausame Exekution. 8. Peter Königs Gefängniß. 9. Der alten Feinde neue Feindseligkeiten. 10. Kirchliches Leben der Gemeinden und ihre Beziehungen zu auswärtigen Glaubensgenossen. 11. Eine verhängnisvolle Äbtissinwahl. 12. Der Tod des letzten Herzogs von Jülich. 13. Fürstäbtissin Maria Klara. 14. Fürstäbtissin Anna Salome und der große Kurfürst. 15. Eine Huldigungsfeier. 16. Ein Hoffnungsstrahl und dennoch Untergang.

Andernach am Rhein. **Sinemus**, evang. Pfarrer.

Huldreich Zwingli

und sein Reformationswerk.

Zum

vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis

dargestellt

von

Rudolf Stähelin.

Halle 1883.
Verein für Reformationsgeschichte.

Die Zeiten sind vorüber, wo es innerhalb der reformierten Kirche als Ehrensache galt, den Reformator der Schweiz nicht nur neben, sondern über Luther als den der Zeit wie dem Range nach ersten Begründer evangelischen Glaubens und Kirchentums hinzustellen. Und mit Recht. Martin Luther bleibt sowohl seiner reformatorischen Arbeit wie seiner geistigen Ausrüstung nach der Reformator der evangelischen Kirche, seine Geschichte der klassische Typus ihres Entstehungskampfes und seine Schriften dessen vollendetstes und reichstes Denkmal, die Schriften, in denen wie vielleicht in keinen andern der Welt schlichteste Popularität und tiefste Gedankenarbeit mit einander verbunden sind und die meist in den gleichen Worten die Grundlagen der Theologie und der Kirche neu festgestellt und den einfachen Mann aus dem Volke zur Erkenntnis seiner Pflichten und seiner Freiheit in Gott hingeleitet haben. Selbst in der Schweiz sind es ja diese Schriften Luthers gewesen, die mit Ausnahme von Zürich fast überall, in Bern und Basel wie in St. Gallen und Appenzell, zuerst den Kampf gegen die Hierarchie eröffnet und den unsichern Drang nach Wahrheit und Freiheit der evangelischen Heilslehre entgegengeleitet haben: lange ehe Zwingli für einen weiteren Kreis als Kampfgenosse sich ihm beigesellte und die erste seiner reformatorischen Schriften in die Öffentlichkeit gab, waren diejenigen Luthers in Tausenden von Exemplaren durch die Basler Buchdrucker verbreitet worden und waren die Veranlassung gewesen, daß ein Ökolampad in Basel dem evangelischen Glauben sich zuwandte, daß der Berner Niklaus Manuel in seinen satirischen Dramen seinen Spott über die römische Hierarchie ausgoß und der St. Galler Johann Keßler seine bekannte Reise nach Wittenberg machte, um

dort die theologische Anleitung zum reformatorischen Wirken in seiner Heimat zu empfangen. Überall also wird, soweit es sich um die Entstehungsgeschichte der Reformation und um die erste Begründung des evangelischen Glaubenslebens handelt, die Persönlichkeit des Mannes weit im Vordergrunde stehen, der aus den Banden des Mönchtums zur Freiheit eines Christenmenschen sich hindurchgerungen und der verdammenden Bulle des Papstes mit der Verkündigung dieser Freiheit geantwortet hat, der vor dem Kaiser zu Worms sein weltgeschichtliches Bekenntnis abgelegt und dem Volke die deutsche Bibel und das deutsche Kirchenlied in Hand und Herz hineingelegt hat, und er wird allewege als dieser erste unter den Vätern und Begründern der evangelischen Kirche auch von den Teilen derselben geehrt bleiben, die, hierin ja treuer als die eigene seiner Mahnung folgend, sich nicht nach seinem Namen genannt und auch in der Ausgestaltung ihrer Lehre und ihres Gottesdienstes sich seiner Einwirkung gegenüber selbständiger gehalten haben.

Anders aber verhält es sich, wenn nun eben diese weitere Entwicklung der evangelischen Kirche nach Lehre, Cultus und Verfassung, die bestimmtere theoretische und praktische Formulierung der durch die Reformation lebendig gewordenen Prinzipien in Betracht gezogen und wenn andrerseits ihre Befestigung und Ausbreitung über die deutschen Länder hinaus, also die geschichtliche Gesammtstellung des Protestantismus gegenüber dem Romanismus ins Auge gefaßt wird. Da tritt der Pfarrer von Zürich nicht nur als dienender Gehilfe, sondern als selbständiger Mitarbeiter und Bundesgenosse dem Wittenberger Doktor zur Seite und bringt sowohl in seiner Theologie als in seinem reformatorischen Verfahren Gesichtspunkte zur Geltung, die das Beiden gemeinsame evangelische Prinzip nach verschiedenen Seiten hin erst eigentlich zu seiner vollen und konsequenten Durchführung gebracht und jedenfalls geschichtlich als unentbehrliche Faktoren für seine weitere Verbreitung im Raume sich erwiesen haben. Schon was den Ursprung und den innern Bildungsgang seiner reformatorischen Erkenntnis betrifft, konnte Zwingli bei aller Unterordnung seiner Person und seines Werkes unter den, dem er das Zeugnis giebt, daß seit tausend Jahren keiner seines Gleichen aufgetreten war,

doch mit vollem Recht sich darauf berufen, daß er seine Lehre nicht von Luther, sondern aus dem Selbstwort Gottes genommen und noch ehe Luthers Name bekannt geworden, in seinen Predigten vorgetragen habe. Aber mit diesem selbständigen Ursprung hing nun auch eine selbständige Ausprägung des evangelischen Prinzips zusammen, die gewiß nicht minder, als die Übereinstimmung mit Luther, für den reformatorischen Beruf Zwinglis Zeugnis ablegt und seinem Reformationswerk die Bedeutung eines zweiten in die weitesten Fernen hinaus wirksamen Ausgangspunktes der reformatorischen Bewegung gegeben hat. War durch jenen eigenen Ursprung die evangelische Kirche vor dem Schein gerechtfertigt, blos durch die persönliche Anziehungskraft Luthers hervorgerufen zu sein, und als das Erzeugnis eines nicht blos individuellen, sondern allgemeinen christlichen Lebenstriebes dargestellt, so konnten in Folge dieser selbständigen Ausprägung auch andere Seiten und Grundzüge des evangelischen Christentums, die in Luthers Wesen mehr zurücktraten, innerhalb dieser Kirche Gestalt und Geltung gewinnen, und sie war für alle Zukunft vor der Gefahr bewahrt, lutherische Kirche im unrechten Sinn des Wortes, eine ausschließlich von Luthers Geist bestimmte Gemeinschaft zu werden, um so mehr, da gerade die scharfe, individuelle Art dieser Ausprägung bei Zwingli sowohl auf praktischem wie auf theoretischem Gebiete es seinen Genossen und Nachfolgern, einem Oekolampad, Bullinger, Calvin leichter gemacht hat, modifizierend und weiterbildend auf sie einzuwirken.

Luther hat bekanntlich in seiner spätern Entfremdung von Zwingli diesen Wert des von ihm Geleisteten verkannt und in seinen Geist sich so wenig zu finden vermocht, daß er in seiner derben Weise geradezu den Teufel als Urheber desselben erklärte. Aber gerade an diesen von ihm verworfenen Typus evangelischer Lehrbildung und Kirchengestaltung hat sich später der evangelische Protestantismus in vielen seiner außerdeutschen Gestaltungen angeschlossen, und während die im engern Sinn lutherische Kirche im Wesentlichen auch für die Folgezeit auf ihre Stammländer in Deutschland beschränkt blieb, ist aus dem kleinen durch Zwingli reformierten Gemeinwesen von Zürich eine über weite Länder, ja Erdteile sich verzweigende Gemeinschaft geworden, in deren

einzelnen Teilen das evangelische Christentum in Leben und Lehre aufs mannigfaltigste zur Auswirkung gelangt ist und seine defensive wie expansive Kraft in vielfach überlegener Weise bewährt hat.

Diese Rechtfertigung der Geschichte gegenüber der durch Luther ausgesprochenen Verwerfung wird aber gewiß auch das weitere Urteil als nicht zu gewagt erscheinen lassen, daß auch für die Zukunft dieser von Zwingli vertretene Typus gerade in seiner Selbständigkeit gegenüber Luther und in seiner durch die Geschichte bewährten Entwicklungsfähigkeit sich noch nicht ausgelebt hat. Sowohl in seiner Lehrbildung, die mehr als die der übrigen Reformatoren sich vom Augustinismus frei hielt, wie in seinem auch die ethischen und sozialen Ziele des Christentums direkt in sich aufnehmenden Reformationsverfahren liegen Momente genug, die auch in der Gegenwart noch der Theologie wie der Kirche zur Anregung dienen können und die es als etwas in den Bedürfnissen derselben wohl Begründetes erscheinen lassen, daß gerade in neuerer Zeit dem Reformationswerk Zwinglis nach beiden Seiten hin eine erhöhte Aufmerksamkeit und ein noch immer nicht ermattetes Studium zugewandt worden ist.

So wird die Säkularfeier Huldreich Zwinglis, wenn auch in bescheidnern Grenzen sich haltend, neben derjenigen Luthers ihr gutes Recht haben. Seine Eigenart braucht nicht verwischt und seine Mängel nicht beschönigt zu werden, um der Anerkennung der auch ihm verliehenen reformatorischen Begabung und Berufung Raum zu lassen, und vor allem wird es für die Kirche, die im Unterschied von der nach Luthers Namen sich nennenden als die nach Gottes Wort reformierte Kirche sich bezeichnet, weil sie bei aller Dankbarkeit gegen Luther doch ihrer selbständigen Entwicklung und ihres selbständigen Rückgangs auf die heilige Schrift sich bewußt ist, bei diesem Anlaß Aufgabe und Bedürfnis sein, neben Luther auch dem Manne in seiner eigentümlichen geschichtlichen Bedeutung gerecht zu werden, dem sie vor allen anderen diese selbständige Hinweisung und Zurückführung zur heiligen Schrift zu verdanken gehabt hat. Diesem Zweck möchten die folgenden Erinnerungsblätter dienen, indem darin ohne Anspruch auf eine biographische Vollständigkeit in Bezug äuf Zwinglis

Lebensbild der Versuch gemacht wird, die für seine reformatorische Entwicklung und Arbeit maßgebenden Züge aus demselben herauszuheben. Die Bemühung um eine quellenmäßige Behandlung und eine möglichst sorgfältige Fühlung mit der bereits vorhandenen Literatur wird sich hoffentlich auch ohne direkte Bezugnahme nicht verleugnen und ebensowenig das aufrichtige Bestreben, auch in den von entgegengesetzten Standpunkten aus an diesem Bilde gemachten Ausstellungen das Wahre und Berechtigte zu seiner Geltung gelangen zu lassen.

1.

Es sind abgesehen von den äußeren Umrissen des Lebensganges verhältnismäßig nur wenige Nachrichten, die uns über die Jugendgeschichte Zwingli's aufbewahrt sind, ganz entsprechend der ruhigen, statt schroffer Übergänge überall das Bild harmonischen Zusammenhangs darbietenden Entwicklung, deren geistiger Ertrag in der Folge in dem seiner Hand anvertrauten Reformationswerk zum Ausdruck kommen sollte und deren Verlauf dieser ganzen Jugendgeschichte in so unverkennbarer Weise den Stempel eines einheitlichen, eben auf dieses Werk hinzielenden göttlichen Erziehungsplanes aufdrückt.

Noch steht das Haus, in welchem Huldreich Zwingli am ersten Januar 1484 zu Wildhaus, dem höchstgelegenen Dorf des Toggenburger Landes geboren ist, ein einfaches, aus einem größeren Wohnraum im Erdgeschoß und einigen Kammern bestehendes Bauernhaus, das indessen bei aller Dürftigkeit seines gegenwärtigen Aussehens in jener Zeit doch zu den größeren und wohleingerichteten gehört haben mag. Seine Familie war eine der angesehensten des Dorfes; sein Vater, nach Myconius' Zeugnis ein wegen seiner Rechtschaffenheit und Frömmigkeit hochangesehener Mann, war von der Gemeinde zum Amtmann gewählt worden; ein Bruder desselben, der später um die Erziehung des Reformators so verdiente Bartholomäus Zwingli, war zur Zeit von dessen Geburt ihr Pfarrer; auch die Äbte zweier benachbarter Klöster gehörten zu seinen nächsten Verwandten. Trotz dieser angesehenen Stellung der Familie herrschte in den Verhältnissen, in denen Zwingli mit seinen acht Geschwistern dort aufwuchs, die größte Einfachheit; er wurde, wie er später erzählt, „von seinen Eltern von Kindesbeinen an gelehrt, seine Armut und Übel fröhlich zu tragen,

wie Christus mit seiner reinen Mutter sie getragen hat," und wie uns dieses Zeugnis das Recht gibt, schon von der Einwirkung des Elternhauses den ihn auszeichnenden Sinn fröhlicher Genügsamkeit und Arbeitsamkeit herzuleiten, so werden wir auch in den Eindrücken der dieses Haus umgebenden mächtigen Gebirgswelt die ersten Anregungen erblicken dürfen zu jener demütigen und vertrauensvollen Ehrfurcht vor der Allmacht des in Natur und Geschichte sich offenbarenden Gottes, die gleichfalls sowohl in dem Leben wie in der späteren Lehre des Reformators als fester Grundzug uns entgegentritt.

Andrerseits hinderte dann aber auch jener Zusammenhang der Familie mit dem geistlichen Stand und dem Klosterleben ihre Angehörigen durchaus nicht daran, bei aller persönlichen Frömmigkeit doch auch gegenüber den kirchlichen Autoritäten und Ordnungen eine Stellung einzunehmen, welche derjenigen des späterem Reformators in mancher Beziehung zur Vorbereitung und zur Erleichterung gereichen mußte. Das Toggenburg gehörte infolge eines 1468 mit den Erben des alten Grafenhauses abgeschlossenen Kaufes zum Gebiet des Klosters St. Gallen, und diesem Kloster stand in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Person des Ulrich Rösch ein Abt vor, in dessen Gewaltthätigkeiten und herrschsüchtigen Bestrebungen die Unvereinbarkeit einer solchen weltlichen Herrschaft mit der geistlichen Aufgabe der Kirche in grellster Weise an den Tag trat. Die Toggenburger hatten zwar in ihr neues Verhältnis zum Kloster eine Reihe von Gerechtsamen und Freiheiten hinübergenommen, die sie politisch sehr unabhängig stellten; aber sie sahen in unmittelbarer Nähe die Kämpfe, welche der Abt mit benachbarten Landschaften zum Zweck einer größeren Unterdrückung seiner Unterthanen führte. Im Jahre 1490 war der junge Zwingli während seines Aufenthaltes in Wesen Zeuge, wie der Abt zur gewaltsamen Befestigung seiner Herrschaft achttausend Mann Hilfstruppen durch das Toggenburg herauf sich zuführen ließ, und auch für das letztere brachte seine Herrschaft Druck und Beeinträchtigung genug, um in seinen Bewohnern und gerade in denen, die wie Zwinglis Vater von Amtswegen für seine Freiheit einzustehen hatten, den Wunsch nach einer durchgreifenden Umgestaltung dieser Verhältnisse rege zu

machen. Es ist gewiß nicht zufällig und hängt auch nicht blos von der persönlichen Einwirkung des Reformators ab, daß gerade sein Heimatland, das Toggenburg, zu den ersten Gebieten gehörte, die sich für die Predigt des Evangeliums entschieden, und daß der dahin zielende Beschluß des Toggenburger Landrats vom Sommer 1524 einstimmig und widerspruchslos gefaßt werden konnte; und wenn bei dieser Umwälzung gerade die Zwingli verwandten Äbte von St. Johann und von Fischingen, der letztere wenigstens anfangs, unter den hauptsächlichen Beförderern erscheinen, so haben wir auch nach dieser Seite hin Andeutungen genug, wie viele Antriebe zu der später von ihm eingeschlagenen Bahn dem Reformator schon aus diesem nächsten Kreise seiner Volksgenossen und seiner Familie zugeflossen sein mögen.

Das deutlichste und zugleich für die geistige Entwicklung Zwinglis wichtigste Zeugnis des in seiner Familie lebenden Sinnes ist aber unstreitig die ihm gegebene planvolle humanistische Erziehung. Er verdankte sie hauptsächlich jenem Oheim, der zur Zeit seiner Geburt Pfarrer in Wildhaus war. Derselbe wurde bald darauf zum Pfarrer an der Gemeinde Wesen gewählt und ließ den reichbegabten jungen Neffen frühzeitig bei sich wohnen und den Unterricht genießen, der ihm dort gegeben werden konnte. Als der Knabe schon in seinem zehnten Jahre diesem Unterricht sich entwachsen zeigte, übergab er ihn zur weiteren Fortbildung einem durch seine Sprachkenntnisse und seine pädagogische Milde gleich sehr sich empfehlenden Schulmeister in Basel, ließ ihn dann, als er auch hier das seinem Lehrer zu Gebote stehende Wissen sich angeeignet hatte, nach Bern gehen, wo vor kurzem der als Humanist und Dichter berühmte Heinrich Wölflin oder Lupulus die erste von der Kirche unabhängige Schule in der Schweiz eröffnet hatte, und veranlaßte endlich noch vor der Zurücklegung seines sechzehnten Altersjahres (1499) seine Übersiedelung nach Wien, hauptsächlich, wie Bullinger erzählt, um ihn den Beeinflussungen zu entziehen, durch welche die Dominikanermönche in Bern den durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse und besonders auch seine Fertigkeit im Gesang und in der Musik sich auszeichnenden Knaben zum Eintritt in ihr Kloster zu verlocken suchten.

Leider fehlen über die nun folgenden, an jenem Hauptsitz des Humanismus zugebrachten Jahre fast alle Nachrichten. Die beiden hauptsächlichen Gewährsmänner für diese Jugendgeschichte, Mykonius und Bullinger, berichten nur im allgemeinen, daß er durch die dort erworbenen Kenntnisse in der Philosophie, sowie durch seine Fertigkeit im Disputieren „vor anderen Studenten hinaus verrühmt" geworden sei; doch werden wir kaum irre gehen, wenn wir annehmen, daß zu der Zeit, wo ein Mann wie Conrad Celtes der Wiener Hochschule ihren Glanz gab und die Lust zum Studium und zur Nachahmung der Alten so kräftig weckte, und nach der bei Lupulus erhaltenen Vorbildung sein Geist neben jener mehr formalen Schulung auch aus diesen neuerschlossenen Quellen des Humanismus Nahrung gezogen und vielleicht geradezu die Entscheidung für seine ganze wissenschaftliche und geistige Lebensrichtung empfangen hat.

In Basel wenigstens, wohin er von Wien aus sich begab und wo sein Name am 1. Mai 1502 in der Universitätsmatrikel eingezeichnet ist, finden wir diese Entscheidung nach Mykonius' Darstellung von Anfang an bei ihm vollzogen. Er übernahm trotz seiner Jugend eine Stelle als Lehrer einer dortigen Schule, durch welche er sich in Verbindung mit einigen allmählich von ihm erworbenen Pfründen seinen Lebensunterhalt sicherte, und erzielte dabei durch die schon damals an ihm hervortretende bedeutende pädagogische Begabung großen Erfolg. Gleichzeitig machte er an der Universität den philosophischen Cursus, der noch ganz im Geist der alten Scholastik geregelt war, in üblicher Weise durch, promovierte auch ordnungsgemäß 1504 zum Baccalaurius und 1506 zum Magister, betrieb indessen, wie sein Freund berichtet, dieses ganze Studium von vornherein zu keinem anderen Zwecke, „als um den Feind kennen zu lernen, den er dereinst würde bekämpfen müssen". Das freie Urteil, das er sich schon damals erlaubte, zeigt sich in der Thatsache, daß er 1505 einige Thesen des Picus von Mirandula, die in Rom als ketzerisch verurteilt worden waren und namentlich mit der Autorität des Thomas von Aquino sich in Widerspruch setzten, als richtig in Schutz zu nehmen wagte. Auch in der Freude an Scherz und Spiel und heiterer Geselligkeit, in seiner Hochschätzung der Musik „als der besten Trösterin

gegenüber allen Arten von Traurigkeit“ und in der ihm nachgerühmten Virtuosität in der Handhabung der mannigfaltigsten musikalischen Instrumente zeigt er sich ganz als ächten Schüler jenes Humanismus, wie ihn ein Conrad Celtes und seine Genossen in der deutschen Jugend zu verbreiten und als den Erwecker neuer Lebenslust und gehaltvollerer Lebensauffassung dem ermatteten Geist der Vergangenheit gegenüberzustellen begannen.

Mit dem durch den Empfang der Magisterwürde bezeichneten Abschluß des philosophischen Cursus hätte für Zwingli nun der Beginn des zusammenhängenden theologischen Studiums eintreten sollen. Allein teils sein innerer Widerwille gegen den scholastischen Betrieb desselben, in welchem er ganz nach der Weise der Humanisten „nichts als Verwirrung und Barbarei, weltliche Weisheit und leeres Geschwätz“ zu erblicken vermochte, teils die nunmehr eintretende Wendung seines äußeren Lebensganges ließen die Beschäftigung damit nicht lange dauern. Noch im gleichen Jahre seiner Magisterpromotion 1506 wurde er, erst zweiundzwanzigjährig und noch ehe er die Priesterweihe erhalten hatte, zum Pfarrer der Gemeinde von Glarus gewählt, mit welcher er schon durch seinen Oheim in Wesen in näherer Beziehung stand. Er ließ sich denn auch bald, um die Stelle antreten zu können, von dem Bischof zu Constanz zum Priester weihen und trat, nachdem er in Wildhaus die erste Messe gelesen, gegen Ende des Jahres 1506 sein Amt in Glarus an. Aber es gehört nun mit zu den Zeugnissen der über seinem Leben waltenden providentiellen Führung, daß ihm unmittelbar vor diesem Uebergang von dem Studium in das praktische Amt noch ein Lehrer zugeführt wurde, der mit der gleichen Begeisterung für den Humanismus, wie sie Zwingli beseelte, zugleich wenigstens eine Ahnung in ihm erweckte, wie auch die Theologie, mit der er sich bis dahin nach dem Ausdruck des Myconius nur „wie ein Kundschafter im feindlichen Lager“ glaubte beschäftigen zu können, durch einen ähnlichen Rückgang zu den Quellen und Vorbildern des christlichen Lebens erneuert und für den wahren Zweck der Kirche fruchtbar gemacht werden könne. Es war dies der aus Biel gebürtige Thomas Wyttenbach, der im November 1505 von Tübingen, wo er bis dahin gelehrt hatte, als humanistischer und

theologischer Lehrer in Basel sich niederließ. Von den Vorträgen dieses Mannes leitet Zwingli selbst die ersten Antriebe her, die theologische Wahrheit statt aus den Deduktionen der Scholastik aus der heiligen Schrift selbst zu schöpfen, ebenso wie ihm auch durch eine von Wyttenbach vertheidigte These über den Ablaß zuerst die Erkenntnis aufgedeckt wurde, daß der Tod Christi allein die Ursache der Sündenvergebung sei, und daß nicht die Schlüsselgewalt der Kirche, sondern nur der Glaube sie dem Menschen zu eröffnen vermöge. Die wahre Tragweite dieser Erkenntnis blieb freilich dem Lehrer wie dem Schüler damals noch verschlossen. Als sie zwanzig Jahre später durch den letzteren in ihrer befreienden und beseligenden Kraft auf den Leuchter gestellt worden war, sprach Wyttenbach noch im Jahre 1523 ihm gegenüber die Klage aus, wie sie doch so lange ihre Zeit über den Thorheiten der Sophisten verloren und erst so spät sich von ihnen weggewandt hätten, so daß man sieht, es war erst dem kräftigern und entschlossenern Schüler vorbehalten, den früheren Lehrer zur Klarheit über die von ihm aufgestellten Principien weiterzuleiten. Aber es waren doch durch diesen Unterricht, wie schon der damalige Mitschüler und spätere Mitarbeiter Zwinglis, Leo Jud, über die Wirkung desselben sich ausdrückt, „einige Samenkörner der wahren Frömmigkeit in Zwingli hineingelegt, und der Antrieb in ihm geweckt worden, ohne weitere Rücksicht auf die sophistischen Thorheiten dem Lesen der Schrift selbst sich zuzuwenden“; die von Wyttenbach ausgesprochene Hoffnung, daß der Theologie in kurzer Zeit eine Erneuerung zu derjenigen Gestalt bevorstehe, wie sie die Väter aus der Schrift geschöpft hätten, gab auch dem Schüler das verlorne Vertrauen zu ihr wieder, und so hatte er, wenn ihm auch das neue Land selber noch verborgen war, von jenem Lehrer doch gerade beim Eintritt in seine priesterliche Thätigkeit den Kompaß in die Hand bekommen, durch welchen ihm im Zusammenhang mit den praktischen Aufgaben und Erfahrungen desselben der Weg dahin nun immer deutlicher sich erschließen sollte. Wyttenbach gehörte später zu den ersten und bedeutendsten Mitarbeitern Zwinglis in der Schweiz, und es ist ja auch diese Thatsache für den ruhigen, aber stätig vorwärts leitenden Charakter seiner Jugendentwicklung nicht ohne Bedeutung, daß wir später sämmt-

liche als einigermaßen einflußreich uns bekannte Lehrer Zwinglis gleich nach seinem öffentlichen Hervortreten als seine entschiedenen Anhänger und Mitkämpfer wiederfinden.

Auch von der zehnjährigen Wirksamkeit Zwinglis in Glarus geben die beiden Biographien, an die wir für die Kenntnis seiner Lebensumstände in erster Linie gewiesen sind, nur ein sehr unvollkommenes und kurz zusammengefaßtes Bild. Dafür beginnt hier sein Briefwechsel ergänzend in die Lücke zu treten, wenn auch leider für diese früheren Zeiten die Briefe Zwinglis selbst meist verloren sind und die Kenntnis seiner Studien und seiner inneren Entwicklung hauptsächlich den in den Briefen seiner Freunde gegebenen Andeutungen entnommen werden muß. Das Amt, das er als Leutpriester zu verwalten hatte, war kein leichtes; fast der dritte Teil des Landes gehörte zu seiner Kirche, und von der Gesinnung, mit der er dasselbe antrat, bezeugt er später, daß so jung er auch gewesen sei, doch das ihm übergebene Wächteramt ihm allezeit mehr Furcht als Freude in seinem Gewissen verursacht und durch das Bewußtsein, wie Gott das Blut seiner Schäflein von seinen Händen fordern werde, ihn geschreckt habe. Trotzdem läßt sich in seinem Verkehr mit den Freunden, wie ihn eben jener Briefwechsel uns vor das Auge stellt, während dieser ganzen Zeit das Vorwalten des humanistischen Interesses und Tones überall wahrnehmen. Er stand in enger Verbindung mit dem damals in Wien lebenden, als Gelehrter wie als Dichter gleich berühmten St. Galler Vadian, den er bald für seine jungen Freunde um Förderung ihrer Studien, bald wieder um Rat und literarische Hilfsmittel für sich selbst, besonders in der Erlernung des Griechischen angeht, und noch mehr war der geistreiche und lebenslustige Glareanus sein Vertrauter, der ihm seine Bücher besorgt, seine poetischen Versuche durchsieht und verbessert und gelegentlich bei der Ankündigung eines Besuches ihm in Aussicht stellt: „Wenn ich komme, so wollen wir guter Dinge sein und mit einander Trompete blasen.“ In dem Briefe eines anderen Freundes wird er einmal als „Priester sowohl der Musen als Christi“ angeredet. Aber für Zwingli gab es ja, zumal auf seinem damaligen Standpunkt, in der That auch keinerlei Gegensatz zwischen diesem Humanismus und den Pflichten seines geist-

lichen Amtes. Die Verflachung der sittlichen Begriffe und die laxe Beurteilung der Sünde, wie sie im Gegensatz zu einer wahrhaft christlichen Lebensanschauung dieser humanistischen Bildung ohne Frage vorgeworfen werden muß, standen in der Kirche schon lange vor deren Eindringen in fast unbeschränkter Geltung. Dagegen brachte sie nach anderen Seiten hin als Erweckung zu ernsterer geistiger Arbeit, als Schärfung des bürgerlichen Pflichtgefühls und als Bereicherung des inneren Lebens durch die Erweiterung des Gesichtskreises und die Hingabe an neue ideale Aufgaben Antriebe mit sich, in denen Zwingli nicht bloß für sich, sondern auch für die Kirche und besonders den Klerus seines Vaterlandes eine Förderung von unschätzbarem Werte erblicken mußte, und die in Glarus verlebten Jahre waren die Zeit, wo gerade in der Schweiz diese Anregungen zuerst in weiterem Umfange hervorzutreten und in ihren wohlthätigen Wirkungen sich fühlbar zu machen begannen. Bis dahin hatte überhaupt das wissenschaftliche Leben in der schweizerischen Kirche noch wenig Pflege gefunden; jetzt sehen wir auf allen Seiten, in Basel durch den vereinigten Einfluß des Bischofs und der Universität, in Wien durch die Bestrebungen Vadians, in Italien durch die politischen und militärischen Beziehungen mit Rom gleichsam neue Thore geöffnet, durch welche die neue Macht der Zeit in sie eindringen und wie der über die Alpen daherwehende Frühlingswind das erstarrte Geistesleben zu fruchtbarem Aufblühen erwecken konnte. Zwingli sah es daher als eine durch seine amtliche Stellung so gut wie durch seine persönliche Neigung ihm gestellte Aufgabe an, nicht nur sich selbst immer tiefer in diese sich neu erschließende Welt des Altertums hineinzuleben, sondern auch die Verbreitung ihrer Kenntnis bei seinen Volksgenossen, besonders der Jugend, in möglichst weitem Umfang zu befördern. Eine Reihe junger Glarner, unter denen der spätere große Geschichtsschreiber Ägidius Tschudi der bekannteste ist, wurden damals von ihm unterrichtet und zum Besuch einer Universität herangebildet, wo er dann gleichfalls durch anregende Briefe den Verkehr mit ihnen fortsetzte und zugleich durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Lehrern wie Glarean und Vadian sie auch in der Ferne auf dem richtigen Weg weiterzuleiten suchte, und die Briefe, die er von ihnen

empfing, sind voll von Zeugnissen, mit welchem Vertrauen und mit welcher Dankbarkeit diese seine Zöglinge ihrerseits auch dort noch an ihm als ihrem besten und anregendsten Lehrer festhielten. Auf der anderen Seite stieg auch unter dem jüngeren Klerus sein Ansehen als Denker und Gelehrter und als wissenschaftlicher Berater immer höher; schon lange bevor er öffentlich hervortrat, hatte sich bis zum Rhein hin ein weiter Kreis persönlicher Verbindungen für ihn geknüpft, dessen Genossen für ihre wissenschaftliche Ausbildung wie für ihre Glaubenszweifel bei ihm Rat suchten. Einer derselben bezeichnet ihn einmal einem Freunde als denjenigen, der zuerst die Wissenschaft in den Ländern der Eidgenossen eingebürgert habe und gleich sehr durch die Höhe seiner Gelehrsamkeit wie durch den Adel seiner Sitten hervorrage. Erasmus spricht die Hoffnung aus, daß er im Verein mit Glarean der Verbreiter einer edleren Bildung in seinem Vaterlande sein werde, und Oswald Myconius, einer der Vertrautesten und Bedeutendsten dieses Kreises, ruft ihm einmal zu: „Du bist mir für Dich allein eine ganze Welt", und erzählt auch in seiner Biographie, wie die Augen der Guten sowohl im Volke wie in der Priesterschaft schon damals auf Zwingli gerichtet gewesen seien als auf denjenigen, von dem man hoffen durfte, daß durch ihn dereinst die Gerechtigkeit der früheren Zeit wieder hergestellt werde.

Noch wichtiger indessen als diese Bemühungen zur Verbreitung einer veredelnden humanistischen Geistesbildung war die Arbeit, welche Zwingli während dieser Zeit seiner eigenen geistigen Weiterbildung und der Gewinnung einer in sich zusammenhängenden Wahrheitserkenntnis zuwandte. Die Scholastik hatte für ihn ihre Autorität schon lange verloren, und aus den Briefen der Schüler, die ihm etwa von Paris oder von Löwen her die Leerheit und Verkehrtheit ihres dortigen Betriebes schildern, klingt die Geringschätzung wieder, mit welcher auch der Lehrer die hochgepriesene Weisheit der Zeit zu betrachten gewöhnt war; aber ein Skeptiker, wie so viele seiner humanistischen Zeitgenossen, ist dadurch Zwingli nie geworden, sondern in jenem festen Gottvertrauen, welches als das unentreißbare Erbgut aus dem Vaterhause die überall wahrnehmbare Grundlage seines Lebens und Handelns bildete, ließ er sich diese überlegene Einsicht in die Haltlosigkeit der da-

maligen philosophischen und theologischen Tradition zum Antriebe werden, nur um so ernster auf dem schon von Wyttenbach gewiesenen Wege eines Rückgangs zu den Quellen zu einem selbstständigen Erfassen der Wahrheit hindurchzudringen. Noch eifriger als die alten Klassiker studierte er die Bibel; er hat nach Myconius' Zeugnis eben in Glarus jene umfassende Kenntnis der heiligen Schrift und jene sichere und bis ins Entlegenste gehende Beherrschung ihres Inhaltes sich angeeignet, die beim Lesen seiner späteren Schriften so oft in Erstaunen setzt. Man rühmte ihm schon damals nach, daß er das Alte wie das Neue Testament auswendig wisse. Auch mit den Kirchenvätern verraten diese späteren Schriften trotz der darin sich bekundenden Unabhängigkeit von ihrer Autorität eine ebenso eindringende wie umfassende Vertrautheit. Gerne verschafft er sich auch aus den alten Liturgien, die etwa noch in den Pfarrarchiven vorhanden waren, die Kenntnis von dem, was früher Lehre und Praxis der Kirche gewesen war, und freut sich, wenn ihm diese Zeugnisse der Vergangenheit eine reinere Gestalt als die verderbte Gegenwart entgegenbringen.

Unter den Zeitgenossen, durch deren Einfluß in jener Zeit die geistige Entwicklung Zwinglis besonders bestimmt wurde, werden uns in erster Linie der italienische Philosoph Picus von Mirandula und Erasmus genannt. An die Beschäftigung mit dem Ersteren hatte sich schon in Basel die erste uns bekannte Collision mit der kirchlichen Autorität und der erste Verdacht ketzerischer Gesinnung für ihn geknüpft. Aber wenn auch der kühne Idealismus, die selbständige Auseinandersetzung auch mit den für unantastbar gehaltenen Autoritäten eines Aristoteles und eines Thomas und vor allem das Streben nach einheitlicher Weltbegreifung, wie sie die Schriften des italienischen Grafen an den Tag legen, der Gedankenrichtung Zwinglis viel Verwandtes boten, und Anklänge an diese Schriften unstreitig in denjenigen Zwinglis sich wahrnehmen lassen, so ist die bei jenem hervortretende Vorliebe für astrologische und naturphilosophische Speculationen sowie für das asketisch contemplative Leben der Eigentümlichkeit Zwinglis so entgegengesetzt, und auch das Verwandte zeigt sich bei näherer Betrachtung in so verschiedenen Zusammenhang gestellt, daß auch bei diesem Verhältnis im Grunde weit

weniger die Abhängigkeit als die Kraft freier Aneignung und individueller Assimilation des fremden Gedankenstoffes zu Tage tritt. Stärker jedenfalls und von entscheidenderer Wirkung war der Einfluß des Erasmus, in dessen geistige Machtsphäre ja eben damals jeder, der für Wissenschaft und Kirche nach einer Besserung ausschaute, sich eingeschlossen sah. Dem Lesen eines seiner Gedichte schreibt Zwingli selbst gelegentlich einmal das erste Aufleuchten der Erkenntnis zu, daß der Glaube an die Fürbitte der Heiligen mit dem Bekenntnis zu Christo, als der einzigen Quelle des Heils, nicht vereinbar ist, und auch das schon 1502 erschienene Encheiridion militis Christiani enthält über das Verhältnis der wahren Frömmigkeit zu den äußeren Cermonien, die wahre Bedeutung Christi u. s. w. so vieles, das in Zwinglis reformatorischen Schriften wiederkehrt, daß Erasmus mit einem gewissen Recht beim Lesen derselben einmal in die Worte ausbrechen konnte: „O du guter Zwingli, was sagst du denn, das ich nicht alles auch schon gesagt hätte!“ Ein Besuch, den Zwingli im Frühling 1515 während eines Aufenthaltes des großen Humanisten in Basel machte, verschaffte ihm auch dessen persönliche Bekanntschaft und ließ ihn, wie er in seinem Dankbrief für die ihm zu teil gewordene Aufnahme begeistert schreibt, den auch von Angesicht kennen lernen, mit dessen Schriften zu verkehren ihm zum täglichen Bedürfnis geworden war, und an dessen Erhaltung er die Befreiung der Wissenschaft und der Religion aus den Banden der Sophistik und der Barbarei geknüpft sah. Bei jenem Besuch in Basel machte aber Zwingli zugleich die erste Bekanntschaft eines Mannes, dessen Freundschaft, so gering sie auch damals noch gegenüber derjenigen des gefeierten Gelehrten erscheinen mochte, in der Folge doch diese letztere nicht nur überdauern, sondern auch an innerem Gehalt und Wert für Zwingli überragen sollte: es war der aus Luzern gebürtige Schulmann Oswald Myconius, dessen Lebensweg sich später mit demjenigen Zwinglis so vielfach verschlungen zeigt, und dessen treue Anhänglichkeit und Mitarbeit während seines Wirkens in Zürich vom ersten Antritt seines dortigen Predigtamtes bis zu dem nach seinem Tode ihm gestifteten Ehrenzeugnis so oft sich bewährt hat.

Das Entscheidende für den reformatorischen Beruf Zwinglis

war aber während dieser Vorbereitungszeit in Glarus ohne Frage die übergeordnete Stellung, die er gegenüber diesen menschlichen Lehrern und Autoritäten der heiligen Schrift für die Bildung seiner Überzeugung immer bestimmter einzuräumen anfing. In der Art, wie er sich mit ihr beschäftigte, tritt zugleich unverkennbar ein tieferes als ein bloß theoretisches Interesse zu Tage. Nicht nur machte er sich nach ihrem vollen Umfang mit ihr vertraut und eignete sich zu ihrem Verständnis die damals noch so schwer zu gewinnende Kenntnis des Griechischen an; er suchte auch im Gebet dieses Verständnis als eine Gabe Gottes zu erlangen, und indem er sich bei solchem Studium der Schrift immer deutlicher des Gegensatzes bewußt wurde, in welchem so viele Bestandteile der kirchlichen Lehre und Praxis ihr gegenüber sich befanden, erschloß sich ihm auch durch eigne Erfahrung und eignes persönliches Heilsbedürfnis dasjenige immer lebendiger, was in der Schrift als das wahre Wesen der christlichen Erlösung und als der wahre Inhalt des christlichen Lebens bezeugt ist. — Zwingli hat es ja freilich nie geliebt, die Wurzeln seines inneren Lebens bloszulegen; aber man lese in seiner ersten größeren Reformationsschrift, seiner „Auslegung der Schlußsätze", die gedankenreichen Ausführungen über die paulinische Lehre vom Verhältnis zwischen Gesetz und Evangelium und die lebensvolle Schilderung der inneren Umwandlung, welche die Botschaft von der in Christo geoffenbarten Gnade Gottes in dem durch das Gesetz beschwerten und geängsteten Sünder hervorruft, so wird man den bestimmten Eindruck bekommen, wie auch bei Zwingli der Kampf mit der Sünde und die aus ihm hervorgegangene Erkenntnis der Erlösungsbedürftigkeit die Voraussetzung seiner Heilserkenntnis gewesen ist, und wie ihm die Freudigkeit und Gewißheit seiner reformatorischen Überzeugung nirgend anderswoher als aus der eigenen schmerzlichen Demütigung vor Gott und aus der persönlichen Annahme seiner sündenvergebenden und sündenüberwindenden Gnade erwachsen ist. Nur verleugnet auch hier seine Entwicklung den ihr eigentümlichen Charakter der Ruhe und Stätigkeit nicht. Er wartet in der Stille, bis die ihm gewordenen Entdeckungen und Erfahrungen sich zur einheitlichen Erkenntnis für ihn zusammenschließen, sammelt für sich selbst die Zeugnisse der Schrift

und der Vergangenheit, welche die kirchliche Gegenwart ihres Abfalls zeihen können, läßt aber diese ihm aufgehende Überzeugung noch unausgesprochen und begnügt sich, wie Myconius berichtet, „die Gnade Gottes so zu verkündigen, daß er dabei die Mißbräuche der römischen Kirche gar nicht oder nur wenig erwähnte". Er unterzieht sich den priesterlichen Funktionen, während der Glaube an ihre Wirksamkeit an vielen Punkten schon bei ihm erschüttert ist, und über Gebräuche wie das Weihwasser gelegentlich in seiner Correspondenz der unverholenste Spott uns entgegenklingt. Ebenso bewahrt er sich auch mitten im Ernst seiner Arbeit und seiner inneren Kämpfe die alte Heiterkeit und Freiheit des geselligen Lebens, ja er gestattet sich, wenn auch nur in vereinzelten Fällen und in seinem Gewissen darüber gestraft, Übertretungen des ihm auferlegten Keuschheitsgelübdes, für welche der Umstand, daß sie dem Priesterstande jener Zeit fast ausnahmslos anhafteten, noch keine Entschuldigung sein kann, und von welchen wenigstens Luther sich frei zu erhalten vermocht hat. So bietet auch sein Leben wie das so vieler Anderen aus jener Zeit nach allen Seiten hin das Bild eines Überganges, in welchem noch die mittelalterliche und die evangelische Heilserkenntnis und andrerseits der Humanismus und das Christentum in unklarer Mischung nebeneinander stehen, in welchem aber doch ähnlich, wenn auch nicht so bestimmt wie gleichzeitig bei Luther in seiner Lehre von der Rechtfertigung, in der unbedingten Überordnung des Ethischen über das Kultische und der Schrift über die Tradition gewisse Krystallisationspunkte zu einer neuen Lehrgestaltung sich wahrnehmen lassen.

Während aber so Zwingli auf dem Gebiete der kirchlichen Lehre und Ordnung im Bewußtsein der eigenen inneren Unfertigkeit jeden Angriff noch vermied, legte er nach einer andern Seite hin ein Zeugnis des Mutes und der Treue in der Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten ab, in welchem vielleicht noch mehr als in jener humanistisch-theologischen Entwicklung die Eigentümlichkeit und der Anfang des ihm auferlegten reformatorischen Berufes erblickt werden darf, und welcher in seinen Folgen auch unmittelbar dazu dienen sollte, ihm zur Erfüllung desselben die weiteren Wege zu bahnen. Es war dies sein Auftreten

gegen die fremden Kriegsdienste und Jahrgelder. Er hatte als Pfarrer von Glarus wiederholt die Aufgabe, die Soldtruppen, welche Glarus und die übrigen eidgenössischen Stände dem Papst für seine italienischen Kriege bewilligt hatten, als Feldprediger zu begleiten, und wurde dabei Zeuge der Verwilderung, welche dieser Kriegsdienst für die dabei Beteiligten sowohl wie für das ganze Volksleben der Eidgenossenschaft mit sich brachte. Ebenso sah er auch in Glarus selbst, wie die Gesandten der fremden Mächte, besonders Frankreichs, sich bemühten, die einflußreichen Geschlechter auf dem Wege der Bestechung, durch Zusicherung von sog. Pensionen oder Jahrgeldern, zur Gewährung von weiteren derartigen Werbungen zu bewegen, und wie durch den Bezug solcher Jahrgelder Käuflichkeit der Gesinnung, Müßiggang und Laster aller Art überhandnahmen, die alte Sittenreinheit, die Eintracht und die Kraft der Eidgenossenschaft Schaden litten, und das Volk von seinen Führern auf die schnödeste Weise ins Ausland verkauft und im Dienste fremder Eroberungssucht auf die Schlachtbank geliefert wurde. In einem ganz besonderen Sinne traf ihn das Wort, daß Gott von dem Hirten das Blut der ihm anvertrauten Schafe fordern werde, und er sah sich durch seine Hirtenpflicht gleich kräftig wie durch seine Vaterlandsliebe zum Kampf gegen das eingerissene Unwesen aufgefordert. Ohne Rücksicht auf die Feindschaft, die er sich durch solches Auftreten zuziehen mußte, sprach er seine offene Mißbilligung dieser Verhältnisse aus und suchte ihnen soviel als möglich entgegenzuwirken, wie denn auch seine erste literarische Kundgebung und überhaupt die einzige schriftstellerische Arbeit vor seinem eigentlich reformatorischen Auftreten die Veröffentlichung von zwei deutschen Gedichten war, in denen mit den Mitteln einer noch ziemlich unbeholfenen Allegoristik die Gefahr dieser Preisgebung an das Ausland für das sittliche und nationale Leben geschildert, und die Rückkehr zur alten Einigkeit und Unabhängigkeit dem Vaterland ans Herz gelegt wird.

Der Unwille, den dieses Auftreten des Pfarrers erregte, war indessen so mächtig, daß er seine Stellung in Glarus für unhaltbar erkannte und sich genötigt sah, 1516 sein dortiges Amt für einige Zeit einem Andern zu übergeben und in Einsiedeln eine Stelle als Leutpriester anzunehmen. Doch sah die Gemeinde

diesen Tausch nur als einen provisorischen an und behielt sich vor, daß Zwingli nach Beilegung der Mißhelligkeiten seine frühere Thätigkeit wieder aufnehmen sollte. Die Wahl nach Zürich machte dieses Abkommen zu nichte; statt zu seiner ersten Gemeinde zurückzukehren, trat er am 1. Januar 1519 das Amt eines Leutpriesters am Großmünster in Zürich an, aber auch diese Wahl hing neben den sonstigen Vorzügen Zwinglis als Prediger und als Gelehrter mit seiner Bekämpfung der Pensionen aufs engste zusammen. Sie wurde durch das Chorherrenstift des Großmünsters vollzogen und als ein Sieg ebenso sehr der patriotischen Partei gegen die Freunde der Franzosen wie der freieren wissenschaftlichen Richtung gegenüber den Anhängern des Alten dargestellt. So mußte gerade sein Kampf gegen die fremden Kriegsdienste, indem er ihn von Glarus ablöste, ihn den Orten zuführen, an denen sowohl seine Erkenntnis des kirchlichen Verderbens als auch das Bewußtsein seines reformatorischen Berufes sich zu voller Klarheit entwickeln konnte.

Vor allem wird die im Kloster zu Einsiedeln verlebte Zeit als diejenige betrachtet werden müssen, in welcher wenigstens die persönliche Entscheidung sich für Zwingli vollzogen und die Grundzüge sowohl seiner Heilslehre wie seiner auf die Neugestaltung der Kirche gerichteten Ideen ihre feste Gestalt erhalten haben. Aus dieser Zeit in Einsiedeln stammt seine bekannte, mit so großer Sorgfalt gefertigte Abschrift der paulinischen Briefe, die noch in Zürich aufbewahrt wird und die mit ihren zahlreichen Randbemerkungen teils aus Origenes und Ambrosius, teils von Zwingli selbst das anschaulichste Denkmal ist sowohl für den Eifer, mit welchem er auch hier das in Glarus begonnene Schriftstudium fortsetzte, als auch für die Bedeutung, welche die paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben für seine theologische Erkenntnis bereits gewonnen hatte. Reiche Nahrung für seine weiteren Studien fand er sodann in der Klosterbibliothek, deren Vervollständigung durch die neuen damals so rasch sich folgender Druckwerke ihm oblag. Unter den Schriften, die er sich in einem seiner Briefe von einem Freund aus Basel für dieselbe besorgen läßt, finden sich neben Werken des Aristoteles und Ovid auch Tertullian, Lactanz, Augustinus, sowie die Epistolae

Obscurorum Virorum und die Paraphrasen des Erasmus. Dazu kamen endlich die seltsamen Widersprüche, die in dem Geist und den Zuständen des Klosters Einsiedeln damals sich fühlbar machten; auf der einen Seite der blindeste Aberglaube und Ceremoniendienst, wie er an der weitberühmten Wallfahrtsstätte im Schwange war, und auf der andern, bei den Vorstehern, die vollständige Entfremdung nicht nur von den geistlichen Obliegenheiten, sondern auch von den dogmatischen Grundlagen ihres Amtes. Der Abt des Klosters erklärte offen, auf den Mönchsstand und alle Superstition nicht viel zu halten, und als der Visitator ihn einmal zur Rede stellte, daß er im Messelesen so lässig sei, gab er ihm zur Antwort: „Sollte es wahr sein, daß unser Herr Jesus wahrhaftig in der Hostie ist, so bin ich armer Mönch nicht wert, ihn dem ewigen Gottvater zu opfern, ist er aber nicht darin, dann wehe mir, wenn ich dem armen Volke Brot für seinen Herrgott aufheben und zur Anbetung vorhalten sollte". Das Kloster Einsiedeln war unter ihm geradezu der Sammelpunkt der humanistischen Aufklärung in der Schweiz; Zwingli selbst hörte man im Kreise solcher Freunde wohl aussprechen, daß die Zeit kommen werde, wo bei den Christen weder Hieronymus noch ein anderer mehr viel gelten werde, sondern allein die heilige Schrift, oder daß das Papsttum als eine mit dem Wesen der Kirche unvereinbare Einrichtung bald fallen müsse.

In Zürich gesellte sich dann zu dieser inneren Vorbereitung kurze Zeit nach seiner Ankunft der Eindruck des immer mächtiger werdenden Kampfes, welchen der Mönch in Wittenberg mit dem Papsttum eröffnet hatte. Wohl durfte sich Zwingli das Zeugnis geben, die von diesem gelehrte Wahrheit in ihren Hauptpunkten nicht nur selbständig aus der Schrift gefunden, sondern auch bereits öffentlich auf der Kanzel verkündigt zu haben. Er konnte bei der ersten reformatorischen Disputation erklären: „Ich habe das Evangelium Christi im Jahre 1516 zu predigen angefangen, ehe in unserer Gegend noch irgend ein Mensch von Luthers Namen gewußt hatte", und gerade die Frage über den Ablaß, die bis zum Jahre 1519 den Hauptinhalt jenes Kampfes bildete, war von Zwingli schon längst in dem von Luther verfochtenen Sinn beantwortet. Als im Jahre 1520 Luthers Auslegung des Vater

Unser durch einen in Basel veranstalteten Nachdruck in Zürich bekannt wurde, da meinten viele, die früher die Predigten Zwinglis darüber gehört hatten, die Schrift müsse von diesem herrühren, da sie so ganz die gleichen Gedanken darin wiederfanden. Aber eben diese Übereinstimmung mußte ja auch andrerseits Zwingli um so fester in der Gewißheit bestärken, in seinem Forschen nach der Wahrheit dem rechten Wegweiser gefolgt zu sein, und sie mußte ihn um so mehr auch an den Mann innerlich sich anschließen lassen, in dessen geistesgewaltigen Schriften dem von ihm verkündigten Wort eine so unverkennbare Bestätigung und ein so mächtiger Bundesgenosse an die Seite gestellt war.

Aeußerlich vermied er es, mit Luther in Verkehr zu treten, wenn er sich auch darüber freute, daß sein Freund Vadian ihn dem letzteren als Mitarbeiter genannt hatte. Dafür ließ er sich von seinen Freunden, besonders von Beatus Rhenanus und von seinem mit Wittenberg in Verbindung stehenden Oheim, dem Abt von St. Johann, über Luthers Thätigkeit und Erfolge berichten; was in Basel von ihm gedruckt wurde, mußte ihm sofort von den dortigen Freunden zugeschickt werden, und er ließ hunderte von Exemplaren gleich bei ihrem Erscheinen zur weiteren Verbreitung nach Zürich kommen. Man sieht in seiner Correspondenz, namentlich mit Myconius, mit welch gespannter Aufmerksamkeit er den Fortgang des großen Entscheidungskampfes verfolgt, und wie die bisherige um Reuchlin und Erasmus gebildete Parteigruppierung auch in der Schweiz während der Jahre 1519 und 1520 in den Gegensatz von Gegnern und Anhängern Luthers sich umgestaltet. „Man darf jetzt, so heißt es in einem Brief vom Juni 1520, in keine anderen Streitigkeiten sich einlassen, als in die um die evangelische Wahrheit. Für sie müssen wir kämpfen, so lange unser Blut noch warm ist und kräftig genug, um den Brand zu entzünden". Luther selbst nennt er dem Zasius gegenüber einen Elias und bekennt sich bei jeder Gelegenheit, nach der Disputation mit Eck wie nach dem Erscheinen der Bannbulle, zu seiner Sache; als die letztere verbreitet wurde, und Myconius ihm seine Befürchtung über eine hereinbrechende Verfolgung aussprach, tröstete er den Freund mit den schönen Worten: „Wer den Willen Gottes thut, braucht von den Menschen nichts zu fürchten. Das

Feuer, welches Christus auf Erden angezündet hat, was ist es anders als die Standhaftigkeit in der Trübsal, die uns auch die Eltern, wenn sie uns zur Untreue verlocken wollen, hassen, ja was mehr ist, den Bruder, der uns dem Tode überliefert, lieben lehrt? Ist es nicht dieses Feuer, welches die Werke eines jeden offenbar macht, ob er für die Ehre der Welt oder für die Ehre Christi in den Kampf gegangen ist? Kämpft er für jene, so wird er dem Stroh gleichen, welches in Rauch aufgeht, sobald das Feuer ihm nahekommt; wenn er aber für diesen kämpft, so wird er sein Haus auf den Felsen bauen, der Christus ist und der auch im Feuer nicht untergeht. So werden alle, die auf diesen Felsen gebaut sind und für seine Ehre kämpfen, ewig unverletzt bleiben, weil weder Tod noch Leben noch Schwert sie von der Liebe Christi zu trennen vermag. Ich glaube, daß die Kirche, wie sie durch Blut gestiftet worden ist, so auch jetzt nur durch Blut kann erneuert werden. Denn nie wird die Welt mit Christo eins werden, und der Lohn Christi ist uns nur mit Verfolgung verheißen. Aber nie wird es unserer Zeit an Leuten fehlen, welche um Christum zu predigen ihr Leben gerne aufs Spiel setzen, auch wenn ihre Namen bei den Menschen noch so sehr in Verruf kommen".

Um so befremdlicher ist es dem gegenüber allerdings, wie wenig Zwingli trotzdem noch während dieser ganzen Zeit aus seiner zuwartenden Stellung herausgetreten ist. Er bezeichnet wiederholt den Beginn seiner Wirksamkeit in Einsiedeln als den Zeitpunkt, wo er angefangen habe, das Evangelium zu predigen, und auch Zuhörer, wie der spätere Straßburger Reformator Hedio, bezeugen den tiefen Eindruck, den seine ernsten, eindringlichen und evangelisch einfachen Predigtworte schon in Einsiedeln auf sie machten. Aber wir finden in den beglaubigten Quellen nirgends eine Spur, daß diese Bezeugung der evangelischen Wahrheit mit einem Zeugnis gegen die kirchlichen Mißbräuche verbunden war, wie ihm ein solches ja gerade dort auf dem Schauplatz eines reich ausgebildeten Ceremoniendienstes so nahe gelegen hätte. Statt einer Lossagung vom Papste brachte ihm der Aufenthalt in Einsiedeln vielmehr eine noch enger fesselnde Annäherung an denselben, indem er mit seinen öfters dort verkehrenden Bevollmäch-

tigten in vertraulichem Verkehr stand und noch am 29. August 1518 durch ihre Verwendung, aber auf seine Bitte hin die Würde eines päpstlichen Hofkaplans empfing, wobei das Ernennungsschreiben die ehrenvollsten Ausdrücke für ihn enthielt und ohne den leisesten Ton eines Vorwurfes die Aussicht auf weitere Gnade und Ehre des Papstes für ihn eröffnete. In Zürich legte er dann allerdings gleich bei der Übernahme seines Amtes den versammelten Chorherren zu ihrer Überraschung die Erklärung vor, daß er statt der bisher üblichen an die Perikopen sich haltenden Predigten die zusammenhängende Auslegung des Evangeliums Matthäi „nicht nach menschlichem Gutdünken, sondern zur Ehre Gottes und Jesu Christi" sich vorgenommen habe, und begann auch gleich am ersten Sonntag mit der Ausführung dieses Entschlusses. Zugleich wird mit dieser veränderten Form auch der Inhalt entschiedener und schärfer; Myconius, sein damaliger Zuhörer, bezeugt, daß sein Zeugnis gegen die Laster alles sonst Vernommene übertroffen habe; aber wenn er hinzufügt, daß sein Strafwort vor allem gegen die Empfänger von Jahrgeldern, die Bedrücker der Armen, die dem Luxus Fröhnenden und die Müßiggänger sich richtete, so zeigt dies wieder, wie auch jetzt noch das Ziel seiner Polemik nicht die kirchlichen und dogmatischen Verirrungen, sondern die Schäden des sittlichen und nationalen Lebens bildeten, und wie er an den ersteren noch möglichst schonend vorüberzugehen suchte. Ebenso ließ er sich auch durch die den Freunden bezeugte Teilnahme und Zustimmung für Luther noch in keiner Weise in die offene Bundesgenossenschaft an dessen Kampf hineinziehen. Er verzichtete zwar trotz der Dürftigkeit seines sonstigen Einkommens im Jahre 1520 auf die päpstliche Pension, weil ihm das dadurch verursachte Abhängigkeitsverhältnis unerträglich wurde; aber es bleibt trotzdem befremdend, ihn noch immer mit den Würdenträgern der Kirche wenigstens äußerlich im besten Einvernehmen stehen zu sehen, während gleichzeitig Luther durch sein offenes und heldenmütiges Bekenntnis den Verdammungsspruch der Kirche und die Ächtung des Reiches herausforderte.

Es läßt sich ja gewiß Verschiedenes zur Erklärung einer solcher Zurückhaltung anführen. Einmal kommt in Betracht, daß

für Zwingli das Kennzeichen evangelischer Predigt überhaupt nicht blos in der Verkündigung der in Christo gestifteten allgenugsamen Versöhnung und der darauf gegründeten christlichen Freiheit, sondern ebenso sehr in der Darlegung und Einschärfung des durch Christum gegebenen wahren Gesetzes bestand. Weil er in diesem Sinne, wenn auch noch ohne direkte Polemik, von seinem Aufenthalt in Einsiedeln an, Sonntag für Sonntag die Schrift auslegte und das, was er so oft als die Hauptsache im Christentum hingestellt hat, das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und die Bildung des Lebens nach Christi Vorbild, auch seiner Gemeinde mit immer größerem Ernst als das allein Entscheidende ans Herz legte, konnte er mit einem gewissen Recht trotz seiner Zurückhaltung jene ganze Zeit als den Beginn seiner evangelischen Predigt bezeichnen. Sodann war es sein Grundsatz, wie derselbe zum Beispiel in dem Kommentar über die wahre und die falsche Frömmigkeit ausgesprochen ist, daß die Predigt zuerst das zum Heile Notwendige treu und klar darzulegen und die rechte Erkenntnis von Gott, dem Menschen und dem Evangelium zu verbreiten, dagegen mit dem Übrigen bis zur geeigneten Zeit zu warten habe, wie man einen Greisen leichter überreden könne von seinem Sitze aufzustehen, wenn man ihm vorher einen Stab in die Hand gegeben habe, auf welchen er sich stützen könnte. Er richtet auch an seinen Freund in Bern, Berthold Haller, in einem 1521 geschriebenen Briefe die Mahnung, er solle die noch zarten Ohren seiner Zuhörer zunächst vorsichtig behandeln und den Bären anfangs durch Schmeicheln und Nachgiebigkeit zu gewinnen suchen, bis Geduld und standhafter Mut ihn würde zahm gemacht haben, und er schreibt in Bezug auf sein eigenes Verhalten am 31. Dezember 1519 an Myconius: „Zu Zürich sind bereits mehr als zweitausend vernünftige Leute, welche geistliche Milch empfangen und bald die festere Speise, nach der sie hungern, ertragen werden". Endlich darf man auch an die damals noch so unsichere Lage der Kirche und an die noch immer vorhandene Möglichkeit denken, daß ein Teil ihrer Würdenträger selbst den an sie ergehenden ernsten Gewissensmahnungen Gehör geben, oder daß auch die eidgenössischen Stände zu einem gemeinsamen Vorgehen im reformatorischen Sinne die Hand bieten würden. Es darf nicht

übersehen werden, daß Zwingli, während er nach außen hin sich des Angriffs gegen die bestehenden kirchlichen Ordnungen enthielt, seinem Bischof sowohl wie dem Vertreter des Papstes in Zürich eine Überzeugung von ihrer Unhaltbarkeit offen ausgesprochen und bestimmte Vorschläge zur Besserung gemacht hat, und daß es an beiden Orten an der Einsicht und Anerkennung der Notwendigkeit einer solchen Besserung durchaus nicht fehlte. Selbst ein Kardinal Schinner erklärte sich einverstanden, wenn Zwingli ihm aus der heiligen Schrift die Irrtümer und Mißbräuche der römischen Kirche aufdecken würde, und sprach seine Bereitwilligkeit aus, dem Übermut und der Falschheit des römischen Bischofs nach Kräften steuern zu helfen. Ebenso rechnete sich der vielvermögende Generalvikar von Konstanz, Johann Faber, noch bis zum Jahre 1522 zu Zwinglis Freunden; er hatte ihn, als auch in der Schweiz durch den Mönch Samson der päpstliche Ablaß feil geboten wurde, selbst zur Bekämpfung desselben aufgefordert und die Zurückweisung des Ablaßhändlers durchsetzen helfen; er rühmte es den Freunden gegenüber, wie in Zürich ein durch Gelehrsamkeit ausgezeichneter Prediger wirke, und suchte sie mit ihm in Verbindung zu bringen. Auch im Domkapitel zu Constanz hatte die erasmische Richtung noch entschieden die Oberhand, so daß eine schließliche Entscheidung im reformatorischen Sinne noch nicht als unmöglich erscheinen, und Zwingli gar wohl auch durch solche Hoffnungen in seiner zuwartenden Haltung sich bestärken lassen konnte.

Trotzdem läßt sich aber auch die eigene innere Unfertigkeit in dieser Haltung nicht verkennen, wie er denn auch später wiederholt selbst seine damalige Zurückhaltung als einen Mangel an Bekenntnistreue sich vorgeworfen hat. Er gehörte selbst noch zu ehr jener erasmischen Richtung an, um im eigentlichen Sinne als Reformator auftreten zu können, und wir werden nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß bei aller Selbständigkeit in der Bildung seiner evangelischen Ueberzeugung doch die Kraft zum reformatorischen Handeln auch ihm erst aus derjenigen Vertiefung seiner Heilserkenntnis und aus derjenigen Schärfung seines Pflichtgefühls heraus entwachsen ist, welche er der näheren Beschäftigung mit Luthers Lehre und den Eindrücken des von diesem bewiesenen Glaubensmutes zu verdanken hatte.

Am störendsten tritt für uns jenes Zurückbleiben der That hinter der Erkenntnis in den Blößen hervor, welche dem sittlichen Wandel Zwinglis wenigstens in Einsiedeln noch immer anhafteten. Gerade aus der letzten Zeit seines dortigen Aufenthaltes liegt ein Brief vor, worin er sich gegen Gerüchte rechtfertigen muß, die in dieser Beziehung bei Gelegenheit seiner bevorstehenden Wahl nach Zürich über ihn verbreitet worden waren. Das darin abgelegte Geständnis von seinem nicht immer erfolgreichen Kampf mit der sinnlichen Lust und noch mehr der scherzhafte Ton, in welchem er im Gegensatz zu dem in dieser Selbstanklage sonst vorherrschenden schmerzhaften Ernst die gegen ihn erhobenen Vorwürfe auf ihr richtiges Maß zurückführt, haben natürlich seinen Gegnern von jeher willkommenen Anlaß geboten, sein sittliches Leben überhaupt zu verdächtigen oder wohl gar seinen ganzen Kampf für die Erneuerung der Kirche aus dem Bestreben abzuleiten, sich des lästigen Cölibatszwanges zu entledigen. In Wahrheit aber ist dieser Brief gerade um seiner Ehrlichkeit und Unbefangenheit willen eine der offensten Darlegungen sowohl der Befleckung und Gewissensnot, als auch andererseits der moralischen Verflachung und Gewissensabstumpfung, welche dieser Zwang über den Priesterstand gebracht hat, und eines der deutlichsten Zeugnisse, aus welcher Korruption nicht blos des Dogmas sondern auch des sittlichen Lebens die christliche Kirche durch die Reformation emporgehoben worden ist. Er ist das Selbstbekenntnis eines Mannes, der sich das Zeugnis geben darf mehr als die meisten seiner Genossen der Versuchung Widerstand geleistet und sowohl durch ernstliche geistige Arbeit als auch durch Gebet und fromme Vorsätze immer aufs neue um ihre Unterdrückung sich bemüht zu haben, und der gerade damals von seinen vertrauten Bekannten als ein Mann gerühmt wird, „der ebenso sehr durch seinen ehrbaren Lebenswandel wie durch seine Gelehrsamkeit sich auszeichne". Er legt dieses Bekenntnis ab zu Handen einer geistlichen Behörde, die eben darüber schlüssig werden soll, ob sie ihm die erste und wichtigste Predigerstelle in der Stadt übertragen wolle, und mit der ausdrücklichen Bitte von ihm abzusehen, wenn sie glauben sollte, daß die darin eingestandenen Flecken in seiner Vergangenheit seinem Beruf als Prediger Christi und des Evan-

gelinms Eintrag thun würden. Trotzdem wird er gewählt; man nimmt es als hinreichende Entschuldigung an und betrachtet den Anstoß als hinweggenommen, nachdem er bewiesen hat, daß er sich nur mit einer schlechten Dirne und nicht mit einer ehrbaren Jungfrau vergangen habe; er hat bei diesem Sachverhalt offenbar nur gethan, was für seine Vorgesetzten in Zürich wie in Einsiedeln schon lange als beinahe unvermeidliches und kaum mehr beachtetes Vorkommnis galt.

Der Flecken in Zwinglis Vergangenheit wird mit dieser laxen Beurteilung durch seine nächsten Vorgesetzten und Genossen nicht hinweggewischt; aber ebensowenig läßt sich verkennen, auf welcher Seite in der Folge die tiefere Reue und die wahre Entrüstung über diese Zustände sich wahrnehmen läßt, ob bei denen, die sie festhalten wollten, oder bei Zwingli, der, mit mutvoller Offenheit seinen eigenen Anteil an der auf dem Klerus lastenden Verschuldung bekennend, ihn zur Heilung dieser Gebrechen wieder zu der von Gott gestifteten und durch die Schrift gewiesenen Ordnung zurückgeführt hat. Gerade solche Thatsachen zeigen ja am deutlichsten, wie es erst der aus der neuen Vertiefung in die Schrift hervorgegangene Gewissensernst der Reformation war, der auch nach dieser Seite hin der Werkheiligkeit und ihrer oberflächlichen Gewissensberuhigung ein Ende gemacht und für den Klerus wie für die Laien die Reinheit des christlichen Lebensideals wieder hergestellt hat. Daß übrigens die ernsten Vorsätze, mit denen Zwingli jenem Briefe zufolge sein neues Amt in Zürich antrat, hier in der That, gestärkt durch das Bewußtsein höherer Verantwortlichkeit, nicht mehr von ihm gebrochen worden sind, beweist u. A. das Zeugnis, welches er sich gegenüber seinem vertrautesten Freunde und Hausgenossen Mykonius am Schluß des ersten Jahres in einem Briefe geben durfte, daß auch die Gegner an seinem Leben und Wandel nichts aussetzen könnten, und ebenso auch später die Abwesenheit aller bestimmten Anklagen in dieser Beziehung, die bei der immer höher gehenden Feindschaft gegen Zwingli nicht würden gefehlt haben. Mit gutem Gewissen konnte er während der ersten Hälfte des Jahres 1522 mit einer angesehenen und ehrbaren Witwe, Anna Reinhard, eine eheliche Verbindung eingehen, die er allerdings mit Rücksicht auf seine amtliche Stel-

lung noch etwa zwei Jahre lang geheim hielt, wie er selbst in einer spätern Schrift erzählt, daß einzelne Geistliche zu Vermeidung des Anstoßes und zur Bewahrung vor weiteren Fehltritten heimlich in die Ehe getreten seien und dieselbe so lange verheimlicht hätten, bis die Lehre über die Rechtmäßigkeit der Priesterehe ohne Nachteil vorgetragen werden konnte. Aber die vertrauten Freunde haben doch von derselben gewußt und das Verhältnis von vorn herein als förmliche Heirat anerkannt, und ihr Abschluß war von Seiten Zwinglis mit einer dringenden Zuschrift an den Bischof und an die Eidgenossen begleitet, worin er mit zehn anderen ihm befreundeten Priestern die dem Klerus auferlegte Gewissensnot schilderte und unter dem Nachweis der Schriftwidrigkeit des Cölibatszwanges das Verlangen nach Aufhebung desselben aussprach.

Ein schönes Denkmal aus dieser Zeit des allmählichen Ausreifens in Erkenntnis und Wandel ist das Lied, das er während einer schweren Pestkrankheit im Jahre 1519 gedichtet hat. Er befand sich gerade zu seiner Erholung in Pfäfers, als er die Kunde von dem Ausbruch der Seuche in Zürich erhielt, und begab sich sofort dahin zurück, um das ihm obliegende Amt an den Kranken auszuüben. Nach wenigen Wochen wurde er indes selbst von der Krankheit befallen und schwebte eine Zeit lang in der ernstesten Lebensgefahr. Aus dieser Zeit stammt das erwähnte Gedicht, ebenso einfach und wahrhaft im Inhalt wie kunstvoll in seinem Bau und seiner rhythmischen Gliederung, ein ergreifender Ausdruck des ihn beseelenden Gottvertrauens und Gehorsams, aber nicht minder auch seines festen Entschlusses, nach erlangter Genesung das wiedergeschenkte Leben noch treuer und mutiger dem Dienste Gottes und der Verkündigung seiner Wahrheit zu weihen. Die letzte Strophe, „In der Besserung" betitelt, beginnt mit den Worten:

Gesund, Herr Gott, gesund!
Ich mein, ich kehr
Schon wiedrum her.
Ja, wenn dich dünkt,
Der Sünden Funk
Werd nicht mehr beherrschen mich auf Erd,
So muß mein Mund
Dein Lob und Lehr

Aussprechen mehr
Denn vormals je,
Wie es auch geh,
Einfältiglich ohn alle Gfährd.

Ebenso läßt sich, wie schon früher bemerkt wurde, in der Schilderung der Wirkungen des Gesetzes, wie sie in der 1523 geschriebenen „Auslegung der Schlußsätze" enthalten ist, die Grundlage persönlicher Erfahrung nicht verkennen, auf der sich auch ihm die Erkenntnis der im Evangelium gegebenen Gerechtigkeit und Freiheit erschlossen hat. In erschütternder Einfachheit wird an einem Gebot nach dem andern der heilige Ernst des göttlichen Willens und die Unfähigkeit der Menschen ihm Genüge zu thun ins Licht gestellt, und dann der Trost des Evangeliums diesem Zustand entgegengehalten: „Sieh, wenn in solcher Angst und Not uns die Barmherzigkeit Gottes begnadigte, also daß uns das Gesetz nicht beschwerte, sondern freute, und das, was wir nicht erfüllen können, durch einen Andern gebessert und ersetzt würde, wäre das nicht eine überaus treffliche Freundschaft? wäre es nicht die beste Botschaft, deren wir je inne geworden sind? wäre es nicht die gewisseste Versicherung des Heils, wenn es von Gott also geschähe? Siehe jetzt um dich und recke das Haupt auf und sieh, wo das heilige Evangelium her scheint, welches die Beschwernisse alle hinwegnimmt, und heißt darum Evangelium, das ist eine gute, wohlgethane sichere Botschaft". „O barmherziger, gerechter, trostreicher Gott, wie hast du uns verworfene Diebe und Schälke, die sich vor dir verbergen und ihre eigenen Wege gehen und deinem Reiche zuwider handeln wollten, so mildiglich begnadet! In wie sichere Hoffnung hast du uns aufgerichtet! Zu welch großen Ehren hast du uns in deinem Sohn gebracht! Die ganze Welt hat fröhlichere Botschaft nicht vernommen und wird nie mehr eine bessere vernehmen; denn durch sie werden uns alle Dinge leicht ausführbar und was vorher erschreckt und verdammt hat, ist jetzt heilsam. Wenn ich nun festiglich glaube, ja weiß, daß mir so großes Heil in Christo Jesu behalten ist, so drückt mich das Gebot nicht mehr: du sollst Gott lieb haben aus allen Kräften, Herz, Seele und Gemüt, wenn ich schon weiß, daß ich es nicht erfülle; denn meine Mängel

und Sünden ersetzt Christus; das Gebot richtet mich auf zu einer heiligen Bewunderung der göttlichen Güte, und ich spreche in mir selber: Siehe, so hochwert und so gut ist Gott, das höchste Gut, daß alle unsere Begierden nach ihm sich sehnen sollen, und das allein uns zugute. Dabei tröstet immer nebenher die gute Botschaft: Was du nicht vermagst, wie du ja wahrlich nichts vermagst, das thut Alles Christus; er ist es Alles, er ist Anfang und Ende in allen Dingen." — Und wie lebendig wird in der Schrift „Von der Klarheit des Wortes Gottes" die Darstellung, wo Zwingli zeigt, wie dem durch die Mannigfaltigkeit der kirchlichen Heilswege in Ungewißheit und Verzweiflung gebrachten Menschen Christus in seinem Worte wie mit offenen Armen entgegenkommt und ihn mit seiner Einladung tröstet: Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch Ruhe geben. „O der fröhlichen Botschaft", fährt Zwingli fort, „denn sie bringt mit sich ein Licht, daß wir das Wort als Wahrheit erkennen und glauben; denn der es geredet hat, ist ein Licht der Welt, der Weg, die Wahrheit und das Leben." Man spürt es solchen Worten ab, wie auch bei Zwingli die Entschiedenheit und der durchgreifende Ernst, womit er später als Reformator das Evangelium der kirchlichen Autorität als einzige Richtschnur gegenüberstellte, nur darauf zurückgeführt werden können, daß er in ihm für sein eigenes Bedürfnis nach Versöhnung und Frieden mit Gott den rettenden Grund und Haltpunkt gefunden hatte.

Es ist, wenn wir die bis jetzt geschilderte Entwicklung noch einmal überblicken, im ganzen ein heiterer und in seltener Ruhe und Stätigkeit dahinfließender Lebensgang, durch welchen Zwingli seiner geschichtlichen Aufgabe entgegengeführt worden ist. In einer fast selbstverständlichen Abstufung folgen sich die Einwirkungen des Humanismus, die Eindrücke des Pfarramts, die Anregungen eines Picus von Mirandula, Erasmus und Luther, ohne daß doch jeweilen das Neue gegenüber dem Alten als ein vollkommen Fremdes empfunden worden wäre, und das Alte von dem Neuen als wertlose und verwerfliche Vergangenheit hätte verdrängt werden müssen. Überzeugungen, welche andere erst in schwerem Kampf mit früheren

Entwicklungsstufen sich erringen mußten, sind für ihn schon mit den Eindrücken seiner ersten Jugend verflochten gewesen oder haben doch wenigstens dort die Haltpunkte gefunden, an welchen sie sich zwanglos und harmonisch einfügen konnten. Wo er hinkam, als Schüler in Bern, als Student in Wien und in Basel, wie als Pfarrer in Glarus, in Einsiedeln und in Zürich, überall sah er sich von geistesverwandten Freunden umgeben, die mitteilend oder empfangend an den Fortschritten seiner Entwicklung teilnahmen und für die Wahrheit der ihm aufgegangenen Erkenntnis auch ihrerseits einstanden. Es ist ein Lebensgang und eine geistige Veranlagung, durch welche vielleicht weniger die Kluft zwischen der dem Menschen gestellten Aufgabe und dem in ihm wohnenden Vermögen zu ihrer Erfüllung zum Bewußtsein gebracht, aber um so mehr das ruhige Vertrauen auf die das Leben durchwaltende und mit sicherer Hand zur Wahrheit und zum Frieden leitende Allmacht und Güte Gottes geweckt und befestigt werden mußte.

Immmerhin aber lassen sich doch auch schon in dieser Jugendentwicklung bereits jener tiefe Ernst ethischer Lebensauffassung und jenes feste Beharren bei den durch sie vorgesteckten Zielen und Aufgaben wahrnehmen, welche dem darauffolgenden Reformationswerk ebenso sehr zur Grundlage gedient, wie den ihm eigentümlichen Charakter konsequenter Durchführung und ethisch erneuernder Umgestaltung verliehen haben. In erster Linie treten sie uns in der Auffassung von den Pflichten und der Bedeutung des übernommenen Amtes entgegen und zeigen den tiefen Gegensatz, der schon diese frühere Entwicklungsstufe des Reformators von den ihm verwandten Richtungen unterscheidet. Ein begeisterter Humanist, dem es auch in seinem späteren Leben und in seinen bewegtesten Arbeitszeiten Bedürfnis geblieben ist, immer wieder zu der Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums zurückzukehren, zeigt er sich doch von Anfang an noch mehr als von dieser Freude am Studium von dem Gefühl der Verantworlichkeit erfüllt, welche das von ihm übernommene Pfarramt auf seine Seele gelegt hat. Während die Bildung der Zeit, die er in so umfassender Weise in sich aufgenommen, fast durchweg mit Spott und Geringschätzung auf den priesterlichen Stand herabschaute,

und andrerseits seine humanistischen Freunde durch ihre öffentliche Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller von Ehre zu Ehre emporstiegen, läßt er es seinen Ehrgeiz und sein ausschließliches Arbeitsziel sein, den Aufgaben dieses Pfarramtes so treu und so vollkommen als möglich nachzukommen. Auch seine humanistischen Beschäftigungen sind ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel, die diesem praktischen Interesse dienen sollten. Er konzentriert bis ins reife Mannesalter hinein seine ganze Kraft in dem Bestreben, durch das Studium der Alten und vor allem der heiligen Schrift diejenige geistige Ausrüstung sich zu erwerben, die ihn zum lautern und kräftigen Zeugen der göttlichen Wahrheit machen würde. Aber eben diese Verbindung der humanistischen Aufklärung mit dem priesterlichen Pflichtgefühl macht nun jene auch für Zwingli zu einer Waffe, die den Feind nicht blos, wie bei Erasmus, zu streifen und zu reizen, sondern wirklich zu treffen und zu überwinden vermochte. Der Spott, mit welchem dieser in der entarteten Kirche umherblickte, wird zum sittlichen Ingrimm und zum festen Entschluß ihr zu helfen: auch bei Zwingli wie bei Luther nimmt die Reformation ihren Ausgangspunkt nicht in einem Widerspruch des Denkens und der Bildung, sondern in dem berufstreuen Zeugnis eines für die ihm anvertrauten Seelen einstehenden Priesters und Seelsorgers, wie es das von Gott ihm übertragene Amt ihm abzulegen gebietet.

Nicht weniger stark hervortretend als diese Treue der Hingebung an die ihm gestellte Lebensaufgabe ist dann weiter in diesem Bildungsgange Zwinglis der tief religiöse Zug seines Wesens. Die Art und Richtung desselben steht ja allerdings zu dem, was in der damaligen Zeit als Kennzeichen der Frömmigkeit galt, und was auch Luther in so heißen Kämpfen als die Bedingung seines Friedens mit Gott in sich zu verwirklichen trachtete, in einem sehr bestimmten Gegensatz. Beide verlassen ungefähr gleichzeitig in den Jahren 1505 und 1506 ihre Studien, der eine um sich im Kloster, der andere um sich in der seelsorgerischen Arbeit an seiner Gemeinde dem Dienste Gottes zu widmen. Aber wie anders erscheint nun diese Hingabe an Gott dort bei dem Mönch in Erfurt, der in langjährigem Ringen sich abarbeitet, bis die Nacht des Zweifels und des Schuldgefühls durch die

Gewißheit der vergebenden Liebe Gottes ihm erleuchtet wird, und hier bei dem Priester von Glarus, der von vorn herein das Joch solcher asketischen Werkgerechtigkeit als ein willkürlich auferlegtes von sich abweist, dem der Weg der Pflichterfüllung ohne Weiteres auch der Weg des Gehorsams gegen Gott ist, und der neben der Arbeit und dem Studium harmlos auch die Freuden, wie sie Musik und geselliger Verkehr ihm bieten, als von Gott gegebene Erholungsmittel an sich kommen läßt! Gewiß, jener hat auf seinem so viel schwereren Wege in Tiefen und in Rätsel des Daseins hineingeblickt, welche dem heiteren Optimismus Zwinglis verschlossen geblieben sind, und er ist dadurch zu einer Höhe weltüberwindender Kraft und Freiheit emporgehoben worden, auf welche ihm auch der andere erst als lernender und empfangender hat nachfolgen müssen, um wirklich als Genosse und Mitkämpfer ihm zur Seite stehen zu können. Aber andrerseits werden wir doch auch gerade in der Freiheit, in welcher der letztere seine Beziehung zu Gott zu behaupten und jenes die Gewissen bethörende Joch menschlicher Satzung von sich ferne zu halten wußte, das Zeugnis einer Selbständigkeit und Unmittelbarkeit seines religiösen Lebens erkennen müssen, die ihm das volle Recht gegeben hat, auch neben Luther seinen Beruf als selbständiger und von Gott ausgerüsteter Zeuge der evangelischen Wahrheit geltend zu machen. Wohl fehlt es auch in seiner Entwicklung nicht an den Spuren eines ernsten Suchens und Kämpfens um diese Wahrheit; aber auch der theologische Zweifel, ferne davon ihn an der Freudigkeit seines religiösen Lebens irre zu machen, führt ihn vielmehr durch den in ihm liegenden Antrieb zum Gebet und zum Schriftstudium um so tiefer und ernster in dasselbe hinein. Es ist ihm undenkbar, wie es einen lebendigen Gottesglauben geben könne, der nicht eben als solcher mit der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit und mit dem Vertrauen auf die der Wahrheit innewohnende Kraft der Selbstbeglaubigung eins ist. Noch schwerere Hemmungen und Störungen liegen in den diese geistige Entwicklung begleitenden sittlichen Flecken und Fehltritten; aber dem aufrichtigen Bekenntnis derselben, durch welches ja er selbst die hauptsächliche Kunde davon uns gegeben hat, darf er ebenso aufrichtig das Zeugnis beifügen: für die Schuld habe ich schon

lange bei Gott Abbitte gethan. Er kann auch den Glauben an die göttliche Vergebung als etwas unmittelbar in den christlichen Gottesbegriff eingeschlossenes hinnehmen, und die ebenso untrennbare Verbindung, in welcher ihm dieser Gottesbegriff mit der Idee des seine Verwirklichung fordernden Guten steht, bewahrt ihn davor, in etwas anderm als in dem erneuten und gesteigerten Kampf gegen die Versuchung die Bewährung dieser wiedererlangten Gottesgemeinschaft zu suchen. In der theologischen Formulierung führte ihn das Bedürfnis, diesen im Glauben erfahrenen Zusammenhang mit Gott so eng und so lebendig als möglich zu erfassen, schon frühzeitig zum entschiedenen religiösen Determinismus. Es ist ihm selbstverständlich, daß Gott, das höchste Gut, auch als das absolute Sein und als die allgemeine Ursache alles Geschehens betrachtet werden muß, daß alle, auch die rätselhaftesten Erscheinungen der Wirklichkeit in den Zusammenhang seines alles durchwaltenden Willens, der die Güte und Weisheit selbst ist, hineingestellt werden. Wenn er durch die späteren Erfahrungen seines Lebens das kühnwagende Vertrauen auf diesen allmächtigen Willen in manchen Punkten getäuscht und das in solchem Vertrauen Erstrebte durch die Unempfänglichkeit und Bosheit der Menschen zu nichte gemacht sieht, so will er lieber auch in dieser Macht der Trägheit und Bosheit ein Geheimnis jener Vorsehung Gottes verehren, als daß er jener die Fähigkeit zuschriebe, ihre Absichten wirklich durchkreuzen und die Reinheit ihrer Ziele trüben zu können. So lassen sich in seinen Schriften namentlich aus der spätern Zeit unschwer Stellen genug herausfinden, in denen über der Einheit der Unterschied zwischen Gott und der Welt, zwischen der Notwendigkeit des natürlich mechanischen Weltlaufes und der höhern und anders gearteten Notwendigkeit im Gebiete des sittlichen Lebens in einer den christlichen Gottesbegriff gefährdenden Weise verwischt ist; aber die gleiche Grundüberzeugung von dem übergeordneten Wesen des Ethischen, die ihn in seinem persönlichen Leben vor der Gefahr falscher Beruhigung bewahrte und zum steten Kampf des Geistes gegen das Fleisch antrieb, läßt ihn auch in seiner Theologie schließlich doch immer wieder das Reich der Zwecke dem Reich der Mittel überordnen und die wahre Selbstoffenbarung Gottes

jenseits der Naturwelt in dem von Christo ausgehenden Leben der Erlösung und der Vollkommenheit erblicken. „Die Heimlichkeit Gottes giebt sich nicht in der Natur, sondern in der Sendung seines Sohnes zu erkennen". „Je mehr wir unsere Sünde erkennen, um so mehr finden wir die Schöne und Allmächtigkeit Gottes und die Liebe und Zuversicht seiner Gnade." Der zwingendste Beweis für die unbedingt wirkende Allmacht Gottes ist für Zwingli der, daß er seine eigene Bekehrung und Unterwerfung unter den Willen Gottes nur als das Werk dieser wunderbar erleuchtenden und allmächtig bestimmenden Gnade erfassen kann, ebenso wie die hervorstechendste Äußerung dieser unbedingten Hingabe an Gott in der Geltendmachung seines Wortes als der alleinigen Richtschnur für Lehre und Leben und andrerseits in seinem fröhlichen durch alle Lagen seines Lebens ihn begleitenden Gottvertrauen bestand. Die schon erwähnte Predigt über die Klarheit und Gewißheit des Wortes Gottes, mit welcher er bedeutsam genug seine deutschen reformatorischen Schriften eröffnet hat, hat zum Grundgedanken den Nachweis, wie der nach dem Bilde Gottes geschaffene Geist für den ihm innewohnenden Trieb nach unendlichem und vollkommenem Leben nur dann Befriedigung findet, wenn er das Wort seines Schöpfers und Bildners sein inneres Besitztum und den ausschließlichen Halt seines Glaubens werden läßt, wie aber dieses Wort Gottes durch die in ihm liegende Kraft der Erleuchtung und Beseligung auch für jeden, der sich ihm öffnet, seine Klarheit und Gewißheit in sich trägt. „Ich habe wohl ebenso viel zugenommen an menschlicher Weisheit wie Viele meines Alters; aber schließlich bin ich dahin gekommen mir zu sagen: du mußt alles liegen lassen und die Meinung Gottes lauter aus seinem einfältigen Wort lernen. Denn das ist gewiß und kann nicht fehlen; das Wort Gottes ist helle, läßt nicht in der Finsternis irren; es lehret sich selbst, thut sich selber auf und bescheret die menschliche Seele mit allem Heil und Gnade, macht sie in Gott getrost, demütigt sie, daß sie sich selbst verliert, ja verwirft und dafür Gott in sich fasset; in dem lebt sie, nach ihm begehrt sie, verzweifelt an allem Trost der Creaturen, und ist allein Gott ihr Trost und ihre Zuversicht." Auch im „Commentar über die wahre und falsche

Religion" wird dieses allgemein religiöse Motiv seines Schriftprinzips hervorgehoben: „Der Fromme kann durch kein andres Wort genährt werden, als durch das Wort Gottes; denn wie er auf Gott allein sein Vertrauen setzt, so wird er auch allein durch sein Wort gewiß gemacht und will das Wort keines Andern als Gottes annehmen". Auf der anderen Seite tritt dann namentlich in den Briefen aus dieser Zeit der inneren Entscheidung die mutige Entschlossenheit und Siegeszuversicht hervor, die ihm in jener Gewißheit der unbedingt waltenden göttlichen Allmacht beschlossen war. Er vergleicht sich etwa mit einem Steuermann auf wogender See, der aber weiß, wer die Segel gespannt hat und den Winden gebietet. „Ich wäre ein Feigling und nicht wert ein Mensch zu heißen, wenn ich mein Boot verlassen wollte, um schließlich doch in Schande umzukommen; so übergebe ich mich denn ganz seiner Güte; er leite und führe mich, beschleunige oder hemme meinen Lauf oder lasse mich auch ganz versinken; seine Gefäße sind wir, er mag sich unser bedienen zur Ehre oder zur Schande." Und unmittelbar vor dem ersten Religionsgespräch schreibt er an Oekolampad: „Ich werde viel hin- und hergeworfen, aber ich bleibe unbeweglich, nicht weil ich mich auf meine Kraft, sondern weil ich mich auf Christus stütze; denn er ist es, der mich stärkt und belebt."

Was aber sowohl dieser religiösen Hingabe an Gott als auch dem daraus hervorgehenden pfarramtlichen Wirken schließlich noch ihre durchaus eigenartige und für Zwingli charakteristische Richtung verleiht, das ist der von Jugend an ihn beseelende freudige und thatkräftige Patriotismus. Schon Beza hebt in seinen Gedächtnisversen auf Zwingli seine doppelte Liebe, zu Gott und zum Vaterlande, als das ihn auszeichnende hervor und meint im Hinblick auf die Art seines Todes, für sein Vaterland sei er getötet, für seine Frömmigkeit zu Asche verbrannt worden. Auch Luther hat den Schmerz über das von fremden Zwingherrn geknechtete und ausgebeutete Vaterland in seiner ganzen Tiefe empfunden und an die Reformation der Kirche die Hoffnung einer nationalen Wiedergeburt geknüpft; aber dieses Gefühl der Mitverantwortlichkeit für die nationale Wohlfahrt und Freiheit ist in ihm erst erwacht, als seine religiöse Entwicklung und seine reforma-

torische Richtung der Hauptsache nach vollendet und zu ihrem Abschluß gelangt waren. Für Zwingli dagegen ist von Anfang an beides aufs engste verbunden. Indem er mit der ihm eigenen Planmäßigkeit und Stätigkeit die zur Erfüllung seines geistlichen Berufes erforderlichen Kenntnisse sich aneignet, weiß er, daß er damit auch seiner Aufgabe als Bürger und Vaterlandsfreund gerecht wird, und darf sich das Zeugnis geben: „All meine Jugend von Kindesbeinen an habe ich eine so große und starke Liebe zu einer gemeinen Eidgenossenschaft gehabt, daß ich um ihr zu dienen von Jugend auf mich in allerlei Kunst und Klugheit geübt habe." Aus dieser innigen Verflechtung von Religion und Patriotismus gewinnt nun aber auch Zwingli eine Auffassung vom Wesen sowohl der allgemein christlichen, als auch der speciellen priesterlich seelsorgerischen Aufgabe, die für sein reformatorisches Handeln und Verfahren nicht minder charakterisch ist als jene Betonung der absoluten Gottesidee für seine Theologie. Während er als theologischer Denker wie vielleicht kein anderer unter den Reformatoren von dem Bedürfnis vorwärts getrieben wird, die christliche Lehre als in sich zusammenhangendes und auch religionsphilosophisch begründetes Ganzes zur Erkenntnis zu bringen, bleibt doch dieser Drang nach Erkenntnis allezeit in bewußter Weise den Aufgaben untergeordnet, welche das konkrete Leben mit seinen mannigfaltigen kirchlichen, politischen und socialen Notständen in sich schließt, aber lehrt ihn auch andrerseits diese Aufgaben in einen Zusammenhang mit der christlichen Offenbarung und Erlösung hineinstellen, dessen Aufweis, wenn auch im Einzelnen vielleicht noch vielfach mangelhaft und anfechtbar, zu den bedeutendsten Versuchen christlicher Gesellschaftsordnung gehört und jedenfalls das Verdienst hat, zuerst in methodischer Konstruktion das evangelische Christentum ins wirkliche Leben hineingebaut zu haben.

In seiner Theologie machte sich später diese Betonung der aktiven Momente des Christentums namentlich in der ihm eigentümlichen Wertung des Gesetzes bemerkbar. In ausgesprochenem Gegensatz zu Luther ist es ihm, zumal in seiner vollendeten Zusammenfassung in Christo, nicht blos Weckmittel des Sünden-

bewußtseins, sondern als Ausdruck des guten und lautern Gottes-willens auch in sich selbst ein Ausfluß der göttlichen Güte und ein Bestandteil des Evangeliums. „Was mag dem Menschen Fröhlicheres verkündet werden als der Wille Gottes?" „Wenn es von dem Gottlosen als schwerer Druck empfunden werden muß, so zieht es den Gläubigen in die Liebe Gottes hinein, denn so er sieht, wie Gott ein so lauteres reines Gut ist, wird er entzündet, dasselbe Gut lieb zu haben und zu überkommen." „Wenn Gott seinen Willen den Menschen zeigt, erfreut er die, so Liebhaber Gottes sind, und also ist es ihnen eine gewisse gute Botschaft, und von deren wegen nenne ich es lieber Evangelium als Gesetz; dadurch wird der Span von Gesetz und Evangelium quitt und ledig." Dadurch konnte dann auch im Reformationswerk Zwinglis die unmittelbare Zweckbeziehung des Glaubens zu der im Gesetz geordneten Mannigfaltigkeit der individuellen und gesellschaftlichen Pflichtverhältnisse zu einer Geltung kommen, wie sie solche in der lutherischen Reformation nie erlangt hat. Die bürgerliche Gesellschaft, deren Ordnung bei Luther mit der Aufgabe der Kirche überall nur in eine sehr lose Verbindung gesetzt erscheint, wird als die Sphäre anerkannt, in welcher die Kraft der christlichen Erlösung in der von Gott ihr gesetzten Bestimmung zu ihrer Verwirklichung kommen muß, und welche deshalb auch dem gestaltenden Einfluß des christlichen Geistes nach ihrer vollen Ausdehnung sich zu öffnen hat. Es steht für Zwingli von vornherein fest, daß die Kirche im christlichen Sinne des Wortes nicht nur eine Heilsanstalt, sondern auch eine soziale Institution ist, und daß ihre Reformation erst in ihrer regenerierenden Wirkung auf den allgemeinen Geist und die öffentlichen Ordnungen des Volkes ihre Vollendung findet. Zugleich ist leicht ersichtlich, wie eng wiederum diese höhere Wertung des Gesetzes und die daraus sich ergebende Modification der reformatorischen Aufgabe mit der früher dargelegten allgemeinen religiösen Weltanschauung Zwinglis zusammenhängt. Wie in dem Begriff Gottes die lebendige, rastlos schöpferische Aktuosität in den Vordergrund gestellt ist, so ist auch das Leben in ihm und der von ihm geforderte Dienst neben der vertrauenden

Hingabe des Herzens an Gott das stätige und freudige Handeln in seinem Gehorsam und das sich Hingeben an seinen Willen, wie er sich in den von ihm geschaffenen Ordnungen und den von ihm gestellten Lebensaufgaben offenbart. Da andererseits für Zwingli Gott wieder nach einem oft betonten Grundgedanken seines Gottesbegriffs dieses Gute, das er verlangt, nicht nur will, sondern wesentlich ist, und jede Äußerung desselben in der geschaffenen Welt auf ihn zurückzuführen ist, so ist ein solches Handeln im Dienste des Guten auch nicht blos ein äußerlich ihm geleisteter Gehorsam, sondern an sich selbst schon das Leben in seiner Gemeinschaft, die aber als die Gemeinschaft mit Gott zugleich die Bürgschaft einer allmächtigen Hilfe und eines ewigen Bestandes in sich trägt. „Wo der Geist Gottes ist, da werden gute Werke nicht unterlassen; denn wie der ein ewig währendes Gut ist und alles Guten Ursache und Bewegung, also auch, wo er ist, werden alle Dinge zu guter Wirkung aufgerüstet und bewegt."

Nicht minder liegt aber endlich auch am Tage, was für eine gewaltige Erschwerung und Erweiterung für die reformatorische Aufgabe mit einer solchen direkten Aufnahme ethisch patriotischer Ziele in dieselbe verbunden war. Neben die Verkündigung der reinen Lehre tritt die Reinigung des Lebens und neben die Reformation der Kirche diejenige des Staates. Zum Vorbild des geistlichen Amtes werden ihm die alttestamentlichen Propheten, die neben der Abgötterei auch die Schäden des Volkslebens gestraft und neben dem Eifer für die Ehre Jehovahs auch die Durchführung seines Gesetzes im Einzelleben wie in den öffentlichen Zuständen als ihren Beruf erkannt haben. Nach diesem Vorbilde sieht auch er sich als berufener Pfarrer mit einem Wächteramt betraut, bei welchem die Verkündigung der ihm aufgegangenen Heilserkenntnis und deren Ausprägung in der Lehre und den Ordnungen der Kirche nur die eine und leichtere Seite ist; denn er weiß sich neben der Bekämpfung der religiösen Verirrung auch in den Kampf gegen die öffentlichen Notstände und die socialen Schäden des Volkes hineingestellt. „Einen ewigen, unabläßigen Streit" nennt er

das Hirtenamt, einen Streit „mit allem Fleisch und mit sich selbst, mit aller hochmütigen Gewalt und mit Allem, was gegen Gott ist.“ „Das heißt ein Christ sein, hochherzig zu allen großen Thaten bereit sein, heiteren Geistes Alles ertragen, im Helfen und Raten dem Volke sich hingeben, kurz nach dem Bilde Gottes gütig sein gegen Alle, weise sein in Allem, überall Standhaftigkeit und Tapferkeit bewahren und einem Höheren als den Menschen zu gefallen trachten.“

2.

In der reformatorischen Arbeit Zwinglis selbst treten hauptsächlich drei Seiten auseinander: ihr Verlauf und ihre Ergebnisse in Zürich selbst, ihre Erfolge und Mißerfolge nach außen, besonders gegenüber der Eidgenossenschaft, und die Auseinandersetzung mit Luther im Abendmahlsstreit. Dabei finden wir überall Religionsgespräche als die entscheidenden Momente der Bewegung und werden deshalb auch am Passendsten zur näheren Charakterisierung dieser verschiedenen Seiten je eines dieser Religionsgespräche in die Mitte stellen. — Wie die Bildung seiner Überzeugung, so steht auch der nun beginnende Kampf um ihre Geltung in der Kirche, welcher diese Zeit der reformatorischen Arbeit von jener früheren der Vorbereitung so scharf unterscheidet, im engsten Zusammenhang mit den großen geschichtlichen Strömungen der Zeit und wird namentlich in seinen Erfolgen nur aus ihm heraus verstanden werden können. Man macht beim Studium der Verbreitung der Reformation in der Schweiz fast auf jedem Schritt die Wahrnehmung, wie nicht nur Einwirkungen Luthers, sondern auch zahlreiche andere Anregungen religiöser und humanistischer Art der Arbeit Zwinglis vorangegangen sind, und die evangelische Bewegung fast nirgends durch diese eigentlich hervorgerufen, sondern fast überall blos befestigt und bestimmteren Zielen entgegengeleitet worden ist. Aber eben die Eigentümlichkeit dieser Ziele erlaubt es doch auch wieder, die darauf gerichtete Arbeit Zwinglis selbständig und einheitlich jenen mitwirkenden Faktoren gegenüberzustellen und wie die vorhergegangene persönliche Entwicklung ohne Verletzung der geschichtlichen Wahrheit als ein Ganzes für sich darzustellen.

Das Reformationswerk in Zürich selbst zunächst darf ohne Frage zu den größten und merkwürdigsten Erfolgen pfarramtlicher Thätigkeit gerechnet werden, von denen die Geschichte uns Kunde giebt. Die Größe dieses Erfolges wird um so augenfälliger, je mehr zugleich die Schwierigkeiten in Betracht gezogen werden, welche Zwingli in seinem ihm zugewiesenen Wirkungskreise in Zürich entgegenstanden. Die Stadt galt als die in sittlicher Beziehung verderbteste in der ganzen damaligen Eidgenossenschaft. Von einer vorbereitenden Erziehung durch die Mystik oder durch ethisch hervorragende Persönlichkeiten finden wir keine Spur. Auch die gelehrte Bildung und der Bücherdruck haben erst im Zusammenhang mit der Zwinglischen Reformation in Zürich Eingang gefunden. Dagegen waren auch dort wie in den übrigen Kantonen fast alle einflußreichen Familien in den Söldnerdienst und in die Abhängigkeit von fremden Jahrgeldern verflochten, und gerade in den Jahren, in denen Zwingli seine Arbeit in Zürich begann, sehen wir infolge des in Italien erlangten Kriegsruhmes diese Verkäuflichkeit und die damit zusammenhängende Corruption auf ihrem Höhepunkt angelangt. Namentlich der römische Stuhl besaß seit Langem in den eidgenössischen Truppen und speciell in den aus Zürich geworbenen Söldnern seine besten Verteidiger und war, wie Leo X. in einer Botschaft an die eidgenössischen Stände sagt, in jeder Gefahr zuerst gewohnt auf den festen und treuen Schutz des unbesiegten Volkes sein Vertrauen zu setzen. Als die Stadt sich schon für die Reformation entschieden hatte, bestand beinahe die Hälfte der päpstlichen Garde aus Zürichern, und der Rat sah sich, als der Papst infolge des religiösen Abfalles der Stadt sich von seinen gegen sie eingegangenen Verbindlichkeiten für dispensiert erklärte, um die Summe von 25,000 Gulden rückständigen Soldes betrogen. Daneben hatten auch die benachbarten Staaten, Oestreich, Savoyen und namentlich Frankreich durch die jährliche Auszahlung bedeutender Summen sich die Gestattung von Werbungen zu verschaffen gewußt, aber damit auch das moralische Verderben in alle Schichten der Bevölkerung hineingebracht. Während draußen im Felde oft Bewohner der gleichen Stadt und des gleichen Dorfes im Dienst der feindlichen Fürsten gegeneinander kämpften, fehlte es dem Boden an

Arbeitern um ihn zu bebauen. „Der Pflug, klagt eine gleichzeitige Chronik, liegt umgestürzt, die Kühe haben ihre Sennen verloren". — Noch unheilvoller waren die mittelbaren Wirkungen, wie sie sich namentlich in den Städten in dem überhand nehmenden Hang zu Müßiggang und zu Ausschweifungen aller Art bei Hohen und Niedrigen zeigten.

Wohl lagen ja nach einer gewissen Seite hin gerade in diesen engern Beziehungen zum Ausland und besonders zu Rom auch wieder Momente, welche wenigstens der kirchlichen Emancipation Vorschub leisten mußten. Die nähere Bekanntschaft mit Rom machte auch mit dem dort herrschenden Leichtsinn und Sittenverderben näher bekannt; man gewöhnte sich, im Papsttum mehr eine politische als eine geistliche Macht zu erblicken und die ihm geliehene Hülfe als Stützpunkt für die Gewährung kirchlicher Freiheiten und Vergünstigungen zu benützen. Vor Allem schadete dem Ansehen seiner Inhaber die Wortbrüchigkeit, mit welcher die gegebenen Versprechungen immer wieder von ihnen zurückgenommen und die Truppen in ihrem ausstehenden Solde verkürzt wurden. Aber die kirchliche Emancipation vom Papsttum war eben nicht der ausschließliche und nicht einmal der hauptsächliche Zweck von Zwinglis Reformationswerk. Noch mehr als in der kirchlichen Verbindung mit Rom sah er in der vom Papst und den weltlichen Fürsten ausgehenden Bestechung die Quelle des Verderbens für sein Volk. Indem er aber nun mit dem gleichen rücksichtslosen Ernst, mit welchem er die kirchlichen Mißbräuche angriff, auch gegen diese nationale Korruption sein Zeugnis ablegte und seinen Kampf führte, mußte er darauf rechnen, daß neben den Vertretern der Hierarchie auch viele der politischen Führer diesen Kampf mit ihm aufnehmen und seinem Reformationswerk, je umfassender und durchgreifender es ihm vorschwebte, auch einen um so entschiedenern und erbittertern Widerstand entgegensetzen würden. Und man braucht nur seine Briefe aus jenen Anfangsjahren zu lesen um zu sehen, wie klar er sich der Höhe und Schwierigkeit der auf ihm lastenden Aufgabe von Anfang an bewußt war, aber auch mit welch fester Glaubenszuversicht er im Blick auf die allmächtige Hilfe seines Herrn und Gottes an ihre Ausführung die Hand gelegt hat.

Zum Kampfe selbst bediente er sich während dieser ganzen grundlegenden Anfangszeit keiner anderen Waffe als des durch sein Predigtamt ihm anbefohlenen Wortes. Wie er es bei seinem Amtsantritt als seine Absicht angekündigt hatte, so fuhr er fort in einfacher Auslegung des Neuen Testamentes nach dem Zusammenhang seiner Schriften der Gemeinde wieder das wahre Wesen dessen, was christliches Gesetz und Evangelium ist, vor Augen zu stellen, daneben etwa auch durch Verbreitung der Schriften Luthers die evangelischen Überzeugungen zu befestigen. Dabei blieb er bis zum Jahre 1523 beharrlich bei dem Grundsatz, für die von ihm als notwendig erkannten praktischen Neuerungen wie die Freigebung der Priesterehe, die Erleichterung der Fastengebote u. s. w. sich an den Bischof von Constanz zu wenden und so lange als möglich es abzuwarten, ob nicht durch dessen Mitwirkung für eine dem Evangelium entsprechende Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse Raum geschaffen werden könnte. Seine Predigtweise ist bei aller Verwandtschaft des Geistes doch von derjenigen Luthers wesentlich verschieden. Bei gleicher Sicherheit und Freudigkeit der Glaubensüberzeugung und gleichem Reichtum an unmittelbar sich darbietendem und aus dem Leben gegriffenen Veranschaulichungen fehlt ihr doch jener sprachliche und poetische Wohllaut und jene bis ins Innerste durchsichtige Gemütstiefe, welche die Sprache Luthers zu einem in der Geschichte der Kirche unerreichten Muster christlicher Beredtsamkeit machen. Dafür ist der Gedankengang einheitlicher, die Polemik schärfer und die Absicht neben der Erweckung des persönlichen Heilsglaubens auch auf die sociale Erneuerung des gesammten Volkslebens gerichtet. Im Angreifen der kirchlichen Lehren und Ordnungen war Zwingli noch äußerst zurückhaltend; noch 1521 wurden ihm in einer gegen ihn eingereichten Klageschrift in dieser Beziehung nur die Bestreitung der Fürbitte der Heiligen und etwa noch skeptische Äußerungen über das Fegefeuer vorgeworfen; erst von 1522 an wandte er sich auch gegen die Fastengebote, die Verehrung der Maria und namentlich gegen die Mönche, die er kurzweg als den faulen Haufen zu bezeichnen pflegte, und deren Zurückführung in das bürgerliche Arbeitsleben ihm nicht nur durch den Gegensatz gegen den falschen Werkdienst, sondern auch im Interesse der ökonomischen Entlastung des Volkes als notwendig erschien.

Die Wirkung seiner Predigt zeigte sich denn auch zuerst, noch vor dem Hervortreten einer kirchlichen Opposition, in der Bereitwilligkeit, mit welcher der Rat und die Bevölkerung trotz der damit verbundenen Einbußen sich der von Zwingli geforderten Verzichtleistung auf die fremden Jahrgelder und Kriegsdienste unterzogen und die Besserung der sittlichen Zustände an die Hand nahmen. Als im Jahre 1521 zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft ein Bündnis zum Zweck neuer Werbungen geschlossen werden sollte, blieb Zürich auf Zwinglis Abmahnung hin davon fern. Andrerseits wurden Gesetze zur Handhabung der Sittenzucht erlassen und Viele auch persönlich zur Besserung ihres Lebens veranlaßt, so daß Zwingli schon in einer seiner frühesten Schriften seine Mitbürger darauf hinweisen durfte, wie mächtig Gott durch das von ihm gepredigte Wort die Liebe zu Gott und dem Nächsten in ihnen entzündet habe, und auch Auswärtige mit Staunen auf die in Zürich geschehene Umwandlung blickten als auf ein Zeugnis, wie Gott durch sein Wort auch aus Steinen sich Kinder erwecken könne.

Der erste Zusammenstoß mit der bischöflichen Autorität erfolgte im Frühjahr 1522. Er wurde nicht durch eine Provokation von Zwingli selbst, sondern durch seine Anhänger in der Gemeinde, aber als unmittelbare Wirkung seiner Predigten hervorgerufen. Er bestand wie an so manchen Orten in Übertretungen der Fastengebote. Sie veranlaßten den Bischof zu einer Klage an den Rat und die Geistlichkeit über die in der Stadt überhand nehmende Unbotmäßigkeit; aber bei diesen Verhandlungen eben zeigte es sich, wie entschieden an beiden Orten die Anhänger Zwinglis schon die Oberhand hatten. Ungehindert konnte dieser seine ersten Reformationsschriften veröffentlichen, und statt ihn zur Rechenschaft zu ziehen, ging der Rat auf seine Bitte ein, daß durch die Anordnung eines öffentlichen Religionsgesprächs am 29. Januar 1523 die kirchlichen Gegensätze zur Entscheidung gebracht würden, und sprach im Grunde schon durch diese Gewährung den Reformationsbestrebungen Zwinglis seine Anerkennung und damit den Sieg zu.

Und noch mehr ist dann der Verlauf dieses Religionsgespräches selbst ein Bild nicht sowohl des Kampfes als des bereits

errungenen Sieges. In der Mitte der auf etwa 600 Teilnehmer geschätzten Versammlung saß Zwingli allein an einem Tisch, auf welchem die Bibel in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache aufgeschlagen war. Nachdem der Bürgermeister die Verhandlungen durch die Aufforderung eröffnet hatte, daß jedermann seine Klagen gegen die von Zwingli gepredigte Lehre frei aussprechen sollte, erhob sich dieser selbst zu einer kurzen vorläufigen Rechtfertigung seines Auftretens: Wie Gott je und je seine Wahrheit auch nach langer Verdunkelung wieder ans Licht gebracht und die in Sünde und Irrtum dahingegebenen Menschen wieder zur Erkenntnis seines Evangeliums zurückgeführt habe, so habe auch jetzt dieses sein Licht die menschlichen Aufsätze und Lehren wieder zu durchbrechen angefangen; „aus was für Meinung und Willen der allmächtige Gott solches durch mich als seinen unwürdigen Diener hat wollen geschehen lassen, kann ich nicht wissen; denn er allein erkennt und weiß die Heimlichkeiten seiner Ratschlüsse". Er sei bereit Jedem, der seine Lehre für Ketzerei halte, gütig und ohne Zorn Antwort zu geben. „Nun wohl her im Namen Gottes, hier bin ich".

Trotzdem sämtliche Geistliche des Kantons sich hatten einfinden müssen, übernahm es mit Ausnahme des Generalvikars von Konstanz keiner, die alte Lehre zu verteidigen, und auch dieser sah sich von vornherein gelähmt durch die vom Rate aufgestellte Bestimmung, daß im Streit der Parteien nur die heilige Schrift als richterliche Autorität anerkannt und die Beweisführung lediglich auf ihre Aussprüche gestützt werden solle. Wenn der bischöfliche Abgeordnete in immer neuer Wendung die Kompetenz einer solchen aus einfachen Geistlichen und Bürgern zusammengesetzten Versammlung in Glaubensfragen zu bestreiten und die Entscheidung auf ein Konzil oder auf die theologischen Autoritäten abzustellen versuchte, so hielt ihm Zwingli die Verheißung Christi entgegen, daß er da gegenwärtig sein wolle, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, sowie das feste Vertrauen auf die Kraft des göttlichen Wortes, seine Wahrheit auch ohne die Vermittlung menschlicher Autoritäten jedem aufrichtigen Herzen zu offenbaren: „der Geist Gottes fließt darin so reichlich und weht in ihm so fröhlich, daß jeder fleißige Leser, welcher nur demütigen Herzens

hinzutritt, durch die Schrift zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen wird, gelehrt vom Geiste Gottes".

Vor allem aber sind die 67 Schlußsätze oder Thesen, die Zwingli als Grundlage der Disputation aufgestellt hatte, wenn sie auch im Verlaufe derselben von den Gegnern geflissentlich bei Seite gelassen wurden, eine Zusammenfassung der entscheidenden reformatorischen Gedanken und Grundsätze, wie sie klarer und einheitlicher wohl kaum eine zweite Reformationsschrift in sich darstellen dürfte. Von den an die Spitze gestellten Sätzen aus, daß das Evangelium auch ohne die Autorität der Kirche die sich selbst bezeugende Wahrheit ist, und daß in Christi Lehre und Versöhnungstod der einzige Weg der Seligkeit den Menschen gezeigt ist, wird der Reihe nach das ganze System der überlieferten Heilslehre und Kirchenverfassung einer vernichtenden Kritik unterzogen. Zugleich wird ihm wenigstens den Grundlinien nach ein dem Evangelium entnommenes Lehr- und Verfassungsprogramm gegenübergestellt, das in seiner Vereinigung von christlicher Bestimmtheit und freilassender Beschränkung auf das Wesentliche ebenso sehr als das Muster eines wahrhaft evangelischen Bekenntnisses wie als das thatsächliche Zeugnis für die Selbständigkeit und Wahrheit des reformatorischen Berufes seines Urhebers dasteht. Wer Zwinglis Werk nach seiner wirklichen Grundlage und seinen wahren Zielen erkennen will, wird immer zuerst auf diese Schlußreden und die bald darauf ihnen beigegebene nähere Ausführung in seiner Schrift: „Auslegung und Begründung der Schlußreden" zurückgreifen müssen; sie zeigen, wie klar und umfassend gleich von der ersten Ausführung an der ihm eigentümliche Reformationsplan vor Zwinglis Seele stand, wie aber andrerseits auch er bei aller Selbständigkeit des Ausgangspunktes und der Ausführung die evangelische Kirche auf keinen anderen Grund, als auf den sie von Luther gebaut wurde, hat stellen wollen, auf keinen andern als den, welchen er in dem fast allen seinen Schriften als Motto vorangestellten Trostwort Christi selber bezeichnet: kommet her zu mir Alle, die ihr arbeitet und beladen seid, und ich will euch Ruhe geben.

Mit diesem Religionsgespräch war nun für das Gebiet von Zürich die reformatorische Bewegung eingeleitet, welche während

der nächsten zwei Jahre eine kirchliche Institution nach der andern in ihren Kreis hineinziehen und nach den von Zwingli aufgestellten evangelischen Grundsätzen umgestalten sollte. Den Anfang der Kultusänderungen bildete, nach nochmaligem längern Zuwarten auf ein etwaiges Einlenken des Bischofs, zu Pfingsten 1524 die Beseitigung der Bilder, in denen Zwingli das vornehmste Hindernis der wahren Hingabe an Gott erblickte. Ihr folgte im Dezember 1524 die Aufhebung der Klöster und am Gründonnerstag des folgenden Jahres die Abschaffung der Messe und als Ersatz die Einführung einer evangelischen Abendmahlsfeier. Die Ausführung ging überall vom Rat aus, aber so, daß die Bürger dabei um ihre Zustimmung gefragt wurden, und in den meisten Fällen die Autorität des Rats mehr im Zurückhalten als im Voranschreiten zur Äußerung kam. Bei der Aufhebung der Klöster legte die Äbtissin am Fraumünster selbst ihre Gerechtsame in die Hand der Obrigkeit nieder. Der Abt von Kappel machte aus seinem Kloster eine gelehrte Schule und ließ sich selbst mit seinen Mönchen in den alten Sprachen und in der heiligen Schrift unterrichten. Die Chorherren am Großmünster gaben aus eigenem Antrieb an den Rat die Erklärung ab, daß sie es nicht länger in ihrem Gewissen ertragen könnten, die dem Stifte zukommenden Einkünfte zur Vermehrung seines Reichtums zu beziehen, und trafen mit ihm die Vereinbarung, daß die Pfründen nach dem wirklichen Bedürfnis der geistlichen Amtsverwaltung reduziert und der Überschuß ihres Ertrages für die Errichtung einer theologischen Schule sowie für die Hebung des sonstigen Unterrichts in der Stadt verwendet werden sollte. So wurde im Laufe weniger Monate fast ohne Widerstand eine kirchliche Umwälzung vollzogen, wie sie durchgreifender kaum gedacht werden könnte und zwar zu einer Zeit, als anderswo die Frage über ihre Berechtigung kaum erst über die theoretische Diskussion hinausgegangen war. Die meiste Anhänglichkeit zeigte sich ür die Messe; ihre Abschaffung wurde nur durch ein Mehr von wenig Händen im Großen Rat durchgesetzt. Aber als nun am Gründonnerstag des Jahres 1525 statt ihrer die erste evangelische Abendmahlsfeier im Großmünster gehalten wurde, war Zwingli selbst darüber erstaunt, wie allgemein die Beteiligung

der Bürgerschaft an derselben war, und wie klein die Zahl derer blieb, „die nach den Fleischtöpfen Egyptens zurückschauten".

In der Art und Weise der Umgestaltung begegnen wir überall einer nüchternen Verständigkeit, die den Gegensatz gegen das bisherige Kultuswesen bis in seine letzten Konsequenzen ausbildete, aber der bei Zwingli überall wiederkehrenden schroff dualistischen Auffassung des Verhältnisses von Geist und Natur ganz entsprechend war. Die gottesdienstliche Feier wurde auf die elementarsten Formen der Predigt und des Gebetes reduciert, kein Gesang und kein Orgelspiel mehr geduldet, auch beim Abendmahl sorgsam jede Mitwirkung ästhetischer Motive ausgeschlossen und selbst die besondere Amtstracht bei geistlichen Funktionen für unzulässig erklärt; das Volk solle, meinte Zwingli, seine Geistlichen nicht an ihrer Kleidung, sondern an ihrer Teilnahme für seine Anliegen und ihrer Bereitwilligkeit zum Helfen zu erkennen vermögen. Ohne Rücksicht auf ihren historischen oder künstlerischen Wert wurden nicht nur die Bilder, sondern auch die alten Handschriften und Bücher der Klosterbibliothek der Zerstörung preisgegeben und der reiche Kirchenschatz des Großmünsters in Geld umgeprägt, weil, wie der Rath auf die von den Chorherren eingereichte Verwahrung antwortete, die Reformation und die damit verbundenen Tagsatzungen der Stadt so große Kosten verursacht hätten.

Aber noch wichtiger und geschichtlich belangreicher als dieses Äußerliche in Zwinglis Reformationswerk, das auch innerhalb der eigenen Kirche durch die spätere Entwicklung vielfach modificiert worden ist, ist die ihm zu Grunde liegende principielle Auffassung, welche bald weit über Zürich hinaus für den ganzen Umfang des schweizerischen und zum Teil auch süddeutschen Reformationsgebietes maßgebend werden sollte. An die Stelle der Hierarchie ist als Trägerin der kirchlichen Regierungsgewalt die christliche Gemeinde in ihrer legitimen Vertretung durch die Obrigkeit getreten, aber unter der bestimmt ausgesprochenen Voraussetzung, daß diese dabei an das Wort Gottes gebunden ist und als das Organ seines Willens sich betrachtet. Die neue Kirchenbildung ist damit in bewußtem Rückgang auf alttestamentliche Vorbilder zur Theokratie geworden, in welcher der Staat der

unmittelbare Gegenstand wie der Vollstrecker des christlichen Gesetzes ist und mit der Leitung der Kirche zugleich die Verpflichtung zur Durchführung ihrer eigentümlichen Zwecke auf sich genommen hat. Es fehlt allerdings auch bei Zwingli nicht an Andeutungen, daß die Notwendigkeit einer bestimmteren Scheidung der beiden Gebiete von ihm erkannt wurde. Seine Schrift „von der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit" nimmt geradezu die Unausführbarkeit des in Christo geoffenbarten Gotteswillens innerhalb des irdischen Lebens zu ihrem Ausgangspunkt und leitet daraus für die bürgerliche Gemeinschaft die Notwendigkeit ab, daß sie statt dieses Gesetzes der göttlichen Gerechtigkeit blos durch eine „arme und bresthafte menschliche Gerechtigkeit" könne regiert werden, die ihr Ziel nicht in der Herstellung der Frömmigkeit, sondern in der Ermöglichung eines rechtlich geordneten Verkehrs und Gemeinschaftslebens sich zu stecken habe. Die Obrigkeit, die zur Handhabung dieser menschlichen Gerechtigkeit von Gott eingesetzt sei, habe darum ihre Funktion auf das Gebiet des äußern Lebens zu beschränken; „es steht nicht in ihrem Eid und Gehorsam, daß sie über die Seelen und Gewissen der Menschen herrschen soll, denn sie vermag es nicht; sie ist nicht über das Wort Gottes und christliche Freiheit gesetzt, sondern nur über das zeitliche Gut und mag über die Seelen nicht reichen". Nehmen wir hinzu, daß nach Zwingli die Herrschaft dieser menschlichen Gerechtigkeit durch äußern Zwang, diejenige der göttlichen und im Christentum geoffenbarten durch die Verkündigung des Evangeliums begründet und ausgebreitet werden soll, und daß es Aufgabe und Ziel dieser letztern ist, auf diesem Wege des freien Wahrheitszeugnisses auch jenen äußern Kreis immer mehr mit ihrem Licht und Leben zu erfüllen, so sind uns hier die Grundlinien eines Verhältnisses zwischen der allgemein menschlichen und der christlichen Sittlichkeit und zwischen den Aufgaben des Staates und der Kirche gezeichnet, das über jene einfach theokratische Verhältnisbestimmung weit hinausreicht und vom alttestamentlichen zum neutestamentlichen Standpunkt hinüberleitet. Aber sowohl die geschichtlichen Verhältnisse wie die Geistesart Zwinglis selbst haben den Reformator daran gehindert auf dieser theoretisch als richtig erkannten Bahn zu beharren. Noch im Jahre 1523 wurde

der Beschluß gefaßt, daß die geistlichen Angelegenheiten durch den großen Rat behandelt werden sollten, und wenn derselbe auch nicht aufhörte wichtigere Entscheidungen vor der Ausführung der Bürgerschaft vorzulegen, so erfolgte dieselbe doch überall auf dem Wege staatlichen Zwanges, und Zwingli selbst zeigt sich auch seinerseits in der Anwendung solcher Mittel nichts weniger als zurückhaltend. Der Sieg der Reformation in Zürich bezeichnet in dieser Beziehung statt einer Freilassung der religiösen Überzeugungen vielmehr eine Beschränkung der freien Bewegung, die bis dahin in Folge der unabhängigern kirchlichen Stellung Zürichs gegenüber Constanz bestanden, und unter deren Schutz ja auch Zwingli sein Werk vorbereitet hatte. Schon im Jahre 1523 finden wir eine Censurbehörde eingerichtet, welche den Druck und die Verbreitung der Bücher zu überwachen hatte, und in welcher natürlich Zwingli den maßgebenden Einfluß ausübte. Und wie gewaltig gelegentlich seine Gegner, wenn es sich um die Einschüchterung der Opposition handelte, die aus der Verbindung mit dem Rat ihm erwachsende Macht zu fühlen bekamen, zeigt die Hinrichtung Jacob Grebels, welche nicht nur durch die leidenschaftliche Hast, mit der sie Zwingli betrieb, sondern auch durch die unzweideutige Einmengung kirchlich theokratischer Motive in das Strafverfahren für immer einen Flecken auf seine Handlungsweise gelegt hat. Auch in den Fragen des Glaubens und des Kultus war die Minderheit gegenüber den Beschlüssen der Mehrheit zum unbedingten Gehorsam verpflichtet. Als der Rat die Aufhebung der Messe beschlossen hatte, wurde ihren Anhängern die Bitte rundweg abgeschlagen, sie in einem besondern Gotteshaus noch ferner abhalten zu dürfen, und bald darauf sogar auch die Feier derselben in auswärtigen Kirchen ihnen verweigert, weil sie nach Zwinglis Meinung über diesen Punkt nun genugsam unterrichtet worden seien. Ebenso wurden die täuferisch Gesinnten einem sehr strengen Taufzwang unterworfen, indem der Befehl erlassen wurde, daß alle Eltern ihre Kinder bei Strafe der Einkerkerung und Verbannung binnen acht Tagen zur Taufe bringen sollten, während allerdings die noch härtern Strafen der Auspeitschung und Ertränkung, die später einige Häupter der Sekte trafen, erst verhängt wurden, als sie sich auch

in die revolutionäre Agitation eingelassen, und alle gelindern Maßregeln sich als unwirksam erwiesen hatten. Das Bekenntnis der kirchlichen Gemeinde kann eben nicht zum Staatsgesetz erhoben werden!, ohne daß die Opposition gegen dasselbe als politische Auflehnung hingestellt wird, und der der Kirche innewohnende Trieb nach Universalität durch die falschen Mittel des staatlichen Zwanges sich seine Befriedigung zu geben sucht. Die Wiedertäufer hatten daher Recht, wenn sie das Hineinziehen dieser Gewalt in die Aufgaben der Kirche als eine Beeinträchtigung derselben und zugleich als einen Abfall von Zwinglis eigenem ursprünglichen Standpunkt darstellten. Nur darf nicht übersehen werden, daß gerade ihr schwärmerisches Auftreten dem Reformator die Verbindung mit dem Staat im Interesse der geschichtlichen Continuität und einer gesunden Leitung des Volkslebens doppelt nahe legte, und daß andrerseits bei der Entartung des Klerus die bürgerliche Obrigkeit als die einzige geschichtliche Macht dastand, welche dem christlichen Geist für die Erfüllung seiner sittlich religiösen Aufgaben zum Organ dienen und dem evangelischen Glauben durch die Aufnahme in ihr festes Gefüge gegenüber den Unterdrückungsversuchen der Hierarchie den notwendigen Rückhalt bieten konnte. Es spricht die innerste Tendenz von Zwinglis Theokratie und zugleich das letzte Ziel seiner reformatorischen Arbeit aus, wenn sein Freund, der Komthur Schmid von Küßnacht auf der zweiten Disputation in Zürich im Oktober 1523, auf welcher eben diese Befugnis der Obrigkeit zur kirchlichen Reformation besprochen wurde, am Schluß der Verhandlungen ausruft: „Wenn die Geistlichen nicht dazu helfen wollen, daß Christus wieder aufgerichtet werde, so wird es nötig sein, daß die Weltlichen dafür einstehen. Ihr habet bisher, liebe Herren, manchem weltlichen Fürsten geholfen wiederum in seine Herrschaft um Geldes willen. So helfet nun um Gottes willen Christo, unserm Herrn, wiederum in seine Herrschaft, daß er in euern Gebieten allein angebetet, geehrt und angerufen werde und in uns Christen allein herrsche und gebiete und für das geachtet und gehalten werde von den Euern, dazu ihn sein Vater gesetzt hat und uns gegeben als den einigen, wahren Mittler, Erlöser und Nothelfer. Nehmet die Sache tapfer und christlich in die Hände".

Und wenn wir auf das Ganze von Zwinglis Wirken in Zürich blicken, so war doch jene Anwendung gewaltsamer Mittel nur etwas vereinzeltes gegenüber dem, was er während der kurzen ihm gestatteten Jahre desselben auf dem freien Wege der Belehrung und der gesetzgeberischen und organisatorischen Thätigkeit erreicht hat. Seine mächtigste Waffe blieb auch jetzt, wo er die Obrigkeit zur Mitarbeit an seiner Seite hatte, das von ihm gepredigte Wort, mit welchem er unermüdlich und unerbittlich auf seiner Kanzel im Großmünster sein Hirten- und Wächteramt ausübte, und man muß die Predigt lesen, die er bei Gelegenheit der zweiten Disputation zu Zürich vor der versammelten Geistlichkeit gehalten und bald darauf in erweiterter Gestalt unter dem Titel „Der Hirt" herausgegeben hat, um sich zu vergegenwärtigen, wie ernst und hoch er von diesem Predigerberuf dachte, und mit was für einem Geiste des Glaubens und der Treue, des sittlichen Eifers und der selbstverleugnenden Hingabe er die an ihn sich anschließende Geistlichkeit zu erfüllen suchte.

Neben diesem persönlichen Einfluß sind als bleibende kirchliche Institutionen besonders wichtig die Organisation der Pfarrsynode und die Stiftung der theologischen Schule, für welche er die Güter des Chorherrenstifts zu verwenden wußte, und an welcher er selbst von Anfang an trotz der Last seiner sonstigen Arbeit unausgesetzt als Lehrer thätig war. Nicht blos die Studierenden, sondern auch die sämmtlichen Geistlichen der Stadt, ja die ganze Gemeinde mußte sich an den Lektionen beteiligen, die ausschließlich in der Auslegung der biblischen Bücher bestanden. Zwingli ließ das den Theologen lateinisch vorgetragene durch einen seiner Genossen jeweilen in einer unmittelbar darauf gehaltenen Predigt deutsch wiederholen, um auch nach dieser Seite hin durch die Verbreitung und Befestigung der evangelischen Erkenntnis das ihr zugesprochene allgemeine Priestertum zur Wahrheit zu machen. Wie mächtig durch diese Anregung der Trieb nach Erkenntnis unter den Geistlichen gefördert wurde, zeigt die Lebensgeschichte Thomas Platters, welcher in die Pfarrhäuser auf dem Lande hin und her gerufen wird, um die im Amte stehenden Geistlichen, zum teil bereits bejahrte Männer, in die Kenntnis der hebräischen Sprache einzuführen.

Nicht minder aber macht sich auch auf den der Kirche und der geistigen Erziehung ferner liegenden Gebieten die Kraft von Zwinglis sittlichem Willen und der Einfluß seiner organisatorischen Weisheit spürbar. Die Anordnungen des Rates zur Hebung der materiellen und sittlichen Notstände, wie sie im Erlaß einer Armenordnung, einer Ehegesetzgebung und verschiedener tief eingreifender Sittenmandate einander folgen, lassen sich durchweg auf seine unmittelbare Initiative und Urheberschaft zurückführen. Seiner Vermittlung war es zu verdanken, daß während des Bauernkrieges das aufgeregte Landvolk sich beschwichtigen ließ und auf die Verheißung einer in Verbindung mit Zwingli vorzunehmenden Regelung der Steuerverhältnisse die mit bewaffneter Hand erhobenen Forderungen zurückzog und seine Sache vertrauensvoll der Entscheidung des Rates anheimstellte. Auch später behielt er die sociale Lage des Landvolkes stets im Auge, suchte den durch Leibeigenschaft und Zehntpflichtigkeit auf demselben lastenden Druck nach Kräften zu mildern und legte es auch in jener Anweisung zum geistlichen Hirtenamte seinen Amtsbrüdern ans Herz, daß sie nicht nur dazu gesetzt seien die christliche Lehre zu verkündigen, sondern auch die Fürsorge für die Gedrückten und die Arbeit an der Verbesserung ihrer Lage als eine Hauptaufgabe ihres Amtes anzusehen hätten.

So erwuchsen aus der Thätigkeit Zwinglis in Zürich neben der evangelischen Ordnung der Lehre und des Gottesdienstes im Laufe weniger Jahre eine Reihe von Schöpfungen, durch welche das dort zur Herrschaft gelangte evangelische Princip nach allen Seiten hin als die Kraft geistiger und sittlicher Erneuerung geltend gemacht, und dem ganzen Leben der Stadt eine höhere Richtung und ein bis dahin ungeahnter Gehalt verliehen wurde. Es ist eine reformatorische Arbeit, die im Vergleich mit dem weltgeschichtlichen Auftreten Luthers weniger ereignisreich und weniger großartig, sozusagen bürgerlich einfacher sich darstellt, aber wie dieses ein Bild treuester und erfolgreichster Hingebung an die von Gott vorgesteckte Aufgabe und, wie das Werk Luthers, ein leuchtendes Zeugnis für die rettende und welterneuernde Kraft der von ihnen verkündigten Wahrheit ist. Nach der einen Seite hin ist es allerdings das Werk einer oft gewaltthätigen Zerstörung und

die Auflösung eines beinahe tausendjährigen Zusammenhanges, die namentlich auf dem Gebiete der christlichen Kultur- und Kunstentwicklung an manchen Punkten ohne Frage als herber und hemmender Einschnitt sich fühlbar macht. Aber es ist eine Zerstörung, deren Ursprung aus dem lautersten Wahrheits- und Gewissensernst sich nirgends verleugnet hat, deren Notwendigkeit Zwingli überall aus dem urkundlich bezeugten Wesen des Christentums zu rechtfertigen bereit war, und an deren Vollziehung er erst gegangen ist, als die bisherigen Träger der kirchlichen Ordnung für die Beseitigung auch der dringendsten Notstände sich als unfähig erwiesen hatten. Und es ist eine Zerstörung, deren Verluste doch auch schon nach der kulturgeschichtlichen Seite hin zu der segensreichen Bedeutung des mit ihr verbundenen Neubaues in keinem Verhältnis stehen. Es ist leicht, durch die Aufzählung der mit der Reformation zu Grunde gegangenen Kunstwerke Zwingli etwas von den Zügen eines Vandalen zu leihen, und schon zu seiner Zeit hat es auch auf der Seite seiner treuesten Anhänger nicht an Stimmen gefehlt, welche der religiösen Kunst gegenüber eine größere Anerkennung und Schonung befürworteten. Aber man sollte, wenn man einmal für die diesem Verfahren zu Grunde liegenden christlichen Motive keinen Sinn hat, doch wenigstens im Interesse der geschichtlichen Wahrheit die anderweitigen Wirkungen nicht verschweigen, welche seine auf das Evangelium gegründete Reformation in Bezug auf die sittliche Hebung und die geistige Erziehung des Volkes als ihre nicht minder bestimmt angestrebten Ziele in ihrem Gefolge gehabt hat. Und wenn damals ein zeitgenössischer Gegner nicht ohne ein gewisses Recht dieser Reformation den Vorwurf machen konnte, in der Kirche Zwinglis gebe es keine fastende Hannah, keinen gottesfürchtigen Simeon und keinen Petrus und Johannes, die zur Betstunde in den Tempel gingen, an seinen Altären fehle die Lobpreisung Gottes und in seinem Tabernakel das Sakrament, so sollte die geschichtliche Betrachtung der Gegenwart, auch wenn sie in diesen Vorwurf einzustimmen sich genötigt sieht, nicht erst auf die lange Reihe von Männern hingewiesen werden müssen, die in der Kirche Zwinglis und unter dem Einfluß des von ihm geweckten geistigen Lebens betend und arbeitend dieses Erziehungs-

werk fortgesetzt haben, und deren ununterbrochene Succession zu der vor ihm sich fühlbar machenden geistigen Öde und Verwahrlosung einen so scharfen Contrast bildet. —

Anders gestaltet sich allerdings das Bild, wenn wir nun diesem Wirken Zwinglis in Zürich das nach außen hin gerichtete an die Seite stellen. Zur Waffe des Wortes gesellt sich das Schwert; der Führer der Kirche wird zum Leiter des Staatswesens, der die ihm in die Hand gegebene Macht zur gewaltsamen Verdrängung seiner Gegner benützt, ausführliche Kriegspläne entwirft und mit dem Ausland im Bunde seiner Stadt neben dem Schutz ihres Glaubens auch die politische Hegemonie und wichtige, die frühern Bundesgenossen erdrückende Gebietserweiterungen zuzuwenden sucht. Aber eben diese Hinwendung zu weltlicher Politik und zu äußeren Gewaltmitteln hemmt sein Werk und seine Laufbahn. Während er, um dem gefürchteten Angriff des Kaisers zu begegnen und seine politisch-religiösen Reformgedanken in der Schweiz durchzusetzen, auf die Hilfe fremder Bundesgenossen sich stützt, lähmt er damit gerade die überlegene Macht, die dem evangelischen Bekenntnis bereits in der Eidgenossenschaft zu Gebote stand, und der frühzeitige Tod auf dem Schlachtfeld reißt ihn und viele seiner besten Genossen in der Züricher Geistlichkeit aus einem Wirkungskreis heraus, der nach so manchen Seiten hin noch unvollendet geblieben war und seines gestaltenden Geistes noch weiter bedürftig zu sein schien.

Die nähere Verfolgung der Geschichte dieser politischen Thätigkeit und der aus ihr hervorgegangenen Konflikte und Verwickelungen kann nicht unsre Aufgabe sein. Sie ist gerade in den letzten Jahren vielfach besprochen und mannigfach beurteilt worden. Aber zweierlei muß doch als das fast allseitig anerkannte Ergebnis der darüber geführten Verhandlungen hier herausgehoben werden: einmal die wesentliche Reinheit des Zieles, welches Zwingli dabei zu erreichen, und sodann der defensive Charakter, den er seiner Stellung nach außen so lange als möglich zu wahren suchte, und den er erst aufgegeben hat, nachdem er die Unmöglichkeit erkannt hatte, dem evangelischen Bekenntnis auf diesem Wege den notwendigen Schutz aufrecht zu erhalten. Sein Ziel war, wie Bullinger es zusammenfaßt, dem Worte

Gottes in der ganzen Eidgenossenschaft freie Bahn zu machen und den Pensionen und fremden Kriegsdiensten zu wehren, und wenn ihn mit Recht der Vorwurf trifft, daß er dieses Ziel statt wie in Zürich mit dem Schwerte des Geistes, auch mit bewaffneter Hand zu erreichen suchte, so darf nicht vergessen werden, daß er diese Waffen zuerst zur Verteidigung in die Hand nehmen mußte, und daß er sich, wenn er den Krieg als die einzige Möglichkeit der Rettung des evangelischen Glaubens ansah, vielleicht in der Macht, aber jedenfalls nicht in den Absichten und Plänen seiner Gegner getäuscht hat. Und wie lange Jahre vorher beschränkte er sich, um nach beiden Seiten hin sein Ziel zu erreichen, auf die Mittel friedlicher Ermahnung und freundschaftlich teilnehmender Belehrung! Seine „göttliche Ermahnung an die ältesten Eidgenossen von Schwyz", in welcher er 1522 der dortigen Landsgemeinde zusprach, den fremden Bündnissen zu entsagen und sich doch nicht von den Herren, von denen sie mit Eisen und Hellebarden nicht überwunden werden konnten, mit weichem Golde übermannen zu lassen, bleibt für alle Zeiten eines der schönsten Denkmale eines edeln, auf die Wohlfahrt des Volkes gerichteten und an die freie Überzeugung sich wendenden Patriotismus, und die mannigfaltigen persönlichen Beziehungen zu so vielen Gebieten der Eidgenossenschaft vermöge seines früheren Aufenthaltes in Toggenburg, Glarus und Schwyz lassen ja auch von dieser Seite her ein solches Vorgehen nicht als Anmaßung, sondern als Erfüllung einer ihm durch sein Amt übertragenen Pflicht erscheinen. Aber eben dieser friedlich patriotische Zuspruch ist die erste Ursache gewesen, daß innerhalb der Länder die Feindschaft gegen ihn überhand nahm, und jene Koalition zwischen der klerikalen und der kriegsfreundlichen Partei, den Anhängern der alten Ordnung in der Kirche und des Söldnerwesens in der Politik, sich gegen ihn bildete, an welcher seine Hoffnung auf eine die ganze Eidgenossenschaft umfassende religiös-sittliche Regeneration so traurig scheitern sollte.

Nicht minder friedlicher Art waren dann auch andrerseits während langer Jahre seine Bemühungen um die Ausbreitung der evangelischen Lehre. Auch hier ist die Unterstützung durch kriegerische Bündnisse und bewaffnete Heeresmacht erst erfolgt, als die katho-

lische Partei durch eine Reihe gewaltsamer Unterdrückungsversuche die Gegenwehr herausforderte und durch Schwert und Scheiterhaufen die von ihr gewählten Kampfmittel an den Tag gelegt hatte. Nicht äußere Gewaltmittel und nicht einmal die eigenen Bemühungen Zwinglis, sondern die einfache Macht seiner geistigen Autorität und das aus freiem Antrieb ihm entgegengebrachte Vertrauen haben seine kirchliche Führerstellung in der Schweiz so tief begründet, daß selbst eine Katastrophe wie die zu Kappel sie nicht wieder zu erschüttern vermochte. Sein Briefwechsel stellt es aufs lebendigste dar, wie ohne sein Zuthun in immer weiterem Umfange die Augen der Bessern sich auf ihn richteten und in ihm den von Gott gegebenen Erneuerer der Kirche begrüßten, „den Bischof des ganzen Vaterlandes und das Auge des Herrn", wie ihn der Vorsteher der Berner Kirche, Berthold Haller, einmal bezeichnet. Noch ehe er eine einzige Schrift in den Druck gegeben hat, sehen wir aus allen Teilen der Schweiz die bedeutendsten Männer mit ihm in Verbindung treten und seine Ratschläge für die Führung ihres Amtes, den Betrieb ihrer Studien, die Aufhellung ihrer theologischen Bedenken einholen; als Beispiel sei der Brief angeführt, in welchem der angesehenste und selbständigste dieser schweizerischen Mitarbeiter, Ökolampad in Basel, gleich nach seiner Ankunft daselbst im Dezember 1522 den Verkehr mit ihm anknüpfte und ihn um seine Freundschaft bat. „Wer sollte, heißt es darin, den nicht lieben, der die Sache Christi mit solchem Eifer betreibt, der seine Schafe so treulich weidet und den Wölfen solche Furcht einflößt, der sich wie eine Mauer für das Haus Israel hinstellt und in Wort und Wandel die ersten Zeugen des Glaubens lebendig wieder erscheinen läßt". Und bald dehnt sich der Kreis noch weiter aus; die süddeutschen Reichsstädte, Straßburg an der Spitze, stellen sich in ihrer Reformation unter seine Leitung; die ersten Bekenner des evangelischen Glaubens in Frankreich und in Holland begrüßen in ihm ihren Lehrer, und man muß auch hier die Briefe selbst lesen, um einen Eindruck davon zu bekommen, in was für einem Grad und Umfang dieses auf ihn gesetzte Vertrauen seine Erfüllung findet, und was für eines Reichtums von Belehrung und Ermunterung und dann wieder von seelsorgerischem Rat und Trost seine Freunde für alle ihre Bedürfnisse bei ihm sicher sein durften.

Zu diesen persönlichen Einwirkungen und den unmittelbaren Eindrücken der in Zürich erzielten Erfolge gesellt sich dann eine Reihe theologischer Schriften, die mit der Rechtfertigung des dort Geschehenen auch seine weitere Verbreitung nach außen hin zum Ziele hatten und diese Absicht auch schon durch die ihnen vorangedruckten Widmungen bald an benachbarte eidgenössische Stände wie Appenzell, Bern u. s. w., bald an befreundete Städte wie Straßburg an der Stirne tragen. Die umfangreichste derselben ist an den König von Frankreich gerichtet. Auch auf dem Reichstag zu Augsburg stellt sich Zwingli mit einer ausführlichen Bekenntnisschrift ein. Eine dritte zusammenfassende Darlegung des christlichen Glaubens, die wieder dem französischen König gewidmet war, konnte Bullinger nach seinem Tode aus dem Manuscript Zwinglis veröffentlichen. An Bedeutung und Umfang läßt sich ja allerdings diese literarische Wirksamkeit Zwinglis mit derjenigen Luthers nicht vergleichen. Aber immerhin enthält sie für diese letztere, auch abgesehen von seiner verschiedenen Stellung in der Sakramentslehre, sowohl in ihrer Tendenz auf eine zusammenfassende Entwicklung des Lehrganzen als auch in ihrer objektiveren Handhabung der Schriftauslegung ergänzende Momente genug, um seine theologische Führerschaft für die ihm verwandten Kreise auch außerhalb Zürichs zu begründen.

Man kann als ein ähnlich zusammenfassendes Bild seiner einflußreichen Stellung nach außen, wie die erste Disputation zu Zürich ein solches für seinen Sieg in Zürich selbst gewesen war, die fünf Jahre nachher im Januar 1528 abgehaltene Disputation zu Bern ansehen. Auch hier war schon die Anordnung derselben das Zeugnis des gewonnenen Sieges, und dieser Beitritt des mächtigen Bern brachte auch den Sieg der Reformation in den noch unentschiedenen Gebieten zum Austrag; von allen Seiten her, der französischen wie der deutschen Schweiz, von Straßburg, von Konstanz, von Ulm waren die Leiter der evangelischen Bewegung wie zur feierlichen Begehung dieses Sieges um Zwingli versammelt. Aber es war ein Sieg und ein Anhang, den nicht äußere Gewalt, sondern die innere Macht der von ihm vertretenen Sache ihm gewonnen hatte, und wenn in den späteren Verwickelungen und im Streben nach weiterer Ausbreitung diese friedliche

Einwirkung durch die Anwendung der Gewalt verdrängt worden ist, so daß das dem Reformator in Zürich bestimmte Denkmal unter dem vielleicht all zu sehr vorherrschenden Eindruck dieser letzten Lebensjahre neben der Bibel in der einen Hand in die andere das Schwert als sein Abzeichen gelegt zeigt, so ist eben jenes Religionsgespräch zu Bern mit der ihm dort eingeräumten Führerstellung das geschichtliche Zeugnis, wie die eigentlich entscheidenden Kämpfe auch nach außen hin Kämpfe des Wortes und des Geistes gewesen sind, und gerade die durchschlagenden und bleibenden Erfolge seiner Arbeit durchaus auf dem Wege friedlicher Überzeugung und freier Anerkennung erzielt wurden.

An diesen Sieg der Zwinglischen Reformation zu Bern knüpfen sich nun aber allerdings unmittelbar jene manigfaltigen Kollisionen zwischen den Zielen kirchlicher Verteidigung und politischer Machterweiterung und andrerseits zwischen den universalen, die ganze Zeit in Bewegung setzenden Interessen des Glaubens und den nationalen Aufgaben und Forderungen des Vaterlandes, in welchen der hohe dramatische Reiz, aber auch der tragische Konflikt von Zwinglis letzten Lebensjahren liegt. Der Anschluß Berns an die evangelische Sache machte die Gewaltsamkeiten vollends unerträglich, welche ihre Anhänger namentlich in den eidgenössischen Vogteien von Seite der katholischen Stände zu erleiden hatten. Zwischen den Städten, die nun in rascher Folge während der Jahre 1528 und 1529 dem Zürcherischen Bekenntnis und Reformationsverfahren sich anschlossen, bildete sich ein Bündnis, das zunächst auf die gegenseitige Verteidigung des Glaubens und seinen Schutz in den Vogteien gerichtet war, aber nach Zwinglis Absicht auch zur Aufrichtung der politischen Hegemonie Zürichs in der östlichen Schweiz und zur Reorganisation der eidgenössischen Bundesverfassung im Sinn einer Zurückdrängung der Länder durch die Städte führen sollte. Mit Waffengewalt wollte Zwingli von den katholischen Ständen das Verbot der Jahrgelder und die Freigebung der evangelischen Predigt erzwingen, während vor kurzem noch Zürich, gegenüber den auf die Unterdrückung seines Bekenntnisses gerichteten Bestrebungen, das Prinzip verfochten hatte, daß die Bünde sich nicht auf den Glauben, sondern nur auf die Beschirmung von Leib und Gut

und auf die Handhabung des Rechtes zu beziehen hätten, und die evangelischen Städte in ihren eigenen Gebieten die Glaubenseinheit mit der größten Strenge aufrecht erhielten. Mehr und mehr löst sich über diesen mit steigender Erbitterung geführten Kämpfen für Zwingli selbst die ursprüngliche Einheit auf, in welcher ihm anfangs die reformatorische Aufgabe und die Liebe zum Vaterland gestanden hatten. Auf beiden Seiten werden die Schranken außer Acht gelassen, welche auch dem ernstesten Kampf um ideale Güter durch die gemeinsame Zugehörigkeit zum Vaterland gezogen sind. Wie die katholischen Orte an dem Papst und an Östreich, so sucht Zwingli an den süddeutschen Reichsstädten und am Landgrafen von Hessen Rückhalt und neue Bundesgenossenschaft. Aber über diesen in eine abenteuerliche Weite hinausschweifenden Plänen verliert er den festen Boden, auf dem er bisher gestanden, das innere Recht seiner Sache und zugleich das Vertrauen und den thatkräftigen Beistand seiner Mitbürger, und so findet er seinen Untergang, nicht ohne eigene Schuld, aber doch in dem bis zum Tode festgehaltenen Bewußtsein, auch für sein Vaterland das Gute gewollt und im Kampf für die zeitliche und und ewige Wohlfahrt seiner Mitbürger sein Leben geopfert zu haben. „Das Wort Gottes aufrichten, sagt er in einer seiner Verteidigungsschriften, heißt nicht die Eidgenossenschaft schädigen. Ich bin es unser Aller Vaterland schuldig wider alle Päpstischen die Wahrheit zu schirmen, daß wir nicht unter das Papsttum und seiner Schulen Gewalt und Knechtschaft gedrängt werden, welches unsern Nachkommen nachteiliger sein würde als der Verlust unsrer zeitlichen Freiheit. Also werde ich mich wider alle Lehre, die sich wider Gott aufrichtet, mit Gott aufrichten und sträuben, so lange ich lebe, und wenn ich das nicht thäte, so wäre ich ein verlogener und ehrloser Mann". Und auf dem Schlachtfeld zu Kappel waren seine letzten Worte, die uns von ihm berichtet sind, während er mitten im Schlachtgewühl, aber ohne von seinen Waffen Gebrauch zu machen, unter den Kämpfenden dastand, bis er von einem feindlichen Schlage getroffen zu Boden sank: „Biedere Leute, seid fröhlich und fürchtet euch nicht. Müssen wir gleich leiden, so ist unsre Sache doch gut. Befehlet euch Gott, der uns und den Unsrigen helfen kann. Gott walts".

Sein erster Biograph und intimster Freund Myconius hat unter dem unmittelbaren Eindruck dieses Todes dem kurz nachher entworfenen Lebensbilde Zwinglis die Überschrift vorgesetzt: „Über Huldreich Zwinglis, des tapfern Helden und großen Theologen, Leben und Sterben.“ Wir mögen es bei der Vergleichung seines Werkes mit den von ihm selbst als Muster aufgestellten Vorbildern bedauern, daß er in diesem Teile seines Wirkens dem Geist der alttestamentlichen Propheten zu wenig treu geblieben ist und neben ihrem Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit nicht auch, so wie Luther es gethan, von ihrem glaubensmutigen Verzicht auf die Mittel äußerer Gewalt und Politik sich leiten ließ; aber die Anerkennung dieser Verirrungen darf doch auch für uns diesen Eindruck des heldenhaften Mutes und des fröhlichen Gottvertrauens nicht verwischen, wie ihn seine unmittelbaren Freunde nach dem Zeugnis jener Überschrift von seinem Tod wie von seinem Leben empfangen haben. Er starb mit dem Bewußtsein lauterer Absichten und gottgewollter Ziele, als ein Zeuge und zugleich als ein Opfer jener durchgreifenden und auf die unmittelbare Verwirklichung dieser Ziele gerichteten Thatkraft, die sein ganzes Lebenswerk beseelt, und deren Wahlspruch er selbst in seiner Schrift über die Erziehung als die Aufgabe jedes echten Christen in die Worte zusammengefaßt hat: „Nicht das macht den Christen aus, daß er über Dogmen Großes zu reden weiß, sondern daß er allezeit Großes und Schweres mit Gott vollbringt“.

3.

Indes noch ein anderer Kampf nach außen fällt in diese späteren Lebensjahre des Reformators, der dem politischen zur Seite geht und vielfach auch mehr, als gewöhnlich erkannt wird, mit demselben verflochten ist; es ist der Kampf um die Anerkennung und kirchliche Geltung seiner Abendmahlslehre. Auch dieser Kampf hat innerlich Geeintes und auf gemeinsames Zusammenwirken Angelegtes getrennt. Aber während jener erste, der um die Hegemonie in der Schweiz geführte, als eine Episode betrachtet werden darf, welche mehr mit dem persönlichen Naturell und mit den äußern Verhältnissen als mit der eigentlichen Reformationsaufgabe Zwinglis in Zusammenhang gestanden und diese letztere ungleich mehr gehemmt als gefördert hat, ging dieser andre, mit theologischen Waffen ausgefochtene aus dem innersten Kern seiner theologischen Erkenntnis, ja seiner ganzen christlichen Persönlichkeit hervor und hat vor allem Andern dazu gedient, ihm nach der theologischen Seite hin die ihm zukommende selbständige Stellung in dem reformatorischen Gesammtwerke zu sichern.

Auch in diesen Kampf ist ja allerdings Zwingli zunächst wider seinen Willen hineingezogen worden. Wenn er, als in Deutschland auch unter den protestantischen Theologen die Frage über das Wesen des heiligen Abendmahles Gegenstand der Discussion zu werden begann, auch mit seiner durch ernstes exegetisches Studium gewonnenen Ueberzeugung hervortrat, so war es nicht seine Meinung, daß durch die Geltendmachung dieser Differenz eine Trennung der auf das Evangelium gegründeten Kirche herbeigeführt werden sollte. In einer Zuschrift an die Basler Geistlichen schreibt er, als er sie in Gefahr sah, um der Abend-

mahlslehre willen uneins zu werden: der Glaube an Gott und die aus demselben fließende Unschuld des Lebens sei die Hauptsache in der kirchlichen Verkündigung; wo Beides gelehrt werde, sei Einigkeit der Lehre vorhanden; das Andre, wie eben die bestimmteren Ansichten über das Abendmahl, gehöre mehr zum theologischen Beiwerk und würde, wenn es zum Heile notwendig wäre, von Christus deutlicher gelehrt worden sein. Auch in den Verhandlungen mit Luther hat er stets daran festgehalten, daß die Einheit des Glaubens durch diese zwischen ihnen obschwebende Lehrverschiedenheit nicht aufgehoben sei. Aber er wollte diese Einheit nicht durch zweideutige Kompromißformeln, wie sie etwa die Straßburger Theologen vorschlugen, sondern durch die gegenseitige offene Anerkennung der christlichen Freiheit constatiert sehen und erblickte gerade in der selbständigen Entwickelung, durch welche er unabhängig von Luther und in einer von verschieden gearteten Faktoren bestimmten Gedankenarbeit zu seiner im Wesentlichen so übereinstimmenden Heilserkenntnis geführt worden war, das thatsächliche Zeugnis, daß Ein Geist sie beide ergriffen und auf den Plan gestellt und wenn auch auf verschiedenen Bahnen sie Einem Ziele, der Herstellung einer auf das Evangelium gegründeten und durch das Evangelium frei machenden Kirche entgegengeführt hatte.

Auf der andern Seite war aber diese Verschiedenheit in der Abendmahlslehre doch der Ausdruck eines Gegensatzes, der über diesen einen Punkt hinaus auf die Gesammtauffassung der christlichen Offenbarung sich erstreckte und die verschiedenartige exegetische Begründung auf beiden Seiten nicht sowohl zur Veranlassung hatte als vielmehr als notwendige Folge in sich schloß. Und wenn wir im Blick auf die weitere Geschichte der evangelischen Kirche wie im Interesse Luthers selbst seine Schroffheit und Unnachgiebigkeit in der Geltendmachung dieses Gegensatzes auch noch so sehr bedauern mögen, so werden wir doch nicht in Abrede stellen dürfen, daß derselbe groß genug war, um einen für die letzten Consequenzen der vorhandenen Lehrunterschiede so feinfühligen Geist wie den seinigen zum Mißtrauen zu stimmen, und daß Luther ohne jene trotzige Unbeugsamkeit in der Geltendmachung des als Wahrheit Erkannten, wie er sie in

diesem Streite hervortreten ließ, wohl kaum der Reformator der christlichen Kirche geworden wäre.

Was Zwingli auf dem Gebiet der Lehre von Luther trennte und was dann in der Auffassung des heiligen Abendmahles zu seinem greifbarsten und entscheidenden Ausdruck gekommen ist, ist im Grunde dasselbe, was sich auch schon in seiner religiösen Entwicklung und in seinem reformatorischen Handeln, der Reinigung und Umgestaltung des Kultus, dem Aufbau des kirchlichen Lebens, der Beteiligung an der Aufgabe des Staates als seine Eigenart zu erkennen gegeben hat. Dem möglichst treuen Festhalten an dem geschichtlich Ueberlieferten und der nur zögernden und stufenweise sich erweiternden Lossagung von demselben steht auch hier ein principieller und von vorn herein entschiedener Bruch mit der kirchlichen Vergangenheit und eine bewußte Selbständigkeit auch angesichts ihrer größten Autoritäten gegenüber, wie wir sie in solcher Consequenz bei keinem andern Lehrer der Reformationszeit mehr antreffen. Es macht Zwingli auch als Theologen keine Sorge, in Lehren, wie derjenigen von der Taufe, sich mit allen Vätern in Widerspruch zu wissen; auch das Dogma sollte sogut als der Kultus und die Verfassung der Kirche frei und unmittelbar den ursprünglichen Zeugnissen des Christentums entnommen werden, wie sich dasselbe dem durch keine scholastische Vergangenheit beeinflußten Humanisten in frischem und selbständigem Eindruck als die religiöse Wahrheit erschloß. Es konnte nicht anders sein, als daß bei einer solchen freien Reproduction, so wenig sie auch im Allgemeinen über die Linie des altkirchlichen Lehrsystems hinausging, dann doch im Einzelnen wieder die gleiche scharfe Entgegensetzung von Geist und Natur, die gleiche praktisch verständige Betrachtungsweise und die gleiche Folgerichtigkeit und Kühnheit in der Durchführung der einmal als Wahrheit ergriffenen Grundanschauung sich geltend machten, durch welche auch sein kirchliches und politisches Reformationswerk die ihm eigentümlichen scharf umrissenen Züge erhalten hat. Man hat nicht mit Unrecht von einem modernen Zug, einer „fast modernen Ideenwelt" in der Theologie Zwinglis gesprochen, ähnlich wie ja auch seine auf die Umgestaltung der eidgenössischen Verfassung hinzielenden Entwürfe in den entscheidenden Punkten

in unserm Jahrhundert zur Ausführung gekommen sind. Seine Theologie zeigt in der That, so entschieden und fest sie auf die christliche Offenbarung sich gründet, doch überall das Bestreben, diese Offenbarung freier und in lebendigerm Zusammenhang mit den allgemeinen Ordnungen und Denkgesetzen zu verstehen und auszulegen, als es seinen theologischen Zeitgenossen möglich oder auch nur erlaubt schien. — Er durchbricht in seiner Lehre von einer allgemeinen auch den Heiden zugewandten Offenbarung und in seiner Leugnung der Verdammlichkeit der Erbsünde das augustinische Lehrsystem an seinen entscheidenden Punkten und zeigt auch in der Lehre von der Dreieinigkeit die deutliche Tendenz, die Unterschiede mehr im modalistischen als im persönlichen Sinne aufzufassen. Er liebt es auch das Wunderbare, so wenig er es in den biblischen Erzählungen leugnet, in den Zusammenhang der allgemeinen Schöpfungsordnung hineinzustellen und sucht auch die gesetzmäßigen Erscheinungen und die auf ihren natürlichen Zusammenhang gerichtete Betrachtung derselben als nicht minder wertvolle Anregungsmittel der Frömmigkeit zum Bewußtsein zu bringen. Im Werke Christi hat ihm neben der Befreiung von der Schuld auch das vorbildliche Thun und die sittliche Belehrung, die Befreiung von der Sünde, ihre selbständige Bedeutung, während andrerseits an der Person Christi mehr das menschlich ausführende Werkzeug des diese Erlösung stiftenden Gottes als sein persönliches Eingehen in die Schwachheit des Fleisches und den Fluch der Sünde in Betrachtung gezogen wird. Unter den Gütern, welche in der durch ihn eröffneten Gemeinschaft mit Gott empfangen werden, steht ihm neben der Rechtfertigung durch den Glauben als nicht minder wesentliches die Darbietung seines Geistes und die aktive Teilnahme an seinem Reiche, in welchem die Kräfte dieses heiligen Geistes zur Wirksamkeit gelangen, und der Wille Gottes als das höchste Gut für die Menschheit sich seine Verwirklichung schafft. Dabei verfügte er, was die biblische Begründung betrifft, über eine Sicherheit der exegetischen Methode und einen Scharfsinn der Combination, die seiner Schrifterklärung, einzelne gezwungene Deutungen abgerechnet, trotz dieser Beteiligung der Subjectivität eine für jene Zeit seltene sachliche Haltung verliehen und ihm

mindestens so gut als vielen andern seiner Zeitgenossen das Recht gaben, seine Lehrsätze als die Ergebnisse einer objektiv gewonnenen Schriftforschung hinzustellen.

Rastlos sehen wir denn auch Zwingli mitten in der Verfolgung seiner sonstigen reformatorischen Ziele an der Erfüllung dieser seiner theologischen Aufgabe arbeiten, und er besaß auch in der so vielverzweigten Thätigkeit seiner letzten Jahre noch innere Freiheit und Sammlung genug, um sich mit immer neuer Frische und Vielseitigkeit nach der exegetischen wie nach der dogmatischen Seite hin ihr hinzugeben. Sein Commentar zu Jesajas ist mitten unter den Unruhen des ersten Cappeler Krieges von ihm herausgegeben worden. Er konnte zu Marburg, während der Kummer über die kirchliche Entzweiung ihm auf der Seele lastete, und er mit dem Landgrafen von Hessen über die Abwehr des vom Kaiser geplanten Krieges sich beriet, jene Predigt über die Vorsehung Gottes halten, die dann später, in nicht minder stürmischer Zeit überarbeitet, zur concentriertesten und gereiftesten Zusammenfassung seiner religionsphilosophischen und theologischen Grundgedanken geworden ist. Ebenso stammt auch die letzte von ihm unternommene Zusammenfassung seiner Lehre, die an Franz I. gerichtete Darstellung des christlichen Glaubens vom Juni 1531, aus einer äußerlich sehr bedrängten und bewegten Zeit, als bereits die Gewitterwolken des nahenden Entscheidungskampfes sich trübe und schwer über ihm zusammenzogen. Trotzdem waltet darin dieselbe Ruhe und Besonnenheit und wiederum die gleiche Frische und Neuheit der Gedankenentwicklung, wie sie die sonstigen Schriften Zwinglis auszeichnet. Es ist vielleicht diejenige Schrift, die am prägnantesten und klarsten ebensowohl seine Lehreigentümlichkeit wie deren bewußten Zusammenhang mit den unverrücklichen Grundlagen des christlichen Glaubens zum Ausdruck bringt, seine Lehre von Gott, von der Erlösung, von den Sakramenten sowie auch seine bekannte Hoffnung, dereinst im Reich der Vollendung auch über den christlichen Offenbarungskreis hinaus mit den Frommen und Tugendhaften aller Völker vereinigt zu werden und „keinen guten Mann, keinen frommen Geist und keine gläubige Seele vom Anfang bis zum Ende der Welt aus der seligen Gemeinschaft mit Gott ausgeschlossen" zu sehen. Ja diese Hoffnung,

die Luther in seiner Auslegung des ersten Buches Mosis gleichfalls einer Verleugnung des Glaubens und einer Entwertung des Christentums gleich setzt, hing doch für Zwingli gerade mit dem Kern seines christlichen Gottesglaubens, seinem Glauben an die das ganze creatürliche Dasein durchwaltende Allmacht und Güte Gottes, an seine lebendige und unmittelbare Selbstoffenbarung im menschlichen Geist und an den Ursprung alles Guten aus ihm zusammen.

Am meisten aber und am trennendsten ist nun allerdings diese Lehreigentümlichkeit Zwinglis in ihrer Abweichung von Luther in seiner Lehre von den Sakramenten und insbesondere vom heiligen Abendmahl hervorgetreten, und diese bildete zugleich den Punkt, in dessen Verteidigung er sein Recht und seinen Beruf zu ihrer Geltendmachung exegetisch wie dogmatisch am einleuchtendsten nachweisen konnte, und an dessen Behauptung deshalb auch vor allem andern die Geltung seiner Reformation als eines selbständigen Ausgangspunktes für die evangelische Kirchenbildung geknüpft sein sollte.

Auch seine Abendmahlslehre ist ihren dogmatischen Motiven nach aus der gleichen Betonung des rein geistigen Wesens Gottes und der Innerlichkeit und Unmittelbarkeit des religiösen Verhältnisses zu ihm hervorgegangen, welche ihm die eben erwähnte Erweiterung seines Offenbarungsbegriffs möglich machte, die ihn auch praktisch in der Umgestaltung des Kultus zur Verwerfung aller sinnlichen Anregungsmittel der Frömmigkeit veranlaßte. Von einer rationalistischen Ablösung jener Lehre von ihren geschichtlichen Voraussetzungen ist Zwingli so weit entfernt wie Luther. Ohne die Beziehung auf den Versöhnungstod Christi und die in ihm gewährleistete Sündenvergebung und Gottesgemeinschaft wäre auch für ihn die Abendmahlsfeier ihres Inhalts entleert und zur bedeutungslosen Ceremonie geworden. „Das soll niemand als bei uns in Frage stehend ansehen, ob wir an die Gegenwart Christi im Abendmahl glauben. Wenn er nicht gegenwärtig wäre, so würde uns das Abendmahl zuwider sein“. In der kurz vor seinem Tode geschriebenen, oben erwähnten Schrift an König Franz I. wird es als das von Christo seiner Kirche gegebene Zeugnis und Pfand seiner Liebeshingabe und Versöhnung dar-

gestellt, dessen Betrachtung und Empfang die Seinen in ihren Anfechtungen stärkt und in der Gemeinschaft mit ihm bewahrt. Er bedient sich, um seine Bedeutung für den Glauben zu veranschaulichen, dem König gegenüber der sinnigen Vergleichung mit dem seiner Gattin gegebenen Verlobungsring, der von dieser auch nicht nach seinem äußern Wert geschätzt sondern als das Symbol seiner ihr angelobten unverbrüchlichen Liebe und Gemeinschaft von ihr hochgehalten wird. So wie sie in diesem Ringe zugleich der Liebe ihres Gatten sich freut und nach ihr den Wert desselben mißt, so „sind uns auch das Brot und der Wein die Symbole der Liebe, mit welcher Gott das menschliche Geschlecht in seinem Sohne mit sich versöhnt hat; wir schätzen sie nicht mehr nach ihrem stofflichen Wert, sondern nach der Größe der Sache, welche sie bedeuten; es ist uns nicht mehr gewöhnliches, sondern heiliges Brot, das deshalb auch nicht blos Brot, sondern auch der Leib Christi genannt werden kann".

Aber an die Spitze dieser ganzen ins Innerste der christlichen Glaubensgewißheit hineinführenden Darlegung ist der Satz gestellt, der für Zwingli wiederum aus dem innersten Wesen des christlichen Gottesglaubens hervorging, daß Gott als der Unerschaffene und der Unendliche nichts Creatürliches und Sichtbares als Gegenstand des Glaubens neben sich duldet, und demgemäß ein auf das Sakrament sich stützender Glaube dieses an die Stelle Gottes setzen und zur Creaturvergötterung werden müßte. Jede innere Verbindung zwischen Zeichen und Sache, zwischen der äußeren ceremoniellen Handlung und dem Glaubensakt selbst führt nach Zwingli zu einer Verunreinigung des Glaubens und zum Rückfall in den Judaismus. Er wird nicht müde zu wiederholen, daß etwas Körperliches nicht Gegenstand des Glaubens sein, und der Glaube nur im Unsichtbaren und Geistigen seinen Trost und Stützpunkt suchen könne. So fest und unmittelbar ihm daher das Abendmahl auf dem Versöhnungstod Christi beruht, es bleibt für ihn das Gedächtnis dieser geschichtlichen Versöhnung und jede über diese mnemonische Bedeutung hinaus ihm zugewiesene direkte Wirkung eine Entstellung seines ursprünglichen Sinnes, so wie auch Christus die Worte seiner Einsetzung: dies ist mein Leib, nur im figürlichen Sinn gemeint haben könne, gemäß der

von ihm selbst hinzugefügten Weisung: Dies thut meiner zu gedenken. Von einer Gegenwart Christi bei der Abendmahlsfeier kann für ihn daher doch nur insoweit die Rede sein, als der Gläubige überhaupt dieser seiner Gegenwart sich getrösten darf und schon vorher durch den innerlichen Empfang seiner Versöhnung und seines Geistes seiner Gemeinschaft teilhaft geworden ist; auch nur von einer Stärkung und Zusicherung dieser Gemeinschaft beim Empfang der heiligen Zeichen zu reden erscheint ihm bedenklich, da auch hierdurch der Glaube aus der rein geistigen Sphäre hinausgerückt und auf Sinnliches abgelenkt würde. Höchstens eine Hinlenkung der Sinne zur lebendigen Vergegenwärtigung dessen, was geistig erlebt und erfahren werden soll, läßt er etwa als specifische Wirkung des heiligen Mahles gelten: „der Geist wird, indem die äußern Sinnbilder dem Gesicht und dem Geschmack den Inhalt der Predigt vorhalten, kräftiger zu dessen Betrachtung und Beherzigung angeregt"; aber ein anderes Mysterium als diese dem Geiste veranschaulichte geschichtliche Erlösungsthatsache enthält das Abendmahl nicht und darf namentlich der äußeren Handlung nicht zugeschrieben werden; der Glaube daran „war ein bethörendes Schreckbild, das wir durch unsere eigene Dichtung uns verursacht haben"; „nicht das Wunderbare als solches, sondern die Barmherzigkeit Gottes bildet den Gegenstand des Glaubens"; „Christus, der das Licht der Welt ist, kann uns nicht wieder in ein solches der Vernunft widersprechendes Dunkel hineingeführt haben". Es leuchtet ein, wie sehr durch diese Lehre von einer lediglich abbildlichen und mnemonischen Bestimmung des heiligen Abendmahls die Feier desselben der sonstigen Beurteilungsweise des Bildlichen und Symbolischen bei Zwingli nahegerückt und in ihrem Wert für das Glaubensleben und für die Kirche abgeschwächt werden mußte. Seine Bedeutung liegt ihm denn auch viel weniger in seiner Wirkung auf das persönliche als in derjenigen auf das gemeinschaftliche Leben und auch nach dieser Seite hin weniger in dem, was darin von Gott verheißen und gegeben, als in dem, wozu der Mensch ermahnt und verpflichtet wird. Es ist „das Zeichen der Gemeinschaft für die, welche in das Blut Christi ihr Vertrauen setzen", also der gemeinsame Akt der Danksagung für die christliche Gemeinde, in welchen

sie durch die gemeinschaftliche Vergegenwärtigung der durch Christus geschehenen Erlösung ihrem Glauben an ihn und ihrer darauf gegründeten brüderlichen Liebe Ausdruck gibt und dem für sie dahingeopferten Herrn zur treuen Nachfolge sich angelobt.

Diese ganze Auffassung konnte nun aber zumal mit der von Zwingli ihr gegebenen dogmatischen Begründung auf Luther nicht anders als abstoßend wirken, dessen tiefste Erfahrung im Gegenteil dahin ging: „Wir armen Menschen müssen, dieweil wir in den Sinnen leben, ein äußerliches Zeichen haben neben den Worten, und zwar so, daß dieses Zeichen sei ein Sakrament, das ist, daß es äußerlich sei und doch geistlich Ding habe und bedeute, damit wir durch das Äußerliche in das Geistliche gezogen werden". Was ihm der höchste Glaubenstrost, das höchste Geheimnis göttlicher Herablassung und Liebesoffenbarung war, das wurde von Zwingli für eine Verletzung der göttlichen Majestät erklärt und kühl und sicher als Rest des römischen, ja heidnischen Aberglaubens und als gefährlicher Anhaltspunkt zur Wiederaufrichtung eines mittlerischen Priestertums abgewiesen. Umgekehrt, was diesem die höchste Erhebung des Glaubens und die wahrhaft evangelische Auffassung des Christentums war, das erschien Luther als das eigenwillige Umstoßen einer göttlichen Ordnung und als die Leugnung des größten der Kirche geschenkten Gnadenwunders, — und die Dunkelheit der neutestamentlichen Zeugnisse erlaubte es scheinbar beiden Teilen ihre Auffassung als die wahre und allein zulässige Auslegung derselben hinzustellen. In der Abendmahlslehre verschärfte sich also in der That die Verschiedenheit der beiden Reformatoren, die in ihrer sonstigen Theologie und in ihrem kirchlichen Wirken als die mehr oder weniger starke Betonung verschiedener Gesichtspunkte im Umkreis des gleichen geistigen Horizonts ausgelegt werden konnte, zu einem entschiedenen religiösen Gegensatz, der durch keine vermittelnden Formeln überbrückt werden konnte, sondern auf zwei prinzipiell verschiedene Auffassungsweisen des Christentums selbst zurückwies, der aber allerdings auch wieder in der Gemeinsamkeit der sonstigen reformatorischen Grundanschauungen und vor allem in der auch von Zwingli so nachdrücklich betonten Beziehung des Abendmahls auf den Versöhnungstod Christi seine Überwindung hätte finden können.

Und vielleicht wäre in der That auch diese gemeinsame Grundlage deutlicher ins Bewußtsein getreten und der Streit nicht zu einem so leidenschaftlichen und unversöhnlichen geworden, wenn nicht der schweizerische Reformator mit seiner Darlegung der Abendmahlslehre zuerst als ein Bundesgenosse Carlstadts Luther entgegengetreten wäre und sie damit diesem von vorn herein in das Licht von dessen schwärmerischem Subjektivismus gestellt hätte. Zwingli hatte die Grundzüge seiner Lehre unabhängig von Luther und im ausschließlichen Gegensatz zur katholischen Transsubstantiationslehre gewonnen. Er glaubte gerade in ihr den festesten Angriffspunkt gegen die römische Superstition und Hierarchie zu besitzen und war überzeugt, daß mit ihrer Preisgebung allmählich auch die ganze evangelische Position wieder dahinfallen müßte. Für ihn war zudem Carlstadt durchaus nicht der einzige Vertreter dieser Auffassung. Holländische Glaubensgenossen hatten sie ihm, noch ehe er sie öffentlich aussprach, bereits als eine in der Schule Wessels verbreitete mitgeteilt; seinem Freunde Capito und dem jungen Bullinger hatte sie sich als eigene Entdeckung aufzudrängen angefangen; Zwingli sprach in der That, — als er sie, zunächst um der ungeschickten exegetischen Begründung Carlstadts die richtige entgegenzustellen, Ende 1524 zuerst öffentlich darlegte, nur in klarer Formulierung und mit einleuchtender biblischer Begründung aus, was in einem weiten Kreise der evangelischen Kirche bereits als Wahrheit geahnt oder auch als feste Überzeugung im Geheimen schon anerkannt wurde.

Für Luther dagegen stellte sich hauptsächlich in Folge dieser Verbindung mit dem Auftreten Carlstadts die ganze Lehre von Anfang an unter den Gesichtspunkt eines Abfalls innerhalb des eigenen Lagers, der ihm um so gefährlicher erschien, je mehr er sich selbst das Einleuchtende und Verführende der von Zwingli vorgebrachten Gründe eingestehen mußte. Dazu kamen aufreizende Briefe wie die kürzlich veröffentlichten des Straßburgers Gerbelius; sie schilderten ihm die Verbreitung des Zwinglischen „Giftes“ als ebenso gefährlich wie den Bauernkrieg, erzählten von der Unterdrückung der gegen sie gerichteten Schriften und forderten ihn dringend auf durch sein eigenes Dazwischentreten dem umsichgreifenden Abfall zu steuern und die an ihrem ewigen Heil be-

drohten Seelen zu retten. Und wenn nun Luther in seinen gegen Zwingli gerichteten Streitschriften dieser Aufforderung mit dem ganzen leidenschaftlichen und trotzigen Ungestüm Folge leistete, das ihm in solcher Kampfesstimmung eigen war, und auch Zwingli gegenüber jenes von vornherein auf jede Verständigung verzichtende Selbstgefühl an den Tag legte, das ihn gegenüber dem als Feind der Wahrheit von ihm verurteilten Gegner zu beseelen pflegte, so ließ es andrerseits auch dieser, nachdem einmal der Bruch eingetreten und der Gegensatz noch weit über sein ursprüngliches Maß hinaus erweitert worden war, in seinen Entgegnungen nicht an scharfen und bitteren Worten fehlen, die dadurch jedenfalls nicht weniger verletzend wirkten, daß sie der leidenschaftlichen Erregtheit Luthers einen kühlen Spott und den oft wiederkehrenden Vorwurf willkürlicher Erdichtung, völliger Verständnislosigkeit, blinden Eifers u. s. w. entgegensetzten. Er kann ihm etwa vorhalten, in seiner Antwort „nichts, was der christlichen Wahrheit würdig gewesen wäre, vorgebracht zu haben," oder ihn zur Selbstprüfung auffordern, ob nicht seine Hartnäckigkeit ein Zeichen der göttlichen Verwerfung sein könnte; er macht ihm, während Luther ihn der Verleugnung des Glaubens zeiht, den Rückfall ins Papsttum zum Vorwurf; er kann die Forderung eines Glaubens auch gegen das Zeugnis der Sinne durch die Erinnerung an jenen Betrüger lächerlich machen, welcher vorgab, er habe einen Tempel mit schönen Bildern bemalt, die aber nur den aus ehelicher Geburt Entstammten sichtbar wären, und der es auf diesem Wege auch richtig erreicht habe, daß alle, um nicht jenen Makel auf sich zu laden, die Bilder wirklich zu sehen vorgaben. Und in der Darlegung der eigenen Ansicht sehen wir gerade in diesen Verhandlungen mit Luther die Berührungspunkte ungleich mehr zurückgestellt, als es in den Darstellungen vor und nach dem Streite der Fall ist. Erklärungen wie die, daß uns Christus im heiligen Abendmahle zur Sicherung sein Fleisch und Blut als Speise gebe, daß durch seinen Empfang der sinnliche Mensch in den Gehorsam des Glaubens hineingezogen werde, suchen wir in jenen Streitschriften vergebens; seine Bedeutung wird gerade hier ausschließlich in die eines kirchlichen Erinnerungs- und Bekenntnisaktes gesetzt und andrerseits auch der Lehre Luthers

von der Allgegenwart des Leibes Christi eine Auffassung vom himmlischen Fortleben desselben gegenübergestellt, die jener nicht ohne Grund als eine kindische und ungenügende auch seinerseits dem Spotte preisgeben konnte.

Auch in diesem Streite wurde, nachdem die literarischen Verhandlungen sich als erfolglos erwiesen hatten, die Entscheidung auf ein Religionsgespräch abgestellt, das letzte, an welchem Zwingli noch Teil genommen hat. Es war das Religionsgespräch zu Marburg, zu welchem Anfangs Oktober 1529 auf Veranstaltung des Landgrafen von Hessen die Häupter der reformatorischen Bewegung zusammen kamen, neben Luther und Melanchthon der Nürnberger Andreas Osiander und der Würtemberger Johannes Brenz und von der andern Seite neben Zwingli Oekolampad aus Basel und Butzer und Hedio aus Straßburg. Die Verhandlungen fanden zuerst zwischen Luther und Oekolampad einerseits und zwischen Zwingli und Melanchthon andrerseits statt und wurden darauf an den folgenden Tagen in allgemeiner Versammlung vor dem Landgrafen und seinem Hofe fortgesetzt; es war das einzige Mal, daß die Wittenberger und die Schweizer Reformatoren abgesehen von der früheren Bekanntschaft zwischen Melanchthon und Oekolampad einander von Angesicht sahen und persönlich mit einander in Verkehr traten. Auch war diese persönliche Begegnung trotz dem Mißerfolg in der Hauptsache durchaus keine fruchtlose. Wenn man in der Frage über die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl keine Einigung zu finden vermochte, so konnte doch in Bezug auf den sonstigen Lehrinhalt das Vorhandensein einer Einheit konstatiert und ein gemeinsames Bekenntnis aufgestellt werden, welches in diesem Zeitpunkte unmittelbar von der definitiven Spaltung der beiden reformatorischen Richtungen abgefaßt, zum doppelt wertvollen geschichtlichen Denkmal der auch in ihrer Verzweigung sie verbindenden und zusammenhaltenden Glaubensgemeinschaft geworden ist. Für das Urteil Luthers freilich war auch dieser Reichtum des gemeinsamen Glaubensinhalts noch nicht hinreichend um ihn zu einer entscheidenden Änderung seiner Gesinnung gegen die Schweizer zu veranlassen. Wie er schon vor seiner Beteiligung an dem Streit mit ihnen, im Jahre 1526 sich dahin erklärt hatte, „daß

er alle, welche die leibliche Gegenwart leugneten, als vom christlichen Glauben ausgeschlossen ansehe," so zeigte er sich auch jetzt für alle Bemühungen unzugänglich, die ihm das christliche und exegetische Recht einer von der seinigen abweichenden Deutung der Einsetzungsworte klar zu machen suchten. Er hatte diese Worte bei der Verhandlung vor sich auf den Tisch geschrieben; jeder Einwurf gegen seine Erklärung war ihm ein Widerspruch gegen die „lauteren und dürren Worte Gottes", und schließlich verabschiedete er sich, als die Gegner sich der ihnen zugemuteten unbedingten Unterwerfung nicht fügen wollten, von ihnen mit den verhängnisvollen Worten: „Ihr habt einen anderen Geist als wir", und mit der Erklärung, daß er sie nicht als Brüder anerkennen, sondern nur die Liebe, die man auch dem Freunde schuldig sei, ihnen zusagen könne; es war, gleichzeitig mit jener Konstatierung der vorhandenen wesentlichen Glaubenseinheit, der Untergang der Hoffnung, daß auf dem Grunde dieses gemeinsamen Glaubens eine einheitliche evangelische Gesammtkirche sich würde erbauen können.

Und doch kann trotz dem Scheitern dieser Hoffnung und trotz der erfahrenen Zurückweisung auch dieses Religionsgespräch seinen geschichtlichen Folgen nach für Zwingli nicht als eine Niederlage, sondern nur als ein Sieg gelten, der in seiner Bedeutung dem zu Zürich und zu Bern erfochtenen ebenbürtig zur Seite steht, und es wird immer zu den großen und entscheidenden Thaten seines Lebens gerechnet werden müssen, daß er bei diesem Zusammentreffen seine Hand wohl zum Frieden, aber nicht zur Unterwerfung dargeboten und, wenn auch über dem Scheitern seiner Friedenshoffnung seine Augen sich mit Thränen füllten, doch diesen Frieden durch keinerlei Verleugnung der Wahrheit erkauft hat. Die Versuchung zum Nachgeben damals wie bei spätern Gelegenheiten war ja groß genug. Mit dem Scheitern des theologischen Einigungsversuchs war auch der von ihm mit so großen Hoffnungen gefaßte politische Einigungsplan vernichtet, dessen Vereinbarung neben der dogmatischen Verhandlung einen Hauptzweck seiner gefährlichen Reise gebildet hatte, und auch später sehen wir noch mehr als einmal das dem Abschluß schon nahe gebrachte Bündniß zwischen den protestantischen Kirchen im

Norden und im Süden an dem Umstand wieder auseinandergehen, daß Zwingli sich nicht dazu verstehen konnte, das freie und bestimmte Bekennen dessen, was ihm als Wahrheit feststand, sei es auch nur in Form eines zweideutigen Ausdruckes, solchen politischen Rücksichten zu opfern. Auch er war in einer von aufrichtigem Wahrheitsernst geleiteten Arbeit und im Gebet um die göttliche Erleuchtung seiner Überzeugung gewiß geworden, und er war sich nicht weniger als Luther bewußt in der Bildung seiner Lehre nicht blos rationellen Erwägungen, sondern dem klaren Wortlaut und dem einheitlichen Sinn der biblischen Offenbarung gefolgt zu sein, und „seine Gründe, wie er bezeugt, nicht in eigenen Worten, sondern in den starken und unüberwindlichen Worten Gottes gesetzt zu haben." Und auch in ihm lebte die volle Klarheit darüber, in was für einem Zusammenhang dieser eine Punkt mit dem ganzen Geist und der ganzen Zukunft der von ihm begonnenen Reformation stand. Als im Beginn des entscheidenden Jahres 1531 nach dem Zusammentritt des schmalkaldischen Bundes die Bemühungen des hessischen Landgrafen und Straßburgs noch einmal ein Gesamtbündnis der evangelischen Staaten vorbereitet hatten, dessen Zustandekommen dem Schicksal Zwinglis und vielleicht der ganzen Geschichte des Protestantismus eine andere Wendung gegeben hätte, und der Beitritt der schweizerischen Städte nur noch davon abhing, ob sie sich in bezug auf die Abendmahlslehre einer Formulierung anschließen würden, die durch ihre Zweideutigkeit beiden Teilen das Recht gab ihre Auffassung darin ausgesprochen zu finden, gab Zürich auf Zwinglis Veranlassung in einer an Straßburg gerichteten und in einer neueren Aktensammlung abgedruckten Zuschrift zur Motivierung seiner Weigerung die denkwürdige Erklärung: „Es ist auch zu bedenken, daß wir nicht allein uns selbst leben, sondern auch den nachkommenden Zeiten und Menschen, und so wir jetzt die Wahrheit nicht bis in den Tod hinein bekenneten, sondern davon abstünden aus Furcht oder Begierde, wäre das nicht eine Verwirrung auch der künftigen Welt?" Man kann also wohl sagen: wie auf dem Religionsgespräch zu Zürich dem grundlegenden Reformationswerk Zwinglis in Zürich die Bahn eröffnet und auf demjenigen zu Bern seine weitere Ausbreitung in der Schweiz

und im südlichen Deutschland gesichert worden ist, so hat Zwinglis Standhaftigkeit zu Marburg die theologische Eigenart desselben der Nachwelt erhalten und damit zugleich für die ganze Zukunft und den ganzen Umfang des evangelischen Protestantismus auch jene allgemeinen Grundsätze freier Schriftforschung und theologischer Lehrbildung sichergestellt, die es dem evangelischen Glauben möglich gemacht haben, auch unter der Herrschaft neuer wissenschaftlicher Methoden und fortschreitender, das augustinisch mittelalterliche Lehrsystem verdrängender Erkenntnisse als der ewig frische Quellpunkt des religiösen und sittlichen Lebens sich zu behaupten.

So ist es nach allen Seiten hin das Bild einer groß aufgefaßten und heroisch durchgeführten Aufgabe und Leistung, was die Vergegenwärtigung der reformatorischen Arbeit Zwinglis in dem kurzen Zeitraum eines einzelnen Jahrzehnts uns vor Augen stellt, groß und heroisch auch in dem, worin er geirrt und gefehlt hat, und groß und erhebend auch für solche, denen die konkreten Ziele und Ergebnisse dieser Arbeit vielleicht ferner liegen und nicht in allen Punkten die Zustimmung abgewinnen können. Ein Vorbild treuer, selbstverleugnender Hingebung an die Pflichten des Amtes, ist Zwinglis Leben ein Zeugnis davon, was dieses Amt durch die rechte Benutzung der ihm anvertrauten Kräfte auszurichten vermag. Das Gemeinwesen, in das er als Fremdling eingetreten, läßt er bei seinem zwölf Jahre nachher erfolgten Tode als ein durch und durch erneuertes und, nach dem Stempel seines Geistes umgewandeltes zurück und ruft durch die einfache Reproduktion des Schriftwortes in demselben eine der merkwürdigsten Umwälzungen, welche die Geschichte kennt, hervor. Auch der Kampf, in welchem er sein Leben opferte, und mit seinem Leben auch die Reinheit seiner reformatorischen Ziele Preis gab, war seinem Beweggrunde nach ein Kampf für ideale Güter und für die Regeneration des Vaterlandes und der Ausfluß jenes Solidaritätsgefühls und jenes Bedürfnisses nach Mitteilung der von Gott empfangenen Güter, das von da an der reformierten Kirche als Missionstrieb nach innen und außen in so besonderen Maße

eigen werden sollte. Und mitten in diesen Arbeiten und Kämpfen behält er die Kraft, auf dem Gebiet der Schriftauslegung wie der systematischen Lehrentwicklung theologische Werke hinzustellen, die, wenn auch vielleicht nicht in allen Ergebnissen, doch in ihrer Methode und in ihren Grundsätzen noch auf Jahrhunderte hinaus vorbildlich sein konnten. Und größer vielleicht noch als durch die Erfolge seines Wirkens steht sein Bild in der Geschichte durch den Geist, von dem es beseelt war: wir meinen seine freie, allem Scheinwesen und aller konventionellen Beschränktheit abgeneigte Natürlichkeit und Offenheit, sein tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit für seine Gemeinde und sein Volk, seine herzliche und allezeit hilfsbereite Teilnahme, seine fest im Evangelium gegründete, immer fröhliche und auch in den trübsten Zeiten und Lagen unentwegt an dem Walten der ihrer Ziele sichern Gottesmacht festhaltende Glaubenszuversicht. Es ist der Geist, welcher auch seine geschichtliche Erscheinung bei aller menschlichen Beschränktheit immer für seine Kirche vorbildlich machen wird, und welcher dieser zugleich die Bahn vorzeichnet, auf der sie auch in veränderten Verhältnissen ihres Einflusses und Segens wird gewiß bleiben können.

Halle, Druck von E. Karras.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Die

Wittemberger Nachtigall.

Martin Luther's

Geistliche Lieder.

Jubiläumsausgabe

von

Karl Gerok.

Mit Donndorf's Lutherbüste.

Hübsch kartoniert ℳ 2, eleg. gebunden ℳ 3.

Nun, Wittemberger Nachtigall,
Laß klingen deinen süßen Schall,
Laß schmettern deinen hellen Schlag,
Ob ihn dein Volk noch hören mag.

Der Dichter der „Palmblätter" bietet hier eine reizende Gabe zur Lutherfeier dar. Luther's herrliche Lieder, voll gesunder Kraft und Freudigkeit des Glaubens, werden in diesem schönen Gewande, eingeführt durch Gerok's poetische Worte, in jedem christlichen Haus Eingang finden.

Prof. Donndorf's Lutherbüste, ohne Frage das beste plastische Lutherbild der Gegenwart, ist in vorzüglicher Reproduktion dem hübschen Bändchen beigefügt.

BR
300
V5
Jg.1

Verein für Reformations-
geschichte
Schriften

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 29 01 09 001 7